

Mittheilungen des Vereines  
für  
**Geschichte der Deutschen**  
in  
**Böhmen.**

II. Jahrgang.

Redigirt von **A. Schmalzfuß.**

Nebst der

**literarischen Beilage.**

Redigirt von

Prof. Dr. **C. Höfler.**

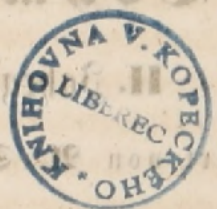


— Eigentum des Vereines. —

**Prag, 1864.**

Druck der k. k. Hofbuchdruckerei von Gottlieb Haase Söhne.

Bibliothek des Vereins  
Geschichte der Deutschen



Vědecké oddělení

PA 466 / 1864  
Roc: 2  
(1-6)



60589

# Mittheilungen des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen.

Redigirt von  
**A. Schmalzfuß.**

---

Zweiter Jahrgang.

Erstes Heft.

---

## Die Ausbreitung der deutschen Nationalität in Böhmen.

Von **W. Weber.**

### I.

Das älteste Volk, welches die Geschichte in Böhmen kennt, sind die Bojer (von ungefähr 350 — 12 v. Chr.). Diesem kräftigen und berühmten Zweige der Kelten, welcher auch die an Böhmen grenzenden Theile von Baiern, Oesterreich und Mähren besetzt hatte, wurde um das Jahr 12 v. Chr. die Herrschaft von den Markomannen entrisen. Mit diesem deutschen Volke vom suevischen Stamme kam zuerst deutsche Sprache, Art und Sitte nach Böhmen und blieb daselbst über vier Jahrhunderte heimisch, bis der gewaltige Stoß, welchen die (375) in Europa eingebrochenen Hunnen auf die Völker dieses Erdtheils ausübten, auch hier eine entscheidende Nachwirkung hinterließ. Die durch das Schwert errungene Macht der Markomannen erlag dem Schwerte der Hunnen.

Schon war nämlich durch diese Barbaren das ostgothische Reich am Dniepr vernichtet, die Westgothen waren vom Dniester und von der Theiß auf byzantinischen Boden gejagt, binnen einem halben Jahrhundert alle Macht deutscher, slavischer und sarmatischer Völker zwischen dem schwarzen und baltischen Meere, der Donau und dem Rhein gebrochen, Ost- und West-Rom tributpflichtig gemacht. Von Hunnen und Slaven gedrängt waren die Vandalen und ein Zweig derselben, die Silinger, diese alten nordöstlichen Nachbarn der Markomannen, um 401 dem Rheine zu gezogen, um dann 409 mit anderen deutschen Völkern im furchtbarsten Verwüstungszuge nach Spanien aufzubrechen. Die Hunnen selbst waren schon 430 bis an den Rhein vorgebrungen und dort mit den Burgundern in einen siegreichen Kampf gerathen. Unter solchen Verhältnissen ist kein Zweifel, daß auch die Markomannen, wie die meisten mitteleuropäischen Völker, sich dem Boche der Hunnen beugen mußten. Wohl macht die Geschichte von Kämpfen zwischen den Markomannen und Hunnen keine Meldung; allein sie werden mit den Quaden zugleich als ein den Hunnen unterworfenen Volk genannt. Als sich dann 450 die Heere des Attila, bestehend aus Hunnen, Sarmaten und Deutschen, unter welchen auch die Markomannen angeführt werden, in furchtbaren Massen gegen den westeuropäischen Völ-

ferbund unter Aëtius dem Rheine zuwälzten, führte der schreckliche König die Hauptabtheilung selbst durch Böhmen, und lehrte, auf den catalanischen Feldern geschlagen, 451 wohl wieder durch Böhmen nach Ungarn zurück.

So war denn die waffenfähige Mannschaft der Markomannen, die sich dem Hunnenheere hatte anschließen müssen, wohl schwerlich mehr in die Heimat zurückgekehrt; diese selbst mußte unter solchen verwüstenden Zügen furchtbar gelitten haben. Im Markomannenlande war Platz geworden für ein neues Volk. Da kamen (von der zweiten Hälfte des 5. Jahrhunderts an) die Czechen aus Chrovatien, ihrer alten Heimat im Norden der Karpaten, nach Böhmen; die schwachen Ueberreste der Markomannen verloren sich unter ihnen oder flüchteten in die Gebirge, wohin sich schon vor den andringenden Hunnen manche ihrer Stammgenossen zurückgezogen haben mochten.

So wurde das ehemals deutsche Land slavisch. Man könnte daher das von dem Prager Universitätsrector 1609 über die Deutschen in Böhmen gesprochene Wort des Hasses: „Voni jim český chléb“ (Sie essen czechisches Brod) — auch umkehren und mit Bezug auf die Czechen sagen: „Voni jim německý chléb“, (Sie essen deutsches Brod) — wenn nicht beides gleich albern wäre.

Ueber die Frage, ob in den böhmischen Grenzgebirgen Reste von Deutschen zurückgeblieben, wird wohl nie vollkommen klares Licht verbreitet werden können. Behauptet Pelzel („Geschichte der Deutschen in Böhmen“ in den Abhandlungen der böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften 1789) geradezu, daß „die Abkömmlinge der alten Völkerschaften noch da sind,“ und ist Schafarik („Geschichte der slavischen Sprachen“) der Ansicht, „daß sich die kräftigeren (von den Markomannen) in die einsamen Gebirge zurückgezogen;“ so läßt Palacký jede Spur des Deuthums nach der czechischen Invasion verschwinden, und meint in einer Abhandlung der Museumszeitschrift 1846: „die ganz neudeutsche Theorie (von deutschen Ueberresten in Böhmen) beruhe auf purem Truge, und es lasse sich vollständig und gründlich darthun, daß, insofern wenigstens im 7., 8., 9., 10. und 11. Jahrhundert (!) auch nicht Ein Deutscher, höchstens gastweise, seinen Aufenthalt in Böhmen hatte, alle jetzt in Böhmen wohnenden Deutschen spätere Ankömmlinge, Kolonisten und Gäste in diesem Lande sind.“

Indessen, muß auch zugegeben werden, daß sich die nach den hunnischen Bedrängnissen noch vorhandenen markomannischen Reste in den inneren und ebeneren Theilen des Landes in der czechischen Nationalität verloren, so steht doch der Annahme nichts entgegen, daß, wie die Vasken in den Pyrenäen, die Briten in den Bergen von Wallis, die Rhätier in den Alpen, die Slaven vor den Magyaren in den Karpaten, so die „Kräftigeren“ aus dem Markomannenvolke, welche sich der slavischen Herrschaft nicht fügen mochten, in den Grenzgebirgen des Landes vor ihren Drängern eine Zuflucht gesucht und gefunden haben werden. Ist es doch nicht wahrscheinlich, daß die vorzugsweise ackerbautreibenden, kaum in dichten Massen angekommenen Czechen sich auch auf die höheren Gebirge hin ausgedehnt

haben, während diese den krieg- und jagdliebenden Deutschen ein willkommenes Asyl boten. So sind wirklich die Orts-, Fluß-, Berg- und Flurenamen über eine gewisse Grenzlinie im Gebirge, — welche sich nach Schmalfuß' Angabe („Die Deutschen in Böhmen“) im Erzgebirge über Bleistadt, Schlackenwerth, Klösterle, Niedergeorgenthal, Klostergrab, Graupen hinzieht, — fast durchgehends deutsch, während sich in den anliegenden Gegenden dieß- und jenseits der Gebirgskämme, wo früher Czechen sesshaft waren, ihr slavischer Ursprung leicht darthun läßt. Doch mußten diese Reste deutscher Nationalität jedenfalls schwach gewesen sein, und ein nationaler und politischer Aufschwung derselben wäre um so weniger möglich gewesen, als sie einer slavischen Regierung unterthan und rings von einer Slavenwelt umschlossen waren, welche im Norden, wie im Westen und Süden, zum Theile weit über die böhmischen Grenzen sich erstreckte und alten deutschen Boden besetzt hielt.

Allein die Slaven, in ihrem Streben, das Gebiet des baltischen wie des schwarzen Meeres zu umfassen, zu weit nach Westen vordringend, wo sie keine natürlichen Grenzen fanden, bei ihrer ungeheuren, nur von dem arabischen Volke übertroffenen Ausdehnung zu dünn angesiedelt, vielgliederig und zusammenhangslos, ohne politischen Mittelpunkt und zu staatlichen Gestaltungen auch weniger geschickt und tüchtig als ihre westlichen Nachbarn, in Sitten und Verhältnissen selbst unter einander sehr verschieden, konnten das große Territorium nicht auf die Dauer behaupten. Der Deutsche, in die christliche Civilisation aufgenommen, dem lebensvollen Impulse West-Roms folgend, von diesen, den ersten Karolingern und den Königen aus dem sächsischen Hause großgezogen, wandte sich gegen die zu weit nach Westen vorgedrungenen Slaven, begann zuerst im Nordosten den Kampf der christlichen Kultur mit der heidnischen Barbarei, der zugleich ein Ringen der deutschen mit der slavischen Nationalität, ein Germanisierungsprozeß war, und durch die siegreichen Schlachten der deutschen Könige, durch Otto's I. großartige Stiftungen, durch die Gründung des Bamberger Bisthums und Heinrichs des Löwen Uebermacht schließlich mit der politischen und nationalen Vernichtung der dortigen Slaven endigen mußte.

Wenn der Deutsche in seinen Kriegen gegen die „treulosen und widerspänstigen“ Romanen gern alle Rücksicht zu beobachten pflegte, so setzte er diese, galt es einen Kampf mit den Slaven, gewöhnlich bei Seite. Wie Kaiser Otto I. (968) die Redarier zu vernichten befahl, auf daß der Kampf mit ihnen einem schnellen Ende zugeführt würde; so hat der Slave überall, wo er in dauernde Abhängigkeit vom deutschen Reiche gerieth, mit seiner Selbständigkeit auch seine Sprache eingebüßt. Nur den Czechen gelang es ihre Nationalität zu wahren, nicht bloß durch den kräftigen Widerstand, den sie, von der Natur ihres Landes unterstützt, den deutschen Drängern entgegensetzten, sondern ganz besonders durch die frühzeitige Annahme der christlichen Kultur, sowie durch die Gründung geordneter staatlicher Zustände, obgleich dieselbe in jene Periode der sächsischen

Könige fiel, welche für ihre nördlichen Stammesgenossen so verhängnißvoll geworden war.

Schon die Karolinger hatten Versuche gemacht, die deutsche Macht über die böhmischen Berge hin zu entfalten. Nachdem Karl der Große die Aaren besiegt hatte, wandte er sich (805 — 806) gegen die Böhmen und brachte sie zur Tributpflicht gegen das fränkische Reich. Allein mehr noch griff sein Enkel, Ludwig der Deutsche, in die Angelegenheiten der Slaven ein und störte sie aus der ruhigen Entwicklung auf, der sie unter Ludwig dem Frommen überlassen waren. Die Czechen aber behaupteten in wiederholten blutigen Kriegen (846, 847 — 850, 872) ihre Unabhängigkeit, ja sie sagten sich von Deutschland gänzlich los und wandten sich dem in ihrem Südosten sich aufbauenden großmährischen Reiche zu.

Allein, — gleichsam als wenn Böhmen das Bedürfniß und die eigenthümliche Bestimmung, bei aller Selbstständigkeit seines Daseins doch als ein untrennbares Glied in den Verband des deutschen Reiches einzugehen, schon damals gefühlt hätte, — diese Verbindung mit dem großen Slavenreiche dauerte nicht einmal so lange, als dieses selbst. Schon 846 suchten vierzehn böhmische Lehen oder Häuptlinge an Ludwigs des Deutschen Hof zu Regensburg sammt ihrem Gefolge Unterweisung in der Heilsreligion und erhielten durch den dortigen Bischof Bothorich die christliche Taufe. Sie hatten sich dadurch von dem slavischen Heidenthum ab- und der christlich-deutschen Civilisation zugewendet, und die für den deutschen Einfluß in Böhmen so hochwichtige Folge herbeigeführt, daß das Land hinfort zur Regensburger Diöcese gerechnet wurde und von hier ausgesandte Missionäre mit lateinischem Ritus unter den Czechen wirkten. Freilich konnte deren Wirksamkeit nicht nachhaltig und erfolgreich genug sein, und war es erst dem von den heiligen Slavenaposteln Cyrill und Method ausgegangenen Feuereifer, der in Großmähren die herrlichsten Früchte trug, vorbehalten, das Christenthum seit der Taufe des Herzogs Borimow und seiner Gemalin, der heiligen Ludmila (879), durch slavischen Unterricht in Fleisch und Blut der Nation zu überführen.

Die Verbindung Böhmens mit Großmähren löste sich schon unter Borimow's Söhnen, Spitihněw und Wratislaw. Sie begaben sich mit dem böhmischen Volke in den Schutz des Königs Arnulf und des deutschen Reiches. Als dann durch den Stoß der Magyaren das großmährische Reich zerfallen und somit der Kern vernichtet war, um den vereinigt die slavischen Glieder Deutschland gegenüber eine selbstständige Entwicklung hätten nehmen können, fühlten die isolirten Czechen das Bedürfniß eines näheren Anschlusses an Deutschland um so mehr, als sie in kirchlicher Beziehung von demselben ohnehin abhängig waren.

Vermochte unter solchen Verhältnissen, bei der bald freundlichen, bald feindlichen Berührung der beiden Nationen, durch deutsche Missionäre, durch den Diöcesanverband mit Regensburg, durch den näheren Anschluß in Folge der Gefahr vor den Magyaren, das seit Mitte des 5. Jahrhunderts exilirte deutsche Wesen gewiß nur sporadisch und schwach in Böhmen wieder aufzutreten, besonders da auch

Arnulfs Nachfolger, Ludwig IV. und Konrad I. das Land sich selbst überließen, so begann dafür seit Wenzel I., dem Heiligen, eine günstigere Zeit. Durch ihn wird der böhmische Staat in eine christliche Monarchie umgebildet, aber in dauernde Abhängigkeit von Deutschland gebracht und hinfort in die Schicksale des deutschen Reiches verflochten.

Als nämlich König Heinrich I., der die Slaven an der unteren und mittleren Elbe bezwungen hatte, und am Oberlaufe dieses Flusses keinen unabhängigen Slavenstaat bestehen lassen konnte und mochte, 929 mit Heeresmacht vor Prag erschien, setzte Herzog Wenzel der Heilige, friedliebend, zu Deutschland, wo sein Bischof war und woher seine Priester kamen, ohnehin hinneigend, von den Magyaren häufig bedroht, keinen dauernden Widerstand entgegen, schwur dem deutschen Könige Treue, die er fortan hielt, und verpflichtete sich zum Tribute. Des Landes Unabhängigkeit, der Böhmen alte, kriegerische Freiheit war somit gebrochen, der deutsche Einfluß wurde fühlbar, deutsche Priester, vom Herzoge viel begünstigt, wanderten vorzüglich aus Baiern und Schwaben ein und wirkten im Lande, die kirchlichen Verhältnisse wurden „nach der Weise der großen Nationen“ geordnet, das Czechenland war in eine dem deutschen Reiche unterworfenen Monarchie verwandelt. Doch der durch den überhandnehmenden deutschen Einfluß und die entschieden christliche Gesinnung des Herzogs angefaßte Ingrimm der dem Herrscher ohnehin abgeneigten böhmischen Großen, verbunden mit der Herrschucht seines Bruders Boleslaw, führte sein blutiges Ende herbei (935).

Mit Wenzels Ermordung begann die Reaction gegen das eindringende Deutschtum, der nationale Widerstand und die allgemeine Schilderhebung gegen die Oberherrschaft des Reiches, die Vertreibung der deutschen Priester, die Unterwerfung der den Fremden freundlich gesinnten Partei im Lande, der vierzehnjährige blutige Kampf Boleslaws I. gegen Otto I. um Böhmens Unabhängigkeit. Allein alle Anstrengungen waren vergeblich. Böhmen bleibt dem deutschen Reiche unterworfen und Boleslaw, der die Macht der czechischen, zum Theil zu Deutschland haltenden Unterfürsten (Dobromir von Saz) gebrochen und dadurch die herzogliche Gewalt befestigt hatte, erscheint fortan als Freund der Deutschen, denen er im furchtbarsten Entscheidungskampfe gegen die Magyaren (955) als starker Waffen-genosse zur Seite steht, obwohl er sonst Verbindungen mit slavischen Völkern, namentlich (durch die Vermählung seiner Tochter Dubrawka an den polnischen Herzog Miecislaw) mit den Polen sucht.

Inniger werden die Beziehungen zu Deutschland unter seinem Sohne Boleslaw II. Dieser hatte sich seine Gemalin (Emma) aus Deutschland geholt und stand im engsten Verhältnisse zum bairischen Hofe Heinrichs des Fänklers, dem er in den Kämpfen um die Königskrone wiederholt Beistand leistet. Sein Bruder Strachwas wird Mönch zu St. Emmeran in Regensburg, und seine von ihrem schändlichen und grausamen Bruder Boleslaw III. verfolgten Söhne suchen Zuflucht bei dem bairischen Herzoge und bei dem ostfränkischen Markgrafen

War der Einfluß Deutschlands auf Böhmen durch die enge kirchliche Verbindung wesentlich gefördert worden, so hörte derselbe auch dann nicht auf, als durch Kaiser Otto I. auf Ansuchen Boleslaw's II. und mit Zustimmung des h. Wolfgang, Bischofs von Regensburg, ein eigenes Bisthum für Böhmen in Prag gegründet wurde (973); denn dieses wurde in den Mainzer Metropolitanverband aufgenommen, die Prager Bischöfe erhielten die Investitur vom deutschen Könige und die Bestätigung und Weihe vom Mainzer Erzbischof. Dazu kam, daß seit dem ersten Bischöfe von Prag, Thietmar, einem deutschen Benediktinermönch aus Magdeburg, die Landesbischöfe bis ins 13. Jahrhundert herab mit wenigen Ausnahmen Deutsche waren, so wie gar oft deutsche Bischöfe religiöse Functionen im Lande verrichteten.

Unter solchen Umständen nahm denn auch Böhmen mehr und mehr Theil an der geistigen Entwicklung Deutschlands. Davon ist insbesondere das Leben und die gesammte Wirksamkeit des h. Adalbert, zweiten Bischofs von Prag, ein sprechendes Zeugniß. Einem berühmten czechischen Adelsgeschlechte entsprossen, kommt der böhmische Knabe an die neu errichtete Metropole zu Magdeburg, um sich in den freien Künsten auszubilden. Mit der Ablegung seines slavischen Namens Bojtěch und der Annahme eines deutschen bezeichnet er seinen Eintritt in den Kreis des deutschen Lebens; er eignet sich die Bildung, aber auch die kirchliche und politische Richtung des deutschen Klerus an, und es wird später von der größten Bedeutung für die Fortdauer des deutschen Einflusses in Böhmen, daß an der Spitze der kirchlichen Dinge in dem riesenhaft angewachsenen Reiche des hochstrebenden Boleslaw II. ein Mann stand, der von Geburt ein Slave, aber von Bildung und Gesinnung ein Deutscher war. Diese hohe Wichtigkeit der Stellung Adalberts erkannte man in Deutschland wohl. Daher das Drängen des Mainzer Erzbischofs Willigis, daß der h. Adalbert nach Böhmen zurückkehre, wo indessen seiner Familie durch das gewaltthätige Geschlecht der Wršowitze ein blutiger Untergang bereitet worden war.

So sehr auch Böhmen unter Boleslaw II. in die Schicksale des deutschen Reiches ver wachsen war, so drohte doch unter dessen unwürdigem Sohne Boleslaw III. dem Lande die Gefahr, von der polnischen Macht unter dem thatkräftigen Boleslaw Chrobry verschlungen zu werden. Zweimal wird die Succession der Přemysliden unterbrochen, durch die piastischen Brüder Wladivoj und Boleslaw Chrobry. Der offenbare, großartige Plan des letzteren war, eine slavische Weltmacht auf polnischer Grundlage zu errichten, welcher auch die in deutscher Abhängigkeit stehenden Westslaven sich beugen sollten. Als er wirklich Böhmen mit Polen vereinigte, Baiern, Franken, Sachsen und Thüringen zugleich bedrohte, war Deutschlands Kampf gegen einen so gewaltigen Gegner unabweibare Nothwendigkeit geworden. Heinrich dem II. gebührt das Verdienst, Böhmen von der Polenherrschaft befreit, es durch neue Bande mit dem Reiche verknüpft und deutscher Einwirkung zurückgegeben zu haben. Von den Böhmen, die des polnischen Joches müde waren, mit Freuden aufgenommen, verjagte er die Polen und führte die Přemysliden auf den



Prager Herzogstuhl zurück. Zwar behauptete sich der tapfere Polenkönig im Besitze der böhmischen Nebenländer und vergeblich war der sechsjährige Krieg, der zur Wiedergewinnung derselben von Deutschen und Böhmen gemeinschaftlich geführt wurde. Doch hatte dieser Krieg den Vortheil, daß, wie die Böhmen dadurch die Kampfweise und Kriegsverfassung der Deutschen sich aneigneten, so die Verbindung und das Zusammenhalten der beiden Völker immer fester wurde. Der Polenhafß erfüllt den von Heinrich II. auf den böhmischen Herzogstuhl erhobenen Ulrich und das ganze Land; mit unwandelbarer Treue bleibt der Herzog dem Kaiser ergeben. Ueberhaupt ist die Regierung Heinrichs II. für den Einfluß und für die Verbreitung des deutschen Elementes in Böhmen höchst wichtig. Durch die Befreiung des Landes von den Polen, durch das Vertrauen, das er den Přemysliden schenkte, indem er ihnen eine gleiche Stellung mit den übrigen Fürsten seines Reiches verlieh, (so daß Ulrich nach Heinrichs Tode an der Wahl Konrads II. sich betheiligte) verband er sich die Böhmen und zog sie immer mehr in den Kreis des deutschen Lebens.

Von der größten Bedeutung war das durch Heinrich II. (1007) gestiftete Bisthum Bamberg. Ein neues, frisches Kulturleben entfaltete sich durch dasselbe am Oberlaufe des Main und der Eger, an den Abhängen des Fichtelgebirges und des Böhmerwaldes. Wie sich schon in der letzten Zeit Boleslaw's II. das deutsche Element im Süden und Westen Böhmens zu verbreiten anfing, so drangen jetzt deutsche Kolonisten um so kräftiger im Thale der Eger vor; das „Egerland“ wurde von ihnen allmählig ausgerodet, in Besitz genommen und dadurch Böhmen entfremdet. Als Bauern, Jäger, Mönche verbreiteten sich die Deutschen auch über die östlichen Abhänge des Böhmerwaldes, stellten sich unter den Schutz der Kaiser, der Herzoge von Baiern oder der ostfränkischen Markgrafen. Die Sage von der Erbauung der Burg Přimda (Pfraumberg) erinnert noch immer an solche Besetzungen. Noch mehr spricht dafür die merkwürdige Thätigkeit, welche Günther, ein deutscher Edelmann, als Einsiedler durch Urbarmachung der Wildniß, durch Begründung eines wahren Kulturlebens hier entfaltete, wodurch er weit bekannt und berühmt und einflußreich selbst auf die böhmischen Angelegenheiten wurde. — Die Gegend von Königswart scheint schon früher unter deutschen Einfluß gekommen zu sein, da dieser Ort unter denjenigen Gütern genannt wird, welche bei der Gründung des Prager Bisthums als Entschädigung an die Regensburger Bischöfe abgetreten wurden.

Solche Schmälerungen durch deutsche Kolonisation im Böhmerwalde währten fort bis gegen Ende des XII. Jahrhunderts, wo ihnen die böhmischen Herrscher Einhalt thaten, welche das Abgerissene zum Theil auch wieder in ihren Besitz brachten.

Zur Zeit des Herzogs Ulrich, wo Böhmen auf seinen kleinsten Umfang eingeschränkt war, schien das Land das Schicksal der nördlichen Slavenländer theilen und ganz in den Entwicklungen des deutschen Reiches aufgehen zu sollen. Darum

war die Wiedereroberung Mährens durch Ulrich's Sohn, Bretislaw I., und die Wiedervereinigung desselben unter Einem Haupte, so wie das Senioratsgesetz dieses Herzogs, wodurch der unbestimmten Thronfolge ein Ende gemacht ward, und die Abschaffung des bisher üblichen Paragiums von ungeheurer Wichtigkeit. Denn nur als starke Monarchie konnte Böhmen, obwohl Glied des deutschen Reiches, seine eigene, freie Lebens- und Bewegungsfähigkeit erhalten und der Gefahr einer gänzlichen Verschmelzung mit Deutschland entgehen. Bis dahin durften auch die ersten Kaiser aus dem fränkischen Hause die Plane Bretislaw's sich entwickeln lassen und selbst unterstützen; allein der Absicht, durch Zerstückung Polens in Mitten des bestehenden Staatensystems ein großes, selbstständiges Slavenreich mit eigenthümlicher Kultur und — wie sich durch die Berufung ruthenischer Mönche in das Kloster Szawa zeigte — mit slavischem Ritus aufzubauen, dieser Absicht mußten Kaiser, Papst, Rußland und Polen sich gleichmäßig widersetzen. Bretislaw, von Heinrich III. und dem Papste zugleich bedrängt, kehrte in das Vasallenverhältniß und zur Tributpflicht gegen das Reich zurück. Was durch Heinrich I. und Wenzel den Heiligen begründet und geordnet, durch Heinrich II. und Ulrich noch erfolgreicher gemacht worden war, — der Einfluß des deutschen Geistes, — wurde durch Heinrich III. erhalten, und wirkte auch unter dem kühnen und thatkräftigen Sohne der Bojena in Böhmen fort.

Die Sage, sein Sohn und Nachfolger Spitihnew II. habe alle Deutschen, ja seine eigene Mutter, die von Bretislaw entführte habenbergische Jutta, aus Böhmen vertrieben, entbehrt alles historischen Grundes. Er hatte ja selbst eine Gemalin (Jda von Witin) aus einem germanisirten Geschlechte, und der slavischen Liturgie war er so wenig hold, daß er die ruthenischen Mönche aus Szawa vertrieb und deutsche Ordensleute dahin berief. Das deutsche Wesen blieb nicht nur unangefochten, sondern erscheint bald unter der Regierung Wratislaw's II. (1061 bis 1092) in einem bedeutenden Aufschwung. Die Söhne der böhmischen Großen suchten ihre Ausbildung in Deutschland; deutsche Sprache und Art, durch die meist deutschen Gemalinen der Herzoge besonders gepflegt, nimmt bei Hof und Adel immer mehr überhand; deutsche Namen werden bei den Adelligen immer häufiger. Deutsche Priester stehen in des Herzogs Dienst und gelangen zu Rang und Würde, wenngleich sich Wratislaw dem nationalen Widerstand gegen die deutsche Geistlichkeit bei der Bischofswahl nach des Bischofs Severus Tode fügen muß. Treu hält der Herzog zu Heinrich IV. in dessen Kämpfen mit den Sachsen, den Vasallen und dem Papste, und das innige Verhältniß währt zwischen beiden bis zu des ersteren Tode. Der Lohn der Treue und Hülfeleistung ist die Personalkönigswürde, die ihm (1086) vom Kaiser mit Zustimmung der deutschen Reichsfürsten ertheilt wird, während sein Bruder Jaromir, der Prager Bischof, die Würde eines deutschen Reichskanzlers erhält. Unter ihm finden wir Deutsche am Pořiez, damals einer Prager Vorstadt, angesiedelt, und zwar als angesehenen und reichen Handels- und Gewerbsleute. Ihre Zahl kann schon damals keine geringe gewesen sein, da sie hun-

dert Jahre später bereits mehrere Gassen der Altstadt inne haben. Bratislaw mußte die Vortheile wohl zu schätzen, welche dem Lande und der Hauptstadt durch sie erwachsen; daher er ihnen seine Gunst besonders zuwandte und eine Ausnahmestellung gestattete, welche bis dahin ohne Gleichen war. Während nämlich die übrigen Stadtbewohner der Gerichtsbarkeit des obersten Landeskammerers unterstanden, lebten die Deutschen nach ihrem deutschen Recht, wählten sich ihre Richter selbst, und hatten sonach ihren eigenen Gerichtshof.

Von unermesslicher Wichtigkeit für die lebendige Entfaltung des deutschen Geisteslebens in Böhmen war die große Anzahl von Klöstern, welche im 12. Jahrhunderte entstanden, und in welche zumeist deutsche Ordensmänner berufen wurden. Hatte schon Boleslaw II. dem von ihm gestifteten Kloster Ostrow (bei Hohenmaut) einen deutschen Mönch aus Nieder-Altach vorgezsetzt, so kamen nach Kladrau Benediktiner aus Zwiefaltern in Schwaben, nach Pomuk Cistercienser aus Eborach in Baiern, nach Sedlez und Diffez Cistercienser aus Waldsassen, nach Strahow und Selaun Prämonstratenser von Steinfeld, nach Plass Cistercienser aus Franken u. s. w. Hingegen zogen auch Böhmen in deutsche Klöster.

Je mehr die späteren, ungemein zahlreichen Přemysliden nach dem Vorgange Brätislaw's II. (1092—1100) von dem Senioratserbfolgegesetze abwichen, je mehr sie in Familienzwist geriethen und im eigenen Fleische wühlten, desto mehr fanden die deutschen Könige Gelegenheit, in die inneren Angelegenheiten Böhmens einzugreifen und den böhmischen Thron nach Willkür oder an den Meistbietenden zu vergeben, desto mehr sank auch Böhmen zu einer Provinz Deutschlands herab und fühlte, bisweilen hart genug, den deutschen Einfluß. Davon zeugt der Tag von Kollizan, wo Heinrich V. den Herzog Wladislaw I. gegen den durch Swatopluk entsetzten Borivoj II. erhebt; noch mehr das gewaltsame Auftreten des Königs Pothar gegen Sobeslaw I., dem gegenüber er behauptet, ohne des deutschen Königs Zustimmung sei jede Thronfolge in Böhmen ungiltig, bis nach der blutigen Niederlage der Deutschen bei Kulm (1126) das alte Verhältniß Böhmens zu Deutschland und das freundschaftlichste Einvernehmen zwischen den beiden Fürsten hergestellt wird, dem zufolge der Böhme oft des Kaisers Hof besucht und demselben nachdrückliche Hilfe gegen die hohenstaufischen Brüder leistet.

Der Eifer für die Kreuzzüge führte viele Böhmen in die Reihen der deutschen Kreuzfahrer, sowie andere, z. B. auch der berühmte böhmische Chronist Kosmas, ihre Geistesbildung im Auslande holten. Nach dem Beispiele der Deutschen bauten auch die Böhmen feste Burgen auf steilen Höhen; ja selbst Deutsche suchten sich, wie z. B. 1121 in der Gegend von Wesseriz, Plätze für solche Burgen aus, wurden jedoch zurückgewiesen.

Auf das Innigste erscheint Böhmen mit den Verhältnissen Deutschlands verwachsen unter Sobeslaw's Nachfolger Wladislaw II. (1140—1173). Zweimal ist derselbe mit deutschen Gemalinen verehlicht; Kaiser Konrad erhält ihn gegen die böhmischen Mißvergnügten auf dem Throne; er schließt sich mit zahlreichen Schaa-

ren dem Kreuzzuge des Kaisers an, nimmt den eifrigsten Antheil an dem Streite zwischen Heinrich II. Jasomirgott von Oesterreich und Heinrich dem Löwen wegen Baierns, und seine Stimme ist so gewichtig am kaiserlichen Hofe, wie bei den streitenden Parteien, daß wahrscheinlich auf seinen Vorschlag der Ausgleich getroffen und die Mark Oesterreich durch das Land ob der Enns vergrößert und zu einem Herzogthum erhoben wurde. — Wie er, so verweilen die böhmischen Prinzen häufig und gern an Friedrich's des Rothbarts Hofe; mehrere derselben stehen in dessen Diensten, und er erhält endlich von dem Kaiser die Königswürde. Damit sind wohl einige böhmische Große um so weniger einverstanden, als sie dadurch ihren König dem kaiserlichen Willen gänzlich verfallen glauben und von der neuen Würde neue Bürden für die Zukunft fürchten. Der junge Adel jedoch und das Volk jubelt seinem vor den übrigen Fürsten des Reiches ausgezeichneten Herrscher entgegen, und als sie derselbe für Barbarossa's bevorstehenden italienischen Zug zu den Waffen ruft, da erhebt sich Böhmen nicht minder als Deutschland in hoher, allgemeiner Begeisterung für des Kaisers Recht und Ehre, gegen Mailands Stolz. Die Tapferkeit der Böhmen unter Wladislaw's Anführung erregt in Oberitalien (1158) die Bewunderung der deutschen Kampfgenossen; Böhmen stehen Barbarossa bei seinem späteren Zuge nach Italien (1162) abermals zur Seite; der Prager Bischof Daniel, ein gewandter Diplomat, der schon den ersten Zug mitgemacht, bleibt in des Kaisers Diensten. Wladislaw's Sohn Adalbert wird Bischof zu Passau, später zu Salzburg.

Mehr als irgend einer seiner Vorgänger greift Friedrich I. in die inneren Angelegenheiten Böhmens ein. Das Land erscheint ganz als deutsche Provinz, seine Fürsten als Vasallen des Kaisers, sie werden von ihm nach Willkür ein- und abgesetzt. Durch des Kaisers Machtspruch gelangt gegen Wladislaw's Sohn Friedrich, zu dessen Gunsten doch der König dem Throne entsagt hatte, Sobeslaw II. zur herzoglichen Würde. Den Königstitel anerkennt Barbarossa nicht mehr, den Bischof von Prag erklärt er als einen ihm unmittelbar untergebenen Reichsfürsten. In der von den Hohenstaufen überhaupt befolgten Zerbröcklungspolitik reißt er Mähren von Böhmen los und verwandelt es in ein dem Reiche unmittelbar untergeordnetes Lehen, und zerstört somit, so viel an ihm liegt, die wesentlichste Bedingung, unter welcher Böhmen allein mit einem eigenthümlichen Staats- und Volksleben bestehen konnte. Dieselbe tief eingreifende Politik gegen Böhmen befolgt auch Heinrich VI. Durch ihn wurde sogar die oberste geistliche und weltliche Würde in der Person des Herzogs-Bischofs Heinrich Brätislaw vereinigt.

So waren denn im Laufe der Zeit die Bedingungen vorbereitet, unter welchen endlich das Deutschthum seinen siegreichen Einzug in das Ezechenland halten und unwiderstehlich über dasselbe sich ergießen konnte. Das 13. Jahrhundert war nämlich die Periode, wo, wie in den Ländern des slavischen Westens überhaupt, so insbesondere in Böhmen die deutsche Einwanderung und Kolonisation und damit die Gründung eines freien Bürgerthums und Städtewesens im großartigsten Maß-

stabe betrieben wurde. Den Anlaß hiezu bot die schwunghafte Gewerbsthätigkeit welche schon seit langem in den westlichen Theilen Deutschlands, besonders in Belgien, blühte und die Wege für den Absatz ihrer Erzeugnisse auch nach den jetzt österreichischen Ländern gefunden hatte. Die Folge des lebhaft betriebenen Handelsverkehrs waren bleibende Niederlassungen deutscher Kaufleute auf gegenwärtig österreichischem Boden, namentlich in Böhmen. Hochsinnige Fürsten des 13. Jahrhunderts, wie Přemysl Ottokar I., Wenzel I. und Přemysl Ottokar II. finden wir in der Beförderung solcher Ansiedlungen außerordentlich thätig. Sie sahen nicht bloß ein, welche ungeheuere Vortheile aus einer schwunghaften Gewerbs- und Handelsthätigkeit dem Lande erwachsen, sondern in den bedeutenden Geldleistungen und bestimmten Steuern der rührigen und bemittelten Einwanderer, in dem hohen Ertrage der Zölle und Mauthen wurde ihnen eine neue, sichere Finanzquelle eröffnet; daher sie denselben verschiedene Gewerbe- und Handelsprivilegien, Grund und Boden als freies Eigenthum, Befreiung von der Gerichtsbarkeit der Županämter mit Beibehaltung ihres eigenen deutschen Rechtes und freier Wahl ihrer Richter bereitwillig zugestanden, ja ihre eigenen Unterthanen, welche in Industrie und Handel weniger geschickt und ohne freies Grundeigenthum solche Vortheile nicht boten, oft genug den Fremden nachsetzten. Die deutschen Einwanderer ließen sich nicht bloß in den Städten nieder oder gründeten neue, sondern legten auch Kolonien auf dem Lande an. Während nämlich in Böhmen die czechische Bevölkerung nicht dicht genug war, um den vorhandenen fruchtbaren Boden zu benützen, hatte das westliche Deutschland eine zahlreiche und kräftige Bauernbevölkerung, und diese, in den belgischen Gegenden auch durch das Eindringen des Meeres zur Auswanderung gezwungen und siedellustig in die Ferne strebend, kaufte den slavischen Fürsten das Krongut zu erblichem (emphyteutischem) Besitz gegen Steuern und Roboten ab. Solche Geschäfte wurden durch bereits einheimische deutsche Bürger vermittelt, und so entstanden auf dem Grunde ausgerodeter Wälder deutsche Dörfer, welche gleich den deutschen Städten von der Gerichtsbarkeit der Župane ausgenommen ihre eigenen Gerichte hatten, von denen die Berufung an den Richter in den königlichen Städten galt.

Vorerst erscheinen wohl in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts die deutschen Kolonien auf dem Lande in Böhmen nicht sehr zahlreich. Vorzüglich sind es die Kreise von Leitmeritz, Saaz und Elbogen, welche damals deutsche Landbevölkerung erhielten. Indessen drang deutsche Sprache, Art und Sitte auch auf andere Weise immer mehr in Böhmen ein, besonders unter Wenzel I. Vermählt mit Kunigunde, der Tochter Philipp's von Schwaben, hielt dieser König nach deutschem Muster einen glänzenden Hof, liebte und beförderte wie die gleichzeitigen Hohenstaufen und viele deutsche Fürsten Gesang und Poesie, und übte sich selbst darin. Durch seinen Aufwand, den die reiche Ausbeute der Bergwerke möglich machte, durch die Waffenspiele des Adels, durch den Aufschwung der Städte während des langjährigen Friedens wurde eine Menge von Fremden herbeigezogen,

während der König selbst deutsche Handels- und Gewerbsleute, Ordensmänner und Kolonisten ins Land rief. Der Adel insbesondere ging immer mehr in das deutsche Wesen ein, nahm die bei Hof geltende deutsche Sprache und Sitte an, gab seinen Burgen, die bei der Gefahr des Tataren-Einfalls (1241) entstanden, deutsche Namen und nahm wieder diese als erbliche Familiennamen an.

Mehr jedoch als sein Großvater und Vater erwies sich Přemysl Ottokar II. (1253—1278) als Beförderer deutscher Kolonisation und Kultur. Er erscheint, wie für Böhmen überhaupt, so insbesondere für die Ausbreitung der deutschen Nationalität daselbst als wahrer Schicksalsmann. Frei von nationalen Vorurtheilen, seiner Abstammung nach eben so sehr im deutschen wie im slavischen Volke wurzelnd, stets voll großer Entwürfe und weittragender Pläne zur Erweiterung und Befestigung seines Länderbesitzes wie zur Beglückung seiner Völker, bereits Herrscher über ein Reich, das mit wenigen Ausnahmen alle jetzigen deutschösterreichischen Länder mit Böhmen vereinigte und das vielstämmig und stark im Osten des national-gleichartigen und in Verfall gerathenen Deutschlands sich aufzubauen schien, wollte er sich am allerwenigsten gegen die deutsche Nationalität abschließen und setzte daher die von Přemysl Ottokar I. und Wenzel I. begonnene Gründung deutscher Kolonien mit größtem Eifer fort. In der massenhaften Ansiedlung bäuerlichen und bürgerlichen Volkes aus Deutschland glaubte er das sicherste Mittel gefunden zu haben, deutschen Fleiß nach Böhmen zu verpflanzen, Gewerbe und Handel in Schwung zu bringen, ein freies Bürgerthum und Städtewesen nach deutschem Muster einzuführen, die königlichen Einkünfte zu mehren und sich einen Haltpunkt und eine Stütze gegen den Adel zu schaffen, dessen Gesinnung gegen die königliche Gewalt er in dem Aufstande gegen seinen Vater kennen gelernt hatte, und dessen Abneigung gegen ihn ihm nicht unbekannt war. So erhielten denn ganze Bezirke, wie die von Elbogen, Trautenau, Blatz, das mährische Gesenke, das südwestliche Böhmen, ihre deutsche Bevölkerung, ein Theil von Prag wurde deutschen Bürgern eingeräumt, allenthalben ließen sich solche in den Städten Böhmens und Mährens nieder und bildeten in denselben wie durch Reichthum und Rührigkeit, so durch freie Verfassung und des Königs unmittelbaren Schutz den bevorzugten und herrschenden Theil der Bevölkerung, vor welchem der czechische Theil zurückwich oder in welchem er sich nach und nach verlor. Das deutsche Element wurde in der That durch Přemysl Ottokar II. mit offener Beeinträchtigung des slavischen begünstigt, und wie sehr dieses erkannt wurde, zeigen einerseits manche seiner deutschen Besitzungen, wie Wien, welche ihm bis zum letzten Augenblicke treu blieben, andererseits die oft laut werdenden Klagen, daß er den Fremdlingen die „Seinigen“ nachsetze. Der König ließ sich weder durch die Abneigung des slavischen Theils seiner Unterthanen, noch durch den Haß des Adels, welcher wegen der Wegnahme der Kronländer rege ward, noch auch durch den Hochmuth, womit sich die herbeiströmenden Deutschen über die einheimische Bevölkerung erhoben, von dem eingeschlagenen Wege zurückhalten. Nach seinem Beispiele und um den Ertrag

ihrer Güter zu vermehren, riefen auch viele geistliche und weltliche Herren deutsche Kolonisten herbei.

Wie sehr sich die auf die deutschen Ansiedler gesetzten Hoffnungen des Königs erfüllten, davon zeugten die blühenden Dörfer, welche durch sie an der Stelle ausgerodeter Wälder entstanden, <sup>1)</sup> die zahlreichen, in gewerblicher Betriebsamkeit und Handel mit niederländischen und italienischen Kaufleuten wetteifernden Städte, der überaus reiche Bergsegen von Kuttenberg, Deutschbrod und Iglau, der dem Könige die Mittel gewährte, mit imponirendem Glanze aufzutreten, den Wohlstand der Nation und die Macht des Staates beförderte, aber auch durch californischen Ruf eine Menge gewinnstüchtiger Abenteuerer herbeilockte.

Durch Industrie, Handel und Bergbau gelangten die deutschen Bürger bald zu so großem Reichthume, daß sie dem Adel in Anlegung fester Burgen und reicher Ausstattung von kirchlichen Stiftungen nacheiferten. Ihre Macht und ihr Einfluß auf die politischen Verhältnisse des Landes stieg der Art, daß schon Ottokar II. trotz dem Widerstreben des Adels Abgeordnete des freien Bürgerstandes zu den Landtagen berief, und sie die Theilnahme an denselben, welche Anfangs blos eine Gnade gewesen war, gar bald als ein Recht in Anspruch nahmen und nach den hartnäckigsten Kämpfen mit dem grossenden Adel als solches auch durchsetzten. Wie überall in den größeren Städten, so lief auch auf dem Rathhause der Altstadt Prag das deutsche Element dem czechischen vom Ende des 13. Jahrhunderts an den Vorrang ab und behauptete das Ubergewicht bis 1413.

Indessen übte Böhmen seine magnetische Anziehungskraft nicht blos auf deutsche Bürger und Bauern, sondern auch deutsche Adelsfamilien, besonders aus Sachsen setzten sich in großer Anzahl im Lande fest, und wir finden neben ihren uralten böhmischen, aber seit Wenzels I. Zeiten an deutsches Wesen gewöhnten Standesgenossen die von Schönburg, Seeberg, Dohna, Biberstein, Plauen, Kolbitz, Lobdeburg, Pleburg, Hardeck, Klingenberg.

So haben denn die Deutschen in Böhmen Ursache genug, im liebevollen und dankbaren Andenken an Přemysl Ottokar II., diesen Athleten in der Reihe der böhmischen Herrscher, sich mit ihren slavischen Landsleuten zu vereinigen, wie wohl die Kunde von seinem tragischen Untergange auf dem Marchfelde (1278) deutsche und czechische Herzen gleich tief erschüttert haben muß.

Der von Osten her in den deutschen Stamm so tief eingedrungene czechische Keil ist sonach nicht erst von gestern her zersprengt; das Deutschthum hat seinen Weg über die böhmischen Berge nicht erst unter den Habsburgern gefunden, und

1) Daß das der böhmischen Krone längst entfremdete und durch Přemysl Ottokar II. (1265) wieder an dieselbe gebrachte Gebiet von Eger damals schon längst deutsche Bewohner hatte, versteht sich von selbst; aber auch, daß dasselbe Jahrhunderte zuvor, als die slavische Sprachgrenze im Westen bis an die Saale, das Fichtelgebirge und den Böhmerwald reichte, slavisch war. — Eger ging wahrscheinlich unter Boleslavs II. schwachen Nachfolgern an von Westen her immer mehr über die Grenzwälder hereindringende Ansiedler verloren. Wie an deren mühsame Arbeit viele auf reut (von reuten, roden) endende Ortsnamen im Egerlande erinnern, so hat sich das Andenken an das einst hier heimische Slaventhum in den slavischen Namen von 19 Ortschaften und 3 Bächen erhalten. D. Verf.

verdaukt seinen Bestand vom Anfange an nicht bloßer Duldung. Es hat sich nicht durch schlaue List eingeschlichen oder durch Mittel der Gewalt eingedrängt. Es hat nicht wie in den nördlichen Elbe- und Odergegenden das Schwert des Siegers geschwungen und auf die Ruinen des Slaventhums seine Fahne aufgepflanzt. Es läßt sich keine friedlichere Weise denken, als die, wie die deutsche Nationalität in dieser ihrer uralten Heimat wieder eine Stätte fand. Wenn die Deutschen in Ungarn in den Privilegien Andreas' II. (1224) „*hospites vocati*“ — eingeladene Gäste — genannt werden, wer möchte dann die Deutschen in Böhmen „Eindringlinge“ nennen, da sie zum großen Theil eben so zu des Landes Wohlfahrt von den czechischen Přemysliden herbeigerufen worden sind, wie jene von den magyarischen Arpaden!

Gleichwohl zeigte sich in der fünfjährigen Unglücksperiode nach Ottokar's II. Tode unter der Regentschaft des Markgrafen Otto von Brandenburg im Namen des minderjährigen Wenzel II. eine Schattenseite des überhandnehmenden Deuthums. Nicht nur schien es der Regent darauf angelegt zu haben, mit seinen Söldnerhaufen das Land zu plündern, sondern das böhmische Volk litt auch nicht wenig unter der Menge deutscher Abenteuerer, welche der Ruf der böhmischen Schätze herbeigezogen und mit welchen deutsche Bürger und czechische Barone gemeinschaftliche Sache machten, bis endlich Rudolf von Habsburg durch Vertreibung dieser beuteluftigen Leute und Übertragung der Landesverwaltung an einheimische Große der allgemeinen Noth ein Ende machte.

Die Verhältnisse, welche die deutsche Sprache in Böhmen begünstigten, wirkten durch das ganze vierzehnte Jahrhundert fort, ja als nach dem Aussterben des přemyslidenischen Mannsstammes (1306) deutsche Fürsten den böhmischen Thron einnahmen und böhmische Könige deutsche Kaiser wurden, da schien sie zum Siege und zur Oberherrschaft zu gelangen, bis der furchtbare Hussitismus, wie so viele andere, auch diese Blüthe zerstörte.

Wie manche seiner Vorgänger auf dem deutschen Throne nahm auch Albrecht I. nach Wenzels III. Tode das Recht in Anspruch, die böhmischen Länder als deutsche Reichslehen zu vergeben, und belehnte damit seinen Sohn Rudolf. Von des Kaisers Macht bedroht nahmen die böhmischen Stände Rudolf als König an. So war denn ein deutscher Fürst in das uralte Erbe der Přemysliden eingetreten und jene Zeit gekommen, wo fortan mit wenig Unterbrechungen Deutsche die Zügel der Regierung führten und des Landes Schicksale leiteten. Doch gab es eine dem Könige und den Habsburgern überhaupt abgeneigte nationalczechische Partei, welche in den stürmischen und blutigen Wahlversammlungen nach Rudolf's frühzeitigem Tode (1307) alsbald gewaltigthätig hervortrat. Die frühere eidliche Zusage, daß nach des Königs kinderlosen Absterben das Recht der Nachfolge auf seine Brüder übergehen solle, wurde gebrochen und der Kärnthner Heinrich als Gemal der přemyslidenischen Anna in's Land und auf den Thron gerufen, um schon nach dreijähriger kraftloser Regierung dem Luxemburger Johann zu weichen, welcher durch die Wahl der Stände und als Gemal der Elisabeth, einen Enkelin Ottokar's II., den böhmischen Thron bestieg.



Hatten schon Rudolf und Heinrich viele Deutsche in's Land gebracht, so gerieth unter König Johann die Landesregierung geradezu in die Hände jener deutschen Rätthe, welche ihm zur Seite standen. Wie er schon bei seiner feierlichen Krönung zu Prag (1311) mehr deutsch als böhmisch singen hörte, so behauptete das deutsche Element während seiner ganzen Regierung den Vorrang vor den czechischen. In seine Umgebung und in sein Vertrauen zog er lieber Deutsche als Czechen, ja diese setzte er offenbar zurück. Böhmisches Geld behagte ihm und verschwendete es massenhaft auf seinen zahllosen und abenteuerlichen Fahrten im Auslande, böhmisches Wesen aber konnte er, obgleich in der blühendsten Jugend in's Land gekommen, niemals lieb gewinnen. Hatte er doch ganz ernstlich den Gedanken gefaßt, Böhmen mit König Ludwig gegen die Rheinpfalz zu vertauschen. Seine Abneigung gegen alles Czechische war so bekannt, daß sich das Gerücht verbreitete und bei dem Volke Glauben fand, er wolle alle Czechen aus dem Lande vertreiben und lauter Deutsche daselbst ansiedeln. Unter solchen Umständen kann es nicht auffallen, wenn sich eine starke nationale Partei bildete, deren Gesinnung in der vom giftigsten Hasse gegen alles Deutsche überströmenden Reimchronik des Ritters Dalemil Ausdruck fand. Diese Partei eiferte nicht nur gegen die deutsche Hofumgebung und den übergroßen Einfluß der Fremden überhaupt, sondern kehrte sich insbesondere gegen den Landeshauptmann und Reichsverweser, Erzbischof Peter von Mainz, ja gegen den König selbst, dem sie die eidliche Zusage abnahm, die Ämter nur an Einheimische zu vergeben und keine deutschen Truppen mehr nach Böhmen zu führen. Die offenbare Ausschreitung und ungebührliche Überhebung der Deutschen, die Zurücksetzung und Beleidigung der czechischen Nationalität durch den unbefonnenen König und die Seinigen hatten diese nationale Bewegung erzeugt, welche indeß die Macht und den Einfluß des Deutschthums so wenig erschütterte, daß es vielmehr bald darauf unter Johanns großem Sohne seine Glanzperiode im Lande erlebte.

Sonderbar, daß gerade Přemysl Ottokar II. und Karl IV., jene Könige Böhmens, bei deren Andenken jedes Böhmenherz höher schlägt, und die das deutsche Element auf alle Weise, selbst mit Veinträchtigung des slavischen begünstigten, förderten und hoben, ja die, so viel an ihnen lag, einen förmlichen Germanisirungsprozeß einleiteten, vor den Geschichtschreibern Deutschlands so wenig Gnade finden! Der „Erzstisvater des deutschen Reiches“ war ein wahrer Vater, wie aller seiner Völker, so insbesondere der Deutschen in seinen Landen. Unter ihm erreichte das Deutschthum in Böhmen den Gipfel seiner Höhe, Ausbreitung und Bedeutung in der vorhussitischen Zeit. Prag wurde durch ihn die Hauptstadt des deutschen Reiches, die Residenz des deutschen Kaisers, der Sammelort des deutschen Adels und seit der Errichtung der Universität das Centrum der deutschen Wissenschaft. Bei seiner Rückkehr nach Böhmen und dem Antritte seiner Regentschaft (1333) der böhmischen Sprache nicht mehr mächtig, so daß er sie vom neuen lernen mußte, hält er einen ganz deutschen Hof; seine französische Gemahlin Blanka sieht sich wohl veranlaßt,

die deutsche, nicht aber auch die czechische Sprache sich eigen zu machen, da bei Hof und in den Städten <sup>1)</sup> das Deutsche herrscht. Ungeachtet der Erneuerung des zu Gunsten der Einheimischen von König Johann gemachten Versprechens sind die hohen Ämter, die Lehrstühle der Universität, die Rathstellen von Deutschen besetzt.

Das erste Stadtrecht entwerfen auf Karl's Anordnung deutsche Rathsherren in deutscher Sprache; alle Verordnungen des Königs sind in deutscher oder lateinischer Sprache abgefaßt; die Einwanderung und Ansiedlung Deutscher in Karl's glücklichem Böhmen mehrt sich; nach dem Zeugnisse des Benesch von Horowitz, eines Zeitgenossen Karl's, läßt in Prag und in anderen Städten Jedermann seine Kinder deutsch lernen. Nicht wenig mögen auch die deutschen Gemahlinen des Kaisers, Anna von der Rheinpfalz und Anna von Schweidnitz dazu beitragen, daß deutsche Sitten und Gewohnheiten einen überwältigenden Einfluß auf die Slaven ausüben, so daß der Königsaal Abt, Peter von Zittau, die damaligen Böhmen als Affen bezeichnet, welche die Deutschen in Allem nachahmen. Unter unerhörtem Zulaufe und mit Erfolg hält in reformatorischem Eifer der Österreicher Konrad Waldhauser seine ergreifenden Predigten gegen die verdorbenen Sitten der Zeit, und ihm schließt sich mit gleicher Redegluth Milicz von Kremier an, der von nicht minderer Liebe für seine deutschen wie für seine böhmischen Landsleute begeistert noch im vorge- rückten Alter deutsch lernt. Die Universität, nicht für die Böhmen allein, sondern für vier Nationen gegründet, zieht wie ein geistiger Magnet eine Masse deutscher Lehrer und Studenten nach Prag, die Lehrstühle und die einträglichen Ämter an der Hochschule nehmen vorzugsweise Deutsche ein. Wenn man überdieß bedenkt, wie viele größtentheils deutsche Länder damals mit Böhmen vereinigt waren: Schlesien, die beiden Laußizen, Brandenburg, Luxemburg, die große Menge von Territorien in der Oberpfalz, in Franken, im Voigtlande und in Meissen, so ist es wohl nicht zu viel behauptet, wenn man sagt: die czechische Nation war unter Karl IV. in Gefahr in der deutschen sich aufzulösen, Böhmen war auf dem Wege ganz deutsch zu werden, wenn auch die deutsche Sprachgrenze noch nicht so weit gegen das Innere des Landes vorgerückt war als gegenwärtig.

Da erfolgte zu Anfang des 15. Jahrhunderts ein gewaltiger Rückschlag, eine furchtbare czechisch-nationale Reaktion, die Verfolgung, Niederlage und theilweise Ausrottung des deutschen Elementes.

Man ist längst darin einig, in dem schrecklichen Hussitismus nicht bloß eine religiös-kirchliche und demokratische, sondern zugleich eine fanatisch-nationale Revolution zu erkennen.

1) Wie damals selbst in kleinen, nachmals und lange wieder ganz czechischen Städten das Deutsche verbreitet war, davon haben wir ein Beispiel an Ludiß, welches unter Karl IV. und den deutschen Riesenburgen eine sprachlich gemischte Bevölkerung hatte. Das beweist außer seinen deutschen Privilegiumsurkunden von 1375, 1389, selbst noch vom Jahre 1416, vorzüglich der Umstand, daß in dem lateinischen Stiftungsbriebe des Altars corporis Christi vom 12. April 1406 angeführt werden: „Jacobus plebanus ecclesiae in Lutiz et Nicolaus, Teutonicorum praedicator.“ Lib. Erect. Tom. VII pag. 54.

## Heidnisches aus Böhmen.

Von **Dr. Jof. Virgil Grohmann.**

### 1. Der wilde Jäger und die himmlischen Soldaten.

Deutscher und slavischer Aberglaube mengt sich in Böhmen in merkwürdiger Weise. Oft ist es ganz unmöglich, beide zu trennen, und doch tragen beide bei näherer Betrachtung einen ganz verschiedenen Charakter.

Die christliche Kultur hat bekanntlich unter den slavischen Völkern verhältnißmäßig erst spät Eingang gefunden. Selbst unter dem vorgeschobenen Stamme derselben in Böhmen herrschte um den Anfang des 12. Jahrhunderts ein Zustand der Dinge, welcher vielfach an denjenigen erinnerte, den der heil. Bonifacius im achten Jahrhundert in Deutschland angetroffen hatte. — Die Bauern waren, wie der gleichzeitige Chronist Cosmas ausdrücklich sagt, noch halbe Heiden und brachten in der Pfingstwoche den Wasser- und Flußgöttinnen (Kusalky) noch heidnische Opfer. Bei den Begräbnissen herrschten durchaus noch heidnische Sitten und Gebräuche, und nicht umsonst eifert ein Predigtenbuch, welches im Anfange des 12. Jahrhunderts von einem Prager Bischof geschrieben wurde, gegen die Opfer bei Bäumen und Quellen, wider die Verehrung hölzerner Idole und gegen den Kultus der Dämonen. Zwar hatte im J. 1092 Herzog Brätislaw die heiligen Haine niederhauen und die heidnischen Opfer verbieten lassen; allein mit ungemeiner Zähigkeit hastete das Gemüth des Volkes an den Erinnerungen des Heidenthums. Noch im 17. Jahrhunderte war es nach dem Zeugnisse Balbins Gebrauch, am Donnerstage Abends für die Hausgötter Speisen auf dem Tische zu lassen, und noch zu Ende des vorigen Jahrhunderts wallfahrten die Leute aus weiter Ferne ins Riesengebirge zu den Quellen der Elbe, um dort zu beten und schwarze Hähne, die heiligen Vögel des Svantewit, zu opfern. Es wird uns daher keineswegs wundern, wenn wir heute noch unter den Slaven Anschauungen antreffen, in denen sich noch das reinsten unberührte Heidenthum offenbart. Die Gestalten des slavischen Aberglaubens treten uns zuweilen noch in der vollen Plastik des Heidenthums entgegen; der deutsche Aberglaube in Böhmen, der eine weit ältere christliche Entwicklung hinter sich hat, ist blässer, farbloser und für die Mythologie bei weitem nicht jene unererschöpfliche Fundgrube, wie der heutige Aberglaube der Slaven. Der wilde Jäger, unter den böhmischen Deutschen Banditersch oder Nachjäger genannt, ist vielleicht die einzige Gestalt, die dem Deutschböhmen auch heute noch in furchtbarer Plastik gegenwärtig ist, und gerade diese Gestalt scheint dem Aberglauben der Slaven gänzlich zu fehlen. Seine Stelle vertreten unter den Tschosslaven die himmlischen Soldaten. Es sei mir vergönnt auf diesen Punkt näher einzugehen.

Wenn die Gewitterwolken am Himmel majestätisch sich aufthürmen, daß sie die Sonne verfinstern, so glaubten die alten Snder, ein böser Dämon steige am Himmel

empor, welcher die Sonne raube und die Wasserjungfrauen (den Regen) gefangen halte. Jetzt erhob sich der Sturm; es waren die Sturmgeister, die Maruts, an deren Spitze der Gewittergott<sup>1)</sup> auszog, um den bösen Dämon zu bekämpfen. Dieser setzte sich wüthend mit Blitz und Donner zur Wehre, ein heftiger Kampf entbrannte, endlich aber sank er vom Donnerkeile getroffen todt zur Erde, die Wässer rauschten nieder, der Gewittergott hatte die gefangenen weißen Wasser-Jungfrauen befreit und das erloschene Sonnenrad neuerdings entzündet.

Das Gewitter erschien auch den alten Heiden als ein Kampf, in welchem die himmlischen Krieger, die Maruts, in glänzenden Panzern und von ihrem strahlenden mit Rohen bespannten Streitwagen aus die bösen Dämonen des Gewitters bekämpften.

Dieselbe Anschauung finden wir noch heute unter dem slavischen Volke in Böhmen. In den Wolken, erzählte ein altes Weib aus Zebrat, wohnen verwunschene Geister, die himmlischen Soldaten (*nebeský vojáci*), die zuweilen mit einander kämpfen. Das Blitzen und Donnern ist ihr Schießen, zielt einer schlecht, so fällt die Kugel auf die Erde und zündet.

Auch in einem Walde bei Chrudim wohnen die himmlischen Soldaten. Wenn es in der Nacht recht gewittert, so sagt man: heute sind die himmlischen Soldaten wieder einmal allarmirt worden. Der Nebel, der sich am Morgen aus dem Wald erhebt, ist der Rauch ihrer Geschosse. Die himmlischen Soldaten haben einen kopflosen Tambour, der sie zusammen trommelt. (*Květy* 1847 S. 241.)

Hier stehen wir also durchaus auf heidnischem Boden. Selbst der Tambour findet sich in der indischen Mythologie, es ist der Sturmgott Rudra, der in weißem Yazar veda<sup>2)</sup> der Trommler genannt wird, der durch das Schlagen der Pauken seine Nähe verkündigt. Die heidnische Anschauung hat sich hier in unberührter Reinheit erhalten, daß uns beinahe ein unheimliches Gefühl überkommt, wenn wir von einem alten Mütterchen eine Aeußerung hören, die wir nur in Jahrtausende alten Schriften und in fremden Lauten zu finden gewohnt sind. Noch merkwürdiger wird die Sache, wenn in einer Formel, womit man heute noch in Böhmen die Gewitterwolken zu beschwören glaubt, beinahe dieselben Worte wiederkehren, wie in den uralten heiligen Büchern der Inder, in den Vedas. Wenn damals vor mehr als 3000 Jahren die Gewitterwolken am Himmel emporstiegen und die Blitze leuchteten; flehte der Inder angstvoll zu dem Gotte Rudra um Schonung; „Verleze uns nicht Rudra, rief er aus, nicht in unseren Söhnen, noch Enkeln, nicht in unsern Kühen noch Pferden!“ Und in einer ganz ähnlichen Lage ruft der böhmische Wolkenbeschwörer noch in unseren Tagen: „Ich beschwöre euch, ihr Engel der Hölle, die ihr den Hagel auf diese Welt sendet, schadet nicht der göttlichen Fruchtbarkeit weder der Erde, noch der Hopfengärten, nicht unseren

1) Gewöhnlich Indra, der indische Jupiter; aber in anderen Gegenden Indiens auch der Sturmgott Rudra, der gleichfalls vajrabaha der Donnerkeilträger genannt wird (R. V. 2, 3 . 2) und den Blitz schleudert (A. V. S. XI, 2, 26) — 2) Vaj. S. 16, 35.

Wiesen, noch den Menschen, noch dem Viehe oder einen andern Geschöpfe Gottes.“<sup>1)</sup>  
Die deutsche Beschwörungsformel lautet:

Maria ging oft iüwer Land,  
Sie fuhr a Suhn zer rechta Hand  
A sah iüwer de Achsa  
Mutter, soita, de wachsa.  
Zieht aus oian schnieweisse Kooß  
Du bret't a iüwer der Voita Soot  
Doß oich dos Water zoicht annoch  
Dus flore Wosser floißt annoch.<sup>2)</sup>

Hier erscheint die heilige Maria als segnende Wolkengöttin, die ihr Kleid schützend über die Saaten der Menschen breitet, und welcher die Wetter gehorchen.

Dennoch aber hat sich der Glaube an jene himmlischen Soldaten, an die Sturmgeister, die Maruts auch unter den Deutschen erhalten, nur nicht in jener Ursprünglichkeit wie bei den Slaven. Dem indischen Rudra entspricht in der deutschen Mythologie der Sturmgott Wuotan. An der Spitze seiner Geisterschaaren, der Maruts, die aus den Seelen der verstorbenen bestanden, fuhr der indische Rudra mit seinen klaffenden Hunden durch die Luft; ebenso der deutsche Wuotan. Wenn nun der Sturmwind in der Nacht durch die Wipfel des Waldes brauste, glaubte der heidnische Deutsche, die Ankunft seines Gottes zu hören und warf sich zu Boden, um den Göttervater über sich hinziehen zu lassen. Es war ein Frevel aufzublicken oder gar dem vorüberziehenden Gotte nachzurufen. Alle diese Züge lehren in unserem heutigen Volksaberglauben vom wilden Jäger wieder. Im Riesengebirge (Braunau) heißt er der Nachtjäger und merkwürdige Sagen sind von ihm in Schwange. Heute noch soll man sich bei Ankunft der wilden Jagd zu Boden werfen und darf nicht aufblicken; denn einer, der dieß gethan hat, ist davon wahnsinnig geworden, ein anderer blind. Ebenfowenig darf man dem wilden Jäger nachrufen, sonst schleudert der wilde Jäger einem eine Pferdekeule in's Fenster, die verbreitet einen scheußlichen Geruch und ist nicht wegzubringen. So oft man sie auch fortwirft; stets ist sie wieder auf der alten Stelle. Erst wenn man sie unter der Dachtraufe vergräbt so verschwindet sie, sobald die ersten Regentropfen darauf fallen.

Ein ungemein alter Zug verbirgt sich in dem nordböhmischen Volksglauben, daß der wilde Jäger, der dort Van-Ditterch, d. i. Dietrich von Bern, heißt, mit hölzernen Hunden in den Schweinsgründen bei Buddersdorf umherjage. Die hölzernen Hunde beruhen auf einem bloßen Mißverständnis. Der heidnische Gott Wuotan jagte mit Wölfen, die Wölfe waren seine heiligen Thiere und lagen, wenn er als Göttervater auf seinem Throne saß, zu seinen Füßen. Die Wölfe heißen aber in Norddeutschland Holz Hunde und zwar in der Grafschaft Mark Hölztink, Hölzing, was gleichbedeutend mit einem andern Namen, Waldhund, wie die

1) Časop. k. č. Mus. 1854 S. 546. — 2) Grohmann, „Sagenbuch von Böhmen“ und Mähren 1, S. 78.

Inseln Schweden den Wolf nennen. Der wilde Jäger jagt also in Nordböhmen mit Wölfen, mit Holzhunden, wie der Göttervater Wuotan, woraus dann der Misverstand hölzerne Hunde gemacht hat. Es gibt uns aber dieser Zug einen nicht zu unterschätzenden Wink über die ursprüngliche deutsche Heimat der Grenzbewohner im nördlichen Böhmen, wie denn bei Beurtheilung dieser Verhältnisse die Sage als helfendes Moment noch viel zu sehr unterschätzt ist.

Das Gefolge des wilden Jägers bilden im nördlichen Böhmen noch immer die Seelen der Verstorbenen, welche schon den indischen Sturmgott Rudra in den Kampf mit den götterfeindlichen Dämonen begleiteten. Nur sind diese Seelen jetzt nicht mehr die Seelen der Frommen, sondern die der Gottlosen, welche z. B. in Braunau den wilden Jäger in Gestalt von glühenden Hühnern begleiten, während sie an anderen Orten des Riesengebirges zu den Geistern der unter Friedrich gefallenen Preußen geworden sind, welche alljährlich aus ihrem Todesschlaf erwachen und nach Hause zurückkehren wollen; sie finden aber den Weg nicht aus Böhmen hinaus und kehren daher unter fürchterlichem Geschrei zurück und ermorden jeden, der ihnen begegnet und sich nicht auf's Gesicht wirft. <sup>1)</sup>

Daß der uralte Bezug des wilden Jägers auf das Gewitter doch noch nicht ganz verdunkelt ist, beweist der Gebrauch aus Außig, geweihte Palmkätzchen auf den Tisch zu legen, wenn der wilde Jäger zieht. Geweihte Palmkätzchen aber, die hier das Haus vor dem wilden Jäger schützen sollen, dienen sonst im Aberglauben des Volkes zur Abhaltung des Blizes. Auch in einem andern Punkte stimmen die himmlischen Gewittersoldaten der Czechen zu der wilden Jagd der Deutschen, darin nämlich, daß beide vorzüglich zu Weihnachten erscheinen. Von den himmlischen Soldaten habe ich in dieser Beziehung in meinem Sagenbuche den Nachweis geliefert; aber auch der wilde Jäger jagt am liebsten zu Weihnachten, so z. B. in Albendorf, wo um diese Zeit der Nachtjäger mit sieben Hunden durch die Wälder braust. Weihnachten war nämlich den Heiden das Fest der Wiedergeburt der Sonne, das Vorfest des Frühlings. Um diese Zeit regte sich auch bereits der Gewittergott aus seinem winterlichen Schlaf und offenbarte sich den Menschen.

Die himmlischen Soldaten der slavischen Böhmen und die wilde Jagd der Deutschen fußen also auf derselben Naturerscheinung. Der slavische Aberglaube repräsentirt nur die ältere, ich möchte sagen altindische Stufe, der deutsche Aberglaube die höhere, entwickeltere Gestaltung desselben mythischen Grundes.

## 2. Die Göttin Holda-Perahtha.

Zur Zeit der Winter-Sonnenwende, wenn die Tage wieder länger wurden, erwachte den auch nach dem Glauben der alten Deutschen die sommerliche Göttin Frija und hielt ihren segnenden Umzug durch's Land. Es war dieß eine hehre heilige Zeit, die durch keine Arbeit entweiht werden durfte. Insbesondere durfte nicht

1) Grohmanns Sagenbuch. 1. S. 79.

gesponnen werden, sonst strafte die Göttin das Haus mit Unsegen und schädigte den Flachs im Sommer durch Unwetter. <sup>1)</sup>

Wie unter den übrigen deutschen Stämmen, so haben sich auch unter den Deutschen in Böhmen Nachklänge dieses heidnischen Glaubens im heutigen Aberglauben des Volkes erhalten. Im Erzgebirge heißt die Göttin Holda, hat also denselben Namen wie in Thüringen und Hessen, ein neuer Beweis, daß das Erzgebirge von jenen Gegenden aus bevölkert wurde. Im Egerlande zieht Frau Holle von einer Menge misgestalteter Wesen begleitet am Thomasabende umher und sieht nach, ob in den Häusern aufgesponnen ist. Trifft sie jemanden beim Spinnen, so straft sie den Frevler. Ein junges Mädchen hatte daran nicht gedacht und ging mit ihrer Spindel an diesem Abende wie gewöhnlich in die Kockenstube. Sie staunte, als die sie Stube leer fand, spann aber doch und meinte, die andern würden schon kommen. Um neun Uhr aber öffnete sich die Thüre und herein trat Frau Holle mit ihrem Gefolge. Sie war klein und häßlich und von einer Menge mißgestalteter Wesen begleitet. Frau Holle sprach zur Magd mit furchtbarer Stimme: „Du hast am Thomasabende gesponnen!“ und gab ihrem Gefolge ein Zeichen. Das fiel über die Magd her und peitschte sie so lange mit Ruthen, bis sie ohnmächtig zu Boden sank. <sup>2)</sup> Aber auch östlich von der Elbe bin ich noch im Stande die Frau Holda nachzuweisen; nur heißt sie hier Frau Hille. Ein Mann aus Albersdorf erzählte: An den letzten Faschingstagen geht bei uns Frau Hille um, und wenn in irgend einem Hause nicht abgesponnen ist, wischt sie sich mit dem Flachs den Hintern ab. <sup>3)</sup>

In Oberdeutschland, insbesondere in der Schweiz, in Baiern und Österreich hieß diese altdeutsche Göttin Perahtha die leuchtende, glänzende. Daher zieht noch in jenen Ländern die Frau Berchte in der Weihnachtszeit um und verdirbt, was sie am letzten Tag des Jahres ungesponnen findet. Ihr Fest muß durch eine althergebrachte Speise, Brei und Fische begangen werden. Fehlen diese Speisen so schneidet sie dem, der die andern Speisen an diesem Tage zu sich genommen hat, den Bauch auf, füllt ihn mit Häckerling und näht ihn mit einer Pflugschar statt der Nadel mit einer Eisenkette statt des Zwirns den Schnitt am Bauch zu. <sup>4)</sup>

Es ist das der „süße Koch,“ welchen in Böhmen Bertha die weiße Frau von Neuhaus für das Landvolk auf einige Zeiten gestiftet hat und der gleichfalls aus Fischen und Hirsebrei bestand <sup>5)</sup>. Die weiße Frau zürnte, wenn die Austheilung dieses „Koches“ einmal unterblieben war. Aber auch die Göttin, die um die Winter Sonnenwende das Land durchzieht, ist unter den Slaven in Böhmen wohl bekannt, aber nicht wie die weiße Frau unter den jüngern Namen Bertha, sondern unter ihrer altdeutschen Namensform Perahtha.

Wenn ein Kind zu Weihnachten zu viel ißt oder nicht bis Abend fastet, so

1) Vergl. hierüber Schwarz, „der heutige Volksglaube und das alte Heidenthum.“ 2. Auflage S. 84.

2) Grohmanns Sagenbuch aus Böhmen und Mähren 1. 46. — 3) Mitgetheilt von H. F. Pitz aus Wernstadt. — 4) Grimm, Myth. 251. — 5) Illustrierte Chronik. 1. 74.

kommt die Paruchta, sagt man, und schneidet den Kindern den Bauch auf <sup>1)</sup>. An andern Orten heißt sie Paruchta und zeigt den frommen Kindern zu Weihnachten das goldene Schweinchen <sup>2)</sup>.

In Mähren in der Gegend nordwestlich von Brünn und weit in die Hauna hinein, geht am 24. Dezember auf den Dörfern eine Gestalt von Haus zu Haus gleich einem Teufel mit rother Zunge ausgestattet. Er trägt eine Bohrer bei sich, mit welchem er jene Kinder, welche die ihnen vom heil. Mikolaus bescherten Äpfel und Nüsse schon vor dem heil. Abende verzehrt haben und welche ungezogen und unfleißig sind, den Nabel aufschlitzt. In andern Gegenden hat er ein Messer und Salz und schneidet den schlimmen Kindern die Fußsohlen ab und reibt sie mit Salz ein, was sehr schmerzen soll. Diese Schreckensgestalt heißt Šperachta, und man droht auch sonst bösen Kindern, daß Šperachta komme <sup>3)</sup>. Man sieht, die Göttin Perachta ist hier zu einem männlichen Gespenst geworden, dessen verderbter Name aber seine Abkunft von der deutschen Göttin nicht verleugnet.

An Perachta's und Holda's Stelle erscheinen um Weihnachten auch andere weibliche Gestalten in Böhmen und Mähren, die segnend und strafend ihren Umzug halten. Vor allen die heilige Lucia. Im Budweiser Kreise geht zu Weihnachten die heil. Lucia um, und fragt die Hausfrau: „Haben die Mägde das Werg aufgesponnen?“ Dabei zieht sie fortwährend an einem Spinnrade, als ob sie spänne. Erhält sie zur Antwort: „Nein, sie haben es nicht gethan:“ so peitscht sie die Mägde mit der Ruthe <sup>4)</sup>. In der Gegend von Domažlitz erscheint die heil. Lucia in Erbsenstroh gehüllt mit zerrauten Haaren und schreckt die ungehorsamen Kinder <sup>5)</sup>.

Im Böhmerwalde ist die heil. Lucia den Kindern gleichfalls eine drohende Erscheinung. Sie soll den schlimmen Kindern den Bauch aufschlitzigen und Stroh und Kieselsteine statt der Gedärme hineinlegen, dann den Bauch wieder zunähen. Ihre Gestalt zeigt sich verschieden. J. Rauf sah sie einmal als Ziege, mit überbreitetem Leintuch, von einer Art Nikolo geführt. Sie ermahnte zum Beten, theilte Obst aus, und drohte übler Aufführung die erwähnte Strafe.

Nach der heiligen Lucia geht zu Weihnachten in der Gegend von Domažlitz auch der Krempera um. Dieser Krempera trägt eine Mulde mit Hufnägeln und in der Hand einen Hammer. Wenn er vor ein Haus kommt, stellt er die Mulde nieder und fängt an mit dem Hammer zu schlagen, und fragt, ob die Kinder gehorsam sind. Ungehorsamen Kindern droht er die Füße zu beschlagen. Auch dieser Krempera trägt seinen deutschen Ursprung an der Stirne.

Es ist der süddeutsche Krampus oder Krämpus, der dem nordböhmischen Knecht Ruprecht entspricht. Der Name freilich könnte aus dem slavischen abgeleitet werden, von křampati, trampeln, schlampen, und bedeutete sonach einen Pol-

1) Krok. II., 365. — 2) Mitgetheilt von J. Nebestý. — 3) Fejsalík in Zeitschr. den fürstliche Mythologie 4, 388. — 4) Casopis k. č. Mus. 1834. S. 187. — 5) Škola a život 1857 Beilage S. 78.



tergeist, ein trampelndes, schlampendes Wesen. Die Gestalt selbst aber ist völlig deutsch und selbst die Namensform Krempera deutet Rückentlehnung.

Die böhmische Mittheilung nun, welche uns über den Krempera berichtet, fügt bei, daß irgendwo (někde) auch Morana umginge und J. Feisalík hat aus dieser Nachricht vorzugsweise die Identität von der deutschen Perachta und der slavischen Morana gefolgert. Mir ist die Morana in den Zwölften nirgends begegnet. Es ist auch, wie schon Zireček in seiner Schrift über die Echtheit der Königinhofer Handschrift nachgewiesen hat, eine Gleichstellung von Morana und Perachta nicht gut denkbar. Die slavische Morana war, wie schon der Name andeutet, die Göttin des Todes, die Herrscherin der Natur im Winter. Im Frühling wird ihr Bild nach altem slavischen Brauche in feierlicher Procession aus dem Dorfe getragen und in's Wasser geworfen. Es ist die bekannte Ceremonie des Tодаustreibens, die von den Slaven auch auf die Deutschen übergegangen ist. An einem Sonntage in der ersten Frühlingszeit wird eine in weibliche Kleider gehüllte Gestalt, welche heute noch Mořena, Marena oder Smrt, Smrtholka (Tod, Todmädchen) heißt, aus dem Dorfe unter Wechselgesang ins Freie gebracht und ertränkt. Hierauf gehen die jungen Leute in den Wald, holen aus demselben ein grünes Bäumchen, schmücken es mit Bändern und anderem Tand und bringen es in's Dorf. Dabei singen sie :

Im Wasser schwimmt der Tod,  
Der neue Sommer fährt zu uns,  
Den Tod haben wir aus dem Dorfe getragen  
Den neuen Sommer tragen wir in's Dorf. 1)

In diesen Liedern erscheint die Morana ausdrücklich als Dämon des Winters, in dem deutschen Aberglauben ist Holda aber die Sonnengöttin, die sich zur Zeit der Winter-Sonnenuende zum erstenmale wieder zeigt und welche später (in den letzten Tagen der Fasching oder dem ersten Tag des Mai's ihren feierlichen Einzug in's Land hält. Das ist der große Unterschied zwischen der Morana und der Holda den deutschen Volksglaubens; beide können also nicht identificirt werden. So lange sich daher kein sicheres Zeugniß für den Umzug der Morana zur Zeit der Winter-Sonnenuende findet, so lange wird es erlaubt sein, über jene vage Notiz aus Domažlitz Zweifel zu hegen. In der Mark, also in ehemals slavischen Gegenden, ist freilich eine slavische Murraue sichtlich an Frithja's oder Holda's Stelle getreten. Wenn in den Zwölften der Flachs nicht abgesponnen ist, heißt es in jener Gegend, so kommt die Murraue und besudelt ihn. In der Gegend von Eilenburg und Wurzen in Sachsen sagt man, es komme die More.<sup>2)</sup> Der slavische Ursprung dieses Namens ist sicher; er ist aber nichts weiter, als ein ganz gewöhnliches Schimpfwort, das die Deutschen aus der slavischen Sprache herübernahmen, womit man die zu einer alten häßlichen Frau herabgesunkene deutsche Göttin bezeich-

1) Zireček, Echtheit der Königinhofer Handschrift. S. 39. — 2) Kuhne und Schwarz, Norddeutsche Sagen. S. 417.

nete. Ein häßliches, altes Weib schimpft man in Böhmen heute noch eine Mára. Das Wort heißt eigentlich Alp, dann aber auch eine Hexe; die wendische Form ist Murava. Die Murraue oder More geht um, bedeutet daher nichts anderes, als was Schwarz und Ruhn gleich daneben aus Krositz am Petersberge anführen; nämlich: „Die Hexe kommt“; nur steht im ersteren Falle das Fremdwort statt des deutschen.

Aus diesen Aberglauben allein läßt sich also, so lange nicht sichere Zeugnisse dafür beigebracht wurden, der Mythologie der West-Slawen der Umzug der Morana oder einer anderen Göttin zur Zeit der Winter Sonnenwende nicht vindiziren. Im Gegentheile, gerade aus den besonnenen Forschungen der berühmtesten slavischen Mythologen der vergleichenden Schule, von Zircček und Hanuš geht immer klarer hervor, daß gerade in diesem Punkte ein wesentlicher Unterschied zwischen deutscher und slavischer Religion obgewaltet habe. Scheint doch auch der wilde Züger, der zur Zeit der Zwölften gleichfalls seinen Umzug hält, unter den Gestalten der slavischen Mythologie gänzlich zu fehlen.

Dann aber wird es uns nicht wundern, wenn in Böhmen und Mähren jene gespenstigen Gestalten, die zu Weihnachten genau wie im deutschen Volksglauben ihren Umzug halten, beinahe durchaus echt deutsche Namen tragen, Holda, Paruchta oder Paruchta. Sie sind eben deutschen Ursprungs und gleichsam das Gegengeschenk der Deutschen für die Sitte des Tod austreibens, welche sie von den Slaven überkommen haben.

Eins ist nur noch merkwürdig. Die slavische Paruchta oder Paruchta zeigt eine Namensform, welche in Zeiten zurückgreift, wo die Slaven in Böhmen und Mähren zum größten Theil noch Heiden waren. Die Namensform Paruchta entspricht nämlich vollkommen dem althochdeutschen Namen Perchta, nicht aber dem mittelhochdeutschen Berchta, das sich als Name der weißen Frau von Neuhaus und als Name der umziehenden Göttin im Budweiser Kreise, also in einer mehr deutschen Gegend ebenfalls in Böhmen vorfindet. Hätten also die Slaven in Böhmen und Mähren den deutschen Glauben an die umziehende Göttin Perchta etwa erst im 12., 13. Jahrhunderte oder später kennen gelernt, so hätten sie sicherlich den Namen Berchta gehört oder ihn sicherlich in der Form Berchta wie für die mit der Göttin Perachta identischen weißen Frau von Neuhaus, Bertha, verwendet. Sie hörten aber Perachta, und das kann nicht später der Fall gewesen sein, als etwa bis zum 11. Jahrhundert. Was folgt daraus? Daß auch schon vor dem Jahre tausend so innige Verbindung deutschen und slavischen Volkslebens in Böhmen und Mähren vorhanden war, daß die Slaven, damals zum großen Theil noch Heiden, die Gestalten des deutschen Volksglaubens in sich aufnahmen, und die späteren Jahrhunderte hindurch mit einer Zähigkeit festhielten, als ob sie ihr ursprüngliches Eigenthum gewesen wären.

---

## Aus der Geschichte von Graupen.<sup>1)</sup>

Zu den inhaltreichsten Quellen für eine Geschichte der Bergstadt Graupen zählen zwei Folianten, das sogenannte „Fundamentum Grupnensium, das ist Gründliches Compendium In welchem der Bergstadt Grauppen Beste gewergetz und Grundsteine, auch Reichthumb, Ehr vund Lob . . . Zusammen getragen worden. Anno 1676“ und das „Protocoll Oder Verzeichnuß Was bey dieser Bergt Stadt Grauppen vnter wehrender Zeit sich denckwürdiges Zugetragen hat“, beide, einander ergänzend, vorzüglich für die Geschichte der Stadt während des dreißigjährigen Krieges von Bedeutung, welcher Krieg in jeder seiner Phasen wie kaum eine zweite deutsche Stadt in Böhmen unser Liebes, armes Graupen getroffen hat. — Es ist meine Absicht hier, die Vorgeschichte dieses Krieges und die ersten Regungen desselben, so weit er Graupen betrifft, zumelst auf Grundlage der beiden bezeichneten Quellen, zu erzählen.<sup>2)</sup>

Von den vierundzwanzig Dörfern, welche noch im Jahre 1507 nach der Vernichtung der ersten und schönsten Blüthe der Bergstadt Graupen durch den Husitenkrieg zu derselben gehörten,<sup>3)</sup> waren im Jahre 1580 dieser königl. Lehenherrschaft nur mehr Fünf, die Dörfer Obergraupen, Voitsdorf, Rosenthal, Bihanken und Zinnwald verblieben, als die Stadt im Jahre 1584 um die Summe von 2718 $\frac{1}{2}$  Schock böhmische Groschen sich selbst zur unmittelbaren Unterthänigkeit unter den König und jene letzteren fünf Dörfer als ihr Eigenthum von Kaiser Rudolf II. erkaufte.<sup>4)</sup> — Die nunmehr freie Bergstadt Graupen gedieh auf's Neue, nach Außen und Innen.

Da übergab am 24. Novemder 1615 Kaiser Mathias dem Oberstburggrafen Adam von Sternberg die Stadt Graupen als erbliches Besizthum.<sup>5)</sup>

Kaum hatte sich davon die Nachricht in Graupen verbreitet, als von der Bürgererschaft ein feierlicher Protest an den Kaiser ging und zugleich zwei Schriften, an die böhmische Kammer in Prag und nach Wien an die kaiserl. Hofkammer, abgefertigt wurden. „Wir sind nit zu verdenken,“ heißt es unter Anderm in der Schrift an die Hofkammer, „daß wir zur Handhabung unsrer Privilegien, hiervon wir im Geringssten nit weichen thun, uns weder mit Ihr: Gnaden Herrn Obristen Burggrafen noch Jemand anders wegen unsrer Privilegien dieses Orts in einiges Disputat wollen eingelassen seyn.“ — Man hielt das Geschehene für undenkbar. — An die böhmische Kammer ward die Bitte gestellt, wenigstens so lange mit der Ausfertigung der Schenkungsurkunde an Sternberg zu warten, bis die Resolution der Hofkammer herabgelangt wäre.<sup>6)</sup> (Jänner 1616).

Mittlerweile kam ein vom 11. Dezember 1615 datirter Befehl des böhmischen Kammerpräsidiums nach Graupen, der den Rath der Stadt aufforderte, die Origin-

1) An Stelle des in der Sectionssitzung für allgemeine Landesgeschichte vom 10. Juni d. J. gehaltenen und von der Section zur Drucklegung in den „Mittheilungen“ empfohlenen Vortrags „über die Materialien zu einer Geschichte der Bergstadt Graupen“ setze ich hier, wenn auch in losem Zusammenhange, einiges Thatsächliche aus dieser Geschichte selbst und glaube damit dem eigentlichen Zwecke der „Mittheilungen“ mehr entsprochen zu haben. D. Verfasser.

2) Die Arbeit wurde mir dadurch möglich, daß Herr Bürgermeister Joseph Kraus in Graupen die Güte hatte, mir die Originale jener Manuscripte, deren ich eben bedurste, zu übersenden, wofür ich ihm hiemit den herzlichsten Dank ausspreche. Der Verfasser.

3) Graf Kaspar Sternberg („Umriffe einer Geschichte der böhmischen Bergwerke“ (Prag 1836, 1838) S. 481, Urkundenbuch 148, 234, zählt) nach der Originalurkunde im Wittingauer Archive die sämmtlichen 24 Dörfer auf.

4) Fund. Grupn. p. 47—62. — R. Laudtafel Instr. Nr. 22, Lit. J. 17. — 5) Fund. Grupn. p. 78. — 6) Fund. Grupn. p. 81—84.

nale der alten Graupner Privilegien nach Prag zu schicken, im Uebrigen aber auf eine in die kgl. Landtafel bereits einverleibte, auf Graupen bezügliche Urkunde verwies.<sup>1)</sup>

Die Einfindung der Privilegien, wie es scheint, unterblieb; man wartete wahrscheinlich die Erledigung des Gesuchs an die Hofkammer ab. Da wurden, schon am 18. April 1616, Wilhelm der Jüngere von Lobkowitz, Herr von Bllin und Prokop Dwořeky von Olbramowitz vom Kaiser beauftragt, eilends nach Graupen zu gehen und dort im Namen Adams von Sternberg die Huldigung der Bürgerschaft entgegenzunehmen.<sup>2)</sup> Die Graupner aber setzten eine Denkschrift an die kaiserl. Commissionäre auf, in der sie sagten, daß die Abtretung der Stadt an Adam von Sternberg „Einem Ehrbaren Rath, als unsrer vorgesetzten Obrigkeit, hätte zeitlicher zu Wissen gemacht werden sollen, dieweil aber solches wider Verhoffen ziemlich eilends geschehen, so haben wir auch in solcher Eil uns aller Dinges nit erklären können. Wie wir denn für's Andere der böhmischen Sprache, darin die Einlage in der Landtafel verfaßt, nit kundig sind sondern nachdem wir uns solche weitläufig haben transferiren lassen, daraus unter Anderem so viel vernommen, daß Ihr. Gnaden Herrn Obristen Burggrafen wir armen Leute als Erbunterthanen sollen verschenkt seyn“ . . . während doch Alles, was dort dem Oberstburggrafen geschenkt wird, im Jahre 1584 „von uns frei erkaufte und uns mit der Landtafel verschrieben ist.“<sup>3)</sup> — Der damalige Bürgermeister Georg Rach, ein Ältester Hans Wahl und der Stadtschreiber Hans Stendel reisten nach Prag und fielen — es war am Sonntag Misericordiä 1616 — dem Kaiser Mathias, als er eben die Kirche verließ, zu Füßen, ihm eine „kurz demüthige Supplication“ überreichend, die in sehr ausführlicher Weise das der Bergstadt drohende Unrecht schildert.<sup>4)</sup> Unsonst. Graupen blieb unterthänig. Wol stellte Mathias am 26. August 1617 eine Confirmation der Graupner Privilegien aus, in der er aber das von Wladislaw II. im Jahre 1478 der Stadt gegebene Recht, ihren Rath sich selbst zu wählen, derselben entzog, weil das nur „conditionaliter zugelassen,“ auch „von keinem folgenden Könige bestätigt worden war“ und nebenbei mit der nun „von allen Bergstädten und Rentnern angenommenen Bergordnung“ nicht recht zusammen stünne. Der bei Weitem bedeutendsten im Jahre 1584 erworbenen Freiheiten der Stadt ward einfach gar nicht erwähnt.<sup>5)</sup>

So stand es beiläufig mit Graupen nach Außen hin, während nach Innen zu seit Langem sich eine gewaltige Veränderung der bisherigen Verhältnisse vorbereitet hatte.

Herr Prof. B. Scheinpflug hat in dem 3. Hefte der „Mittheilungen“ (S. 23—29) die von der sogenannten „Said'schen Chronik von Karbiz“ (Ms.) geschilderte Lutheranisirung von Karbiz wiedererzählt. Wir knüpfen an diesen Aufsatz an und nennen zunächst die dort genannten protestantischen Herren von Bünan und Köbel von Gehring, die sächsischen Grenznachbarn Graupens, von denen die Letzteren zugleich Predlitz und Herbiz, Kulm, Kleische, Kahu, Neubörsfel u. s. w. besaßen,<sup>6)</sup> während die Ersteren außer den sächsischen Besitzungen auch Letschen und durch Rudolf den Jüngeren die schon damals bedeutende Herrschaft Türmiz innehatten.<sup>7)</sup> Nennen wir Wladislaw Kinsky, den eifrigen Utraquisten, Herrn von Teplitz, Daubrawsta-Hora und mehreren anderen Orten;<sup>8)</sup> nennen wir

1) Fund. Grupn. p. 80. — 2) Fund. Grupn. p. 86—88. — 3) Fund. Grupn. p. 89, 90.

4) Fund. Grupn. p. 91—95. — 5) Fund. Grupn. p. 117 c.

6) Nach zwei Urkunden vom J. 1612 waren die beiden erstgenannten Orte von Bernhard und vier Brüdern Köbel von Gehring durch Kauf an Johann Hermann, Adam, Otto Wilhelm und Wenzel Köbel von Gehring übergegangen. — Landtafel Instr. Nr. 136, Lit. D. 30, E. 1.

7) Rudolf der Jüngere von Bünan, ein Sohn der Anna von Bünan, geb. Türmizky, in deren Vater Nikolaus Otto die männliche Descendenz des Geschlechts Türmizky um das Jahr 1604 ausgestorben war. Landtafel Instr. Nr. 132, Lit. O. 14—16. Nr. 296, Lit. J 26.

8) Wladislaw Kinsky war nicht schon 1615 gestorben, wie es bei Dr. Eduard Kraßmann „Geschichte der Teplitzer Thermen“ (Teplitz 1862) unter vielen anderen Unrichtigkeiten (S. 3)

Albrecht Kefule von Stradonitz, den „Keyer,“ der mit seinem Bruder Ignaz im Jahre 1588 die Dörfer Schein (Mariaschein), Hohenstein, Marschen, Sobochleben und „die wüste Burg Geiersberg“ von Kaiser Rudolf II. als Eigenthum erkaufte und seit der Zeit, wie die genannten Herren auf ihren Besitzungen, hier den Protestantismus völlig eingebürgert hatte: <sup>1)</sup> und wir kennen die Veränderung, die damals in Graupen vor sich ging. — Schon 1576 war ein protestantischer Prediger, Michael Winkler dahin gekommen und hatte daselbst das Werk der Lutherisirung begonnen; <sup>2)</sup> Elias Schedler war ihm gefolgt und sammelte in der Kirche Sct. Anna eine von Tag zu Tag sich mehrende Zuhörerschaft um sich; die Gemüther, durch die vermeinte oder thatsächliche vom Kaiser geübte Ungerechtigkeit auf das Tiefste ergriffen, waren der strengkatholischen Regierung vollends entfremdet: da geschah es — wie unser Protokoll erzählt — daß am 12. Dezember 1617 der Erzbischof (Johann Lobkowitz) aus dem Kloster Ofegg nach dem Kloster Grab mit 100 Mann gezogen kam und die lutherische Kirche daselbst zu stürmen und niederzureißen begann. — Nicht lange darauf „entstand ein solcher Tumult und Krieg im Königreich Böhmen, daß solches nit genugsam zu beschreiben.“ <sup>3)</sup>

Am 27. Mai 1618 bekanntlich war der lange drohende Bruch zwischen Kaiser und Ständen entschieden und die Rebellion im vollen Gange.

Am 5. Juni 1618 ging die Werbetrummel durch Graupen, der Graf von Dornau sammelte Kriegsvolk für die Stände; dreizehn Bürgeröhne — das Protokoll nennt ihre Namen — wurden auserlesen in Graupen, mit ihnen drei Bursche von Obergraupen und zwei von Rosenthal; am 23. Juni ward der Bürgermeister Simon Böhme mit noch zwei Anderen vom Rathe der Stadt zu den Directoren nach Prag berufen und ging dahin mit den Rekruten und der Steuer, die der Stadt war auferlegt worden. Er kam am 28. Juli wieder nach Graupen, brachte aber das Geld zurück. <sup>4)</sup> Die Stände achteten die Privilegien der Stadt.

Das Kriegsfeuer brannte in hellen Flammen an vielen Punkten des Landes. Am 26. August 1619 ward Friedrich von der Pfalz zum Könige von Böhmen gewählt.

In Graupen spielten unterdessen die Bürger und Schüler in der Stadtpfarrkirche „eine comoedia von Daniele, wie er ist in die Löwengrube geworfen worden,“ während Albrecht Kefule die große Kapelle zu Schein in Besitz nahm (den einzigen Ort in der ganzen Gegend, an dem sich bis dahin noch ein katholischer Geistlicher gehalten hatte) und daselbst den lutherischen Pfarrer, Mag. Paul Rodinger predigen ließ. <sup>5)</sup>

Es war am 15. September 1619, da kamen von Prag die Commissäre der Stände nach Graupen, besahen das Bergwerk und die Wälder, schätzten die Stadt, das Kloster und das alte Schloß „und versetzten es um 9000 Thaler oder Schock.“ <sup>6)</sup> An die Bürgerschaft aber erging von den Directoren die Weisung, sich um die Summe von 9000 Thalern von aller Unterthänigkeit freizukaufen, „widrigensfalls die Stadt einem andern Herrn verkauft werden solle.“ <sup>7)</sup> Da kamen der Rath und die ganze Bürgerschaft zusammen und überlegten. Ein Freikauf von den Directoren hieß,

heißt. Siehe Joseph Erwin Folkmann „Die gefürstete Linie des uralten und edlen Geschlechtes Kinsky“ (Prag 1861) S. 30 u. w.

1) Landtafel Inste. Nr. 21, Lit. D 3. Nr. 46, Lit. N 18, Nr. 65, Lit. E 14. Ein gar bitterböses Urtheil über Albrecht Kefule findet sich in des P. Johannes Miller „historia Mariascheinensis“ (Prag 1710) p. 24.

2) Protokoll Blatt 2. — 3) Protokoll Blatt 9, 12. — 4) Prot. Bl. 10, 11.

5) Prot. Bl. 13. — P. Miller p. 47. — Es hat der Letztere an der bezeichneten Stelle das Protokoll, doch mit einer kleinen Irrung in dem Datum, abgeschrieben, ohne übrigens — wohl absichtlich — hier oder anderwärts den Namen des Präbikanten zu nennen, während das Protokoll stets den vollen Namen und Titel desselben gibt.

6) Ein Thaler ist gleich einem meißnischen Schock Groschen, dieses aber beiläufig gleich zwei böhmischen Sch. — 7) Prot. Bl. 13, 14, 118.

sich der Revolution in die Arme werfen, die Unterlassung des Kaufs brachte unwiderruflich die Unterthänigkeit und galt dem freien Bergmann doch nichts schmähtlicher als Unterthänigkeit. Da trat der reiche Bürger Dionysius Kluge auf, der ist „mit seinem Rath ein Verführer gewesen.“ Er sprach in der offenen Versammlung der Gemeinde: „ist wäre es Zeit. Es sollte doch ja ein Jeder salva venia sein Hemde verkaufen und diese Gnade nicht veräußern! Er selber wolle seinen Schatz aufthun“ und übergab dem Bürgermeister tausend Gulden. <sup>1)</sup>

Der Kauf geschah, am 17. September 1619. Schon am 24. September brachte eine Deputation der Bürgerschaft die Summe von 4000 Thalern nach Prag. Am 6. October ward ein feierliches Te Deum in der Kirche gesungen „wegen daß wir uns wieder frei gekauft, beneben die Wälder, Bergwerke und Klöster, und nit unsern Nachbarn, dem Herrn Kinsky oder Herrn Reule (welche schon zuvor eine Summe Gelds den Ständen zu erlegen für uns und obgedachte Sachen sich erbotten) in die Dienstbarkeit gerathen und kommen sind!“ — Wieder erschienen zwei Commissäre der Directoren, übergaben die Stadt und Alles, was dazu gehörte, der Gemeinde als Eigenthum, entbanden den Bergmeister Mathes Schwarz und den Gegenhändler Adam Lorenz der dem Könige gelobten Treue, worauf die letzteren „sowie die Zinnwälder und Müglizer, auch die Mückenberger“ dem Bürgermeister Simon Böhme den Handschlag leisteten und Pflicht gelobten. <sup>2)</sup>

Das Glück war nicht von langer Dauer. Die Geschichte des „Winterkönigs“ ist allbekannt. — Die Bürgerschaft zu Graupen hatte nur ein einziges Mal die Freude, auf ihren Gründen Hasen und Hühner zu jagen; sie kaufte noch am 4. August 1620 das schon 1584 wieder von Graupen getrennte Zinnwald um 250 Thaler zurück und hatte eben noch die Gelegenheit gefunden, dem Könige Friedrich in Prag die letzte Rate jener 9000 Thaler zur rechten Zeit vollständig auszuzahlen und den Freikauf in die Landtafel eintragen zu lassen: <sup>3)</sup> als die Schlacht auf dem weißen Berge geschlagen wurde und Friedrich von der Pfalz über Hals und Kopf aus Böhmen flüchtete.

Es folgte eine Periode ungeheuren Elends für die Stadt Graupen.

**Dr. Hallwich.**

## Kurzer Bericht

### über die wissenschaftliche Thätigkeit der einzelnen Sectionen.

#### Erste Section.

Allgemeine Landesgeschichte.

Obmann: Prof. Dr. Konst. Höfler.

Stellvertreter: Prof. B. Scheinpfug.

Schriftführer: Ph. Dr. Hallwich.

Wir heben in einem kurzen Berichte über die Thätigkeit dieser Section in letzterer Zeit zunächst die wissenschaftlichen Vorträge hervor, die mit der Verlesung mehrerer eingeseandeter Aufsätze in populärer Form die Sitzungen zum großen Theile ausfüllten.

Am 10. Juni hielt Dr. Hallwich einen Vortrag über die Materialien zu einer Geschichte der Bergstadt Graupen, in welchem er

nachwies, daß auf Grund zahlreicher in Graupen und anderwärts von ihm vorgefundener Urkunden, Protokolle u. s. w. die bisher bekannt gewordenen Nachrichten über diese Stadt vielfach zu ergänzen und zu berichtigen seien und eine ziemlich zusammenhängende Geschichte Graupens, reich an interessanten, für die Geschichte der Deutschen in Böhmen nicht unwichtigen Momenten geschrieben werden könne. Der Vortrag wurde von der Section zur Veröffentlichung empfohlen. — In der Sitzung vom 2. Juli las Prof. P. Hecht „über das Heidenthum und den Aberglauben in Böhmen zu Anfang des 12. Jahrhunderts“, eine reiche

1) Prot. Bl. 14. — 2) Prot. Blatt 15. — 3) Prot. Bl. 17. — Fund. Grupn. p. 119.

Zusammenstellung der in dem obgenannten, durch den Verein zu edirenden Homilienbuche vorfindlichen Verordnungen eines Prager Bischofs wider die in jenem Jahrhunderte noch sehr häufigen heidnischen Gebräuche in vielen Gegenden Böhmens. — St. D i m t e r begann die Vorlesung einer Studie über König Rudolf I. von Böhmen und wird dieselbe in einer der nächsten Sitzungen beenden.

Prof. W o l f aus Eger berichtete brieflich über eine Selbstbiographie aus dem 16. Jahrhundert und las den Bericht am 13. Mai zur Verlesung. Die Section beschloß, Prof. Wolf um die Einsendung des vollständigen Manuscriptes der Biographie zu ersuchen. Der Bericht selbst ward der Redaction der „Mittheilungen“ zur Drucklegung übergeben sowie ein zweiter von Gymnasialdirector W e b e r eingesehener Aufsatz über die Ausbreitung der Deutschen in Böhmen, der zum Theil verlesen wurde.

Der Kreis der Thätigkeit der Section erweitert sich immer mehr. Herr J. V i n c. G ö h l e r t, Ministerial-Concipist, mit der Durchsorschung des kaiserl. Archivs in Wien beschäftigt, übermittelte der Section mehrere aus dem genannten Archive gezogene, für unsere Zwecke bedeutende Notizen und stellte weitere ähnliche Mittheilungen in Aussicht. Diefür wie für ein anderes Geschenk desselben Herrn sprach die Section einstimmig ihren Dank aus. Ebenso ward eine Nachricht des Herrn W. P e r n i k a r z k. k. Postmeisters in Landskron, eine von dessen Vater verfaßte Chronik von Landskron dem Vereine überlassen zu wollen, mit Dank zur Kenntniß genommen. — In der Sitzung vom 2. Juli erklärte Herr Prof. Dr. E u l e r aus Frankfurt a/M., als Gast, die Bereitwilligkeit des historischen Vereines in Frankfurt, mit dem unsereren in nähere Verbindung zu treten.

Bei der Neuwahl des Obmanns, Stellvertreters und Schriftführers der Section wurden die diese Stellen bisher bekleidenden Herren, Prof. Dr. G ö s l e r, Prof. W. S c h e i n p f l u g und Dr. H a l w i c h, mit Aclamation auf's Neue gewählt, und nahmen die Wahl an.

Mit Schluß dieses Schuljahres wurden von der Section für allgemeine Landesgeschichte eine außerordentliche und 12 ordentliche Sitzungen abgehalten.

### Dritte Section.

Sprache, Literatur und Kunst.

In der Sitzung vom 16. April legte Herr Maler K r a u s e einen Entwurf des Vereinsdiplo-

mes vor, welcher allgemeine Anerkennung fand und dem Ausschusse zur Ausführung empfohlen wurde. Alsdann berichtete Herr Ph. C. W i e s c h o v s k y, daß Hr. Prof. P e t t e r s in Leitmeritz die Abfassung einer ausführlichen Instruction für die Dialektforschung übernommen habe.

In der Sitzung vom 21. Mai theilte Herr Maler K r a u s e mit, daß Hr. Photograph H e l m ein Exemplar der Photographie des „Studenten“ aus dem Schwedenkriege nach einer Statue des Herrn Bildhauer Jos. M a z u m e n t g e l l i c h zu liefern zugesagt habe; hierauf gibt der Herr Obmann der Section bekannt, daß die R a s s e l'sche Arbeit bereits dem Drucke übergeben worden sei, und legt zum Schluß ein sorgfältig ausgefertigtes Diplom der Stadt Trautenau nebst zwei Krönungsmedaillen des Winterkönigs vor.

In der Sitzung vom 18. Juni konstituirte sich die Section für das neue Vereinsjahr. Herr Prof. Dr. V o l k m a n n wurde zum Obmann, Hr. Dr. G r o h m a n n zum Obmannstellvertreter und Ph. C. R u s c h k o zum Schriftführer der Section gewählt. Darauf verlas der Herr Obmann einen Brief, der ihm mit einem Verzeichnisse von Fluß- und Ortsnamen zugekommen war. Letzteres wurde dem betreffenden Comité übergeben. In dieser, wie in der nächstfolgenden Sitzung vom 27. Juni wurden, bei allseitiger, reger Theilnahme, zwei Vorträge u. z. über den Aberglauben in Böhmen von Herrn Dr. G r o h m a n n und über die Kaiserburg zu Eger von Herrn Professor G r u e b e r gehalten, deren Veröffentlichung die Section dem Ausschusse anempfohlen hat.

In der Sitzung vom 16. Juli ward das vorgelegte Vereinsiegel angenommen und die vom Hrn. Prof. P e t t e r s bereits eingesandte Instruction für Dialektforschung in den deutschen Bezirken Böhmens theilweise vorgelesen. Auch diese Arbeit fand große Anerkennung und wird dem Ausschusse zur Drucklegung empfohlen werden. Da dieses die letzte Sitzung der Section vor der Ferienzeit war, hielt der Herr Vorsitzende zum Schluß eine warme Ansprache an die Versammlung und forderte in derselben die Herren Mitglieder auf, die Interessen des Vereines kräftig zu fördern.

### Vierte Section.

Geographie und Statistik, Handel und Gewerbe.

Dieselbe hat seit Ausgabe des IV. Heftes zwei ordentliche Sitzungen abgehalten; in wel-

den Herr Prof. Böhme seinen bereits früher begonnenen Vortrag „Über die Folgen des Zinswuchers“ fortsetzte.

Bei der statutengemäß Ende Juni d. J. vorgenommenen Neuwahl der Functions-Mitglieder dieser Section wurden, nachdem der

Obmann Hr. Professor Dr. Michler Krankheit halber von dieser Stelle zurücktrat, nachstehende Herren gewählt:

zum Obmanne Hr. J. U. Dr. A. Banhans, Obmannsstellvertreter Hr. Professor Böhme, Schriftführer Hr. Statistiker A. L. Sidmann

## Geschäftliche Mittheilungen.

Generalversammlung, abgehalten am 6. Juni 1863.

In derselben wurde die in Nr. IV. der Mittheilungen für 1862—63 mitgetheilte Geschäftsordnung mit einer Abänderung am Schlusse des §. 30 angenommen. Der letzte Absatz dieses Paragraphes lautet demnach: „Erfolgt innerhalb dieser Zeit keine Bemängelung, so sind die Rechnungen als richtig zu betrachten.“ — Das vom Ausschusse vorgeschlagene Budget genehmigte die Versammlung ohne Aenderung. Die Posten desselben sind folgende:

Mittheilungen . . . . .	1600 fl.
Größere Publikationen . . . . .	1200 „
Bibliothek . . . . .	140 „
Archiv . . . . .	110 „
Antiquarium . . . . .	140 „
Honorar für den Schriftführer . . . . .	300 „
Gehalt des Vereinsdieners . . . . .	250 „
Wohnung . . . . .	315 „
Einrichtung . . . . .	280 „
Heizung und Beleuchtung . . . . .	160 „
Diplome . . . . .	250 „
Allgemeine Verwaltungsausgaben . . . . .	350 fl.
Extraordinarium . . . . .	800 „

Der vom Herrn Med. Dr. Drefler eingebrachte Antrag, betreffend die Ermächtigung des Ausschusses, 600 fl. ö. W. zur Vermehrung der historischen Materialien für Städtegeschichte zu verwenden, wurde mit Majorität der Anwesenden abgelehnt. Hierauf wurden folgende Herren zu Revisoren der Rechnungen des verflossenen Vereinsjahres gewählt: Dr. Jos. Virgil Grohmann, Eisenbahnsekretär M. Pfeiffer und k. k. Rechnungsrath Gust. Rulf.

Die am Schlusse der Versammlung vorgenommene Wahl hatte folgendes Resultat:

- Präsident:** Herr Franz Pelzel, J. U. D., Landesadvokat.  
**Vizepräsident:** „ Const. Höfler, Ph. D., k. k. Univ.-Professor.  
**Ausschussmitglieder:** „ Anton Banhans, J. U. D.  
 „ Josef Bayer, Schriftsteller.  
 „ E. Chevalier, k. k. Gymnasial-Professor.  
 „ Rudolf Haase, J. U. D.



<b>Ausschussmitglieder:</b>	„ Eduard Konrad, J. U. D., Landesadvokat.
	„ P. Sales. Mayer, Th. D., k. k. Universitäts-Prof.
	„ Bernard Scheinpflug, k. k. Professor an der deutschen Oberrealschule.
	„ L. Schlesinger, Ph. D.
	„ Wilh. Volkmann, Ph. D., k. k. Univers.-Prof.
	„ Alexander Wiechovsky, Ph. D.
<b>Erfahrmänner:</b>	„ Hermann Hallwich, Ph. D.
	„ Franz Klutschak, Redakteur.
	„ Leo Nagel, J. U. D.
	„ M. Pfeiffer, Eisenbahnsekretär.
	„ Anton Schmalfuß, Redakteur.
<b>Antiquar:</b>	„ Franz Krause, Historienmaler.
<b>Archivar:</b>	„ L. Schlesinger, Ph. D.
<b>Bibliothekar:</b>	„ Rudolf Glaser, Scriptor an der k. k. Universitäts-Bibliothek.

In der Ausschusssitzung am 9. Juni l. J. übernahm Herr Ph. Dr. A. Wiechovsky die Aemter des Schriftführers und Hausverwesers, Herr J. U. Dr. Ed. Konrad das Amt des Kassiers.

Den 20. Juni fand eine Versammlung aller Sectionen statt, in welcher vom Ausschusse der Antrag gestellt wurde, ein Comité zu wählen, welches sich mit der Angelegenheit der Geschichte der deutschen Orte in Böhmen beschäftige und einen Plan zur Ausführung des Ganzen und zur Forschung im Einzelnen entwerfe. Die Versammlung nahm diesen Antrag an und wählte folgende Herren in dieses Comité: Dr. Virg. Grohmann, E. Julius Lippert, Redakteur A. Schmalfuß, Dr. L. Schlesinger, Dr. A. Wiechovsky.

### 5. Nachtrag zum Mitgliederverzeichnis.

Geschlossen den 15. Juli 1863.

#### Ordentliche Mitglieder.

Herr <b>Achaz</b> Jos., k. k. Bezirksvorsteher, Kreunau.	Herr <b>Glückselig</b> Frz., Wirthschaftsdirector, Falkenau.
„ <b>Andree</b> Rich., Ph. D., Neuhütten b. Beraun.	„ <b>Gruf</b> Jul., Landschafts-Maler, Teplitz.
„ <b>Beitlich</b> Ign., Habel b. B.-Kamnitz.	„ <b>Hanevald</b> Rud., Reichenberg.
„ <b>Benedikt</b> Nath., Kfm., Prag.	„ <b>Hartisch</b> Karl, k. k. Bergwerksdirector, Buschtiehrad.
„ <b>Beutel v. Lattenberg</b> , Joh., jub. k. k. Rechnungs-rath, Schwarz-Kosteletz.	„ <b>Havelka</b> , Realhr., Budweis.
„ <b>Böhm</b> Karl, Fabriksbeamter, Branow b. Rokitan.	„ <b>Herbitz</b> Jos., Spitschllhr., Reichenberg.
„ <b>Breitfelder</b> Joh., k. k. F. W. Commissär, Neubistritz.	„ <b>Herkner</b> Andr., Fabrikant, Reichenberg.
„ <b>Daucha</b> Bruno, Apotheker, Braunau.	„ <b>Dr. Hermann</b> , Redakteur, Reichenberg.
„ <b>Dörell</b> Ernst Aug., Lithograph, Aussig.	„ <b>Hoffmann</b> Heim., Apotheker, Teplitz.
	„ <b>Hüttner</b> F., k. k. Kanzlist, Kalsching.
	„ <b>Janota</b> Eduard, Apotheker, Falkenau.

- |  |  |
|--|--|
| Herr <b>Kardasch</b> G., k. k. Notar, Krumau.                            | Herr <b>Mochliß</b> Jos. Theodor, Fabrikant, Böhm.-<br>Kamnitz.                          |
| „ <b>Kersch</b> Siegm., Kfm. Prag.                                       | „ <b>Salaschek</b> Josef, k. k. Bezirksamtsaktuar, Krumau.                               |
| „ <b>Kinsky</b> , Graf August jun., Birtgstein.                          | „ <b>Scheiter</b> Jos., Bürger, Niedergeorgenthal.                                       |
| „ <b>Knesch</b> Ambros, Spitschühr., Reichenberg.                        | „ <b>Sellner</b> Steph., Rentmeister, Krumau.  |
| „ <b>Kobinger</b> J., Kfm., Krumau.                                      | „ <b>P. Stadler</b> Ign., Kaplan, Präm.-Ordens-<br>priester, Littitz b. Pilsen.          |
| „ <b>Kral</b> Frz. W., Handelsagent, Tetschen.                           | „ <b>Stummer</b> Jos., k. k. Bezirksamtsaktuar,<br>Krumau.                               |
| „ <b>Kratky</b> , Budweis.   | „ <b>Thöricht</b> Steph., Hauptschullehrer,<br>Reichenberg.                              |
| „ <b>Kutschera</b> Josef, Herrschafts-Inspektor,<br>Krumau.              | „ <b>Tobisch</b> Eduard, Techniker, Prag.  |
| „ <b>Kürner</b> J., Bürgermeister, Kalsching.                            | „ <b>Treixler</b> Jos., k. k. Steuerbeamte, Fal-<br>lenau.                               |
| „ <b>Lieben</b> Koppelman, Kaufmann, Prag.                               | „ <b>Unterweger</b> Vinc., J. U. D., Prag.   |
| „ <b>Lindner</b> Val., Spitschühr., Reichenberg.                         | „ <b>Wagner</b> , Kaufmann, Prag.  |
| „ <b>Lode</b> Ign., pens. Wirthschafts-Dir., Brütz.                      | „ <b>Wiener</b> Jos., Verwalter des Cisterziens-<br>erbstiftes in Marienthal in Sachsen. |
| „ <b>Maschka</b> Rud., Kaufmann, Prag.                                   | „ <b>Wörner</b> Frz., Handelsmann, Schönlinde.   |
| „ <b>Meister</b> Jul., Lithograph, Prag.                                 | „ <b>Wozelka</b> Frz., Fabrikant, Krumau.  |
| „ <b>P. Mittel</b> A., Direktor des Waisenhauses,<br>Prag.               | „ <b>Zickler</b> J., k. k. Bezirksamtsadjunkt,<br>Kalsching.                             |
| „ <b>Polak</b> Jos., Bürgermeister, Krumau.                              |  |
| „ <b>Pollak</b> J., k. k. Bezirksvorsitzer, Kalsching.                   |  |
| „ <b>Prediger</b> Jos., Forstamtskontrollor, An-<br>toniwald b. Gablonz. |  |
| „ <b>Preuß</b> Rob., Kaufmann, Reichenberg.                              |  |
| „ <b>Ritter</b> F., Advokat, Krumau.                                     |  |

### Verzeichniß

der Geschenke, welche vom 1. Mai bis 15. Juli dem Vereine gemacht worden sind, und wofür hienit der geziemende Dank ausgesprochen wird.

- Herr **Friedr. Becke**, Buchhändler in Prag: Sagenbuch von Böhmen und Mähren.
- „ **Rich. Dohauer**, Großhändler in Prag: 7 Werke und 58 Broschüren.
- „ **Ludw. Ehrlich**, J. U. C. in Prag: 2 Werke.
- „ **Joh. Erben**, Techniker in Prag: 2 Werke und 2 Landarten.
- „ **Germanisches Museum** in Nürnberg: Anzeiger für Kunde deutscher Vorzeit.
- „ **J. Vinc. Göhlert**, Beamte im statist. Bureau in Wien: 3 Broschüren und 2 Urfundencopien.
- Herr **Vern. Grueber**, Prof. a. d. Akademie d. bild. Künste in Prag: Geschichte von Budweis.
- „ **Julius Grufß**, Landschaftsmaler in Teplitz: Topographia Bohemiae, Moraviae et Silesiae. Francofurti 1650.
- „ **Rud. Haase**, J. U. D. in Prag: Sammlung böhmischer Nationallieder — 3 Städteabbildungen — Stenograph. Berichte über die Sitzungen d. böhm. Landtages i. J. 1863.
- „ **Herrn. Hallwich**, Ph. D. in Prag: 8 Urfundencopien.
- „ **A. L. Hickman**, Statistiker in Prag: 3 Landarten mit erläuterndem Texte.
- „ **Hist. Verein** von und für Oberbaiern: Bericht bei der Feier 25jährigen Bestehens.
- „ **Karl Kunz**, Lehramtskandidat a. d. Oberrealschule in Prag: 33 Münzen.
- „ **P. Saleš. Mayer**, Ph. D. und k. k. Prof. an der Univ. in Prag: 4 Broschüren.
- „ **Frz. Pelzel**, J. U. D. und Landesadvokat in Prag: 3 Handzeichnungen und 47 werthvolle Kupferstiche.
- „ **Eruft Frz. Richter**, Redakteur in Budweis: Geschichte von Budweis.
- „ **Joh. Nep. Motter**, Th. D., Landesprälat und Abt von St. Margareth und Brannau: 2 Bände.
- „ **Scheiger**, k. k. Postdirektor in Graz: Eine Originalurkunde.

Herr Bern. Scheinpflug, k. k. Prof. a. b. deutschen Oberr. in Prag: Folgende Jahrgänge der Bohemia:

1843	— 2.	Semester
1844	— 1. u. 2.	„
1845	— 1. u. 2.	„
1846	— 1. u. 2.	„
1847	— 1. u. 2.	„
1848	— 2.	„
1850	— 2.	„
1851	— 1. u. 2.	„
1852	— 1.	„

**Smithsonian Institution** in Washington: Annual report of the board of regents of the Smithsonian Institution 1860.

- Deutscher **Stenographen-Verein** in Prag: Blätter f. Stenographie aus Böhmen Nr. I u. II  
 „ **Philipp Lewels**, C. Gemeindefekretär in Prag: 18 Werke in 20 Bänden — 12 Broschüren — Kölnische Zeitung, Jahrgang 1862 — Deutsche Zeitung aus Böhmen. Jahrgang 1848 vom 1. Okt. bis Ende Dez.  
 „ 1849 vom 1. April bis Ende Dez.  
 „ 1850 vom 1. Jänner bis Ende April. — Tagesbote aus Böhmen, Jahrgang 1861, 1862 und 1863, soweit dies Blatt erschienen ist. — Ein Manuscript.  
 „ **P. Joh. Träger**, bischöfl. Consistorial-Registrator und Archivar in Budweis: Beschreibung der Diözese Budweis.  
 „ **Aug. Uchagy**, J. U. D., k. k. Notar in Reichenberg: Geschichte der Stadt Seidenberg.  
 „ **Wilh. Volkmann**, Ph. D., k. k. Univ.-Prof. in Prag: 3 Broschüren.  
 „ **P. Joh. Nep. Willomiger**, Schuldirkt. in Böhmen-Leipa: die alte und Groß-Kirche Sct. Petri u. Pauli in Böhmen-Leipa.

NB. Die politischen Tagesblätter enthalten ein reiches Material für die Geschichte d. Gegenwart, dessen Erhaltung mit im Zwecke des Vereines liegt. Wir fühlen uns demnach verpflichtet, den Wunsch auszusprechen, daß der Verein durch die thätige Mitwirkung der Herren Mitglieder in den vollständigen Besitz der für Böhmen wichtigen Tagesblätter gesetzt werden möge.

Vom 1. Mai bis 15. Juli d. J. hat der Verein folgende Mitglieder durch den Tod verloren:

- Herr **H o f f m a n n** Moriz, Privatier in Teplitz (8. April).  
 „ **M a n n l** Rudolf, Med. Dr. in Karlsbad (2. April).  
 „ **P o h l** Gustav, Kaufmann in Weipert (12. Juni).

Da überdieß während dieser Zeit 17 Herren aus dem Vereine ausgetreten sind, so beträgt gegenwärtig die Zahl der Mitglieder 1888, worunter 29 stiftende sich befinden.

Um Irrungen vorzubeugen, fühlt sich der Ausschuß verpflichtet, mitzutheilen, daß alle größeren Publikationen den Herren Mitgliedern zwar nicht unentgeltlich, jedoch zu ermäßigtem Preise überlassen werden. — Das zweite Heft der Mittheilungen 1862—63 ist bereits vergriffen, kann also vom Vereine nicht mehr bezogen werden.

Den Herren Mitgliedern wird zur Kenntniß gebracht, daß das Vereinsjahr mit dem 15. Mai beginnt und die Jahresbeiträge bis Ende Oktober zahlbar sind.

Das Buch "Die Geschichte der Stadt..."  
 1841 — I. Band...  
 1842 — II. Band...  
 1843 — III. Band...  
 1844 — IV. Band...  
 1845 — V. Band...  
 1846 — VI. Band...  
 1847 — VII. Band...  
 1848 — VIII. Band...  
 1849 — IX. Band...  
 1850 — X. Band...

Die Geschichte der Stadt...  
 von...  
 1841...  
 1842...  
 1843...  
 1844...  
 1845...  
 1846...  
 1847...  
 1848...  
 1849...  
 1850...

Die Geschichte der Stadt...  
 von...  
 1841...  
 1842...  
 1843...  
 1844...  
 1845...  
 1846...  
 1847...  
 1848...  
 1849...  
 1850...

Die Geschichte der Stadt...  
 von...  
 1841...  
 1842...  
 1843...  
 1844...  
 1845...  
 1846...  
 1847...  
 1848...  
 1849...  
 1850...

Die Geschichte der Stadt...  
 von...  
 1841...  
 1842...  
 1843...  
 1844...  
 1845...  
 1846...  
 1847...  
 1848...  
 1849...  
 1850...

Die Geschichte der Stadt...  
 von...  
 1841...  
 1842...  
 1843...  
 1844...  
 1845...  
 1846...  
 1847...  
 1848...  
 1849...  
 1850...

# Mittheilungen des Vereines

für

## Geschichte der Deutschen in Böhmen.

Redigirt von  
**A. Schmalz.**

---

Zweiter Jahrgang.

Zweites Heft.

---

### Haben die Deutschen in Böhmen eine Geschichte ?

Es gibt, wie schon vor neunzehnhundert Jahren einer der Alten bemerkte, keine Behauptung, welche so paradox wäre, daß sie nicht ihre Vertheidiger und Anhänger fände. Mag auch die Unhaltbarkeit des Paradoxons auf der Oberfläche liegen und mit beiden Händen zu greifen sein: dennoch gewinnt bisweilen der paradoxe Satz in weiteren oder engeren Kreisen, besonders wenn er hier gewissen Wünschen schmeichelt, nicht allein eine rasche Verbreitung, sondern er erschleicht daselbst auch das Ansehen einer unanfechtbaren, ausgemachten, über allen Zweifel erhabenen — Wahrheit. Man sollte meinen, nur im Reiche der metaphysischen Speculation eröffne sich den Jägern kühner Hypothesen ein ergiebiges Revier: doch nein, ein tendenzieller Standpunkt weiß auch das Gebiet der von der Geschichte beglaubigten und unwiderleglichen Thatfachen zu willkürlichen, hohlen, nichtigen, nur seinem Sonderzwecke dienstbaren Paradoxieen auszubeuten. Wir sehen dieß unter andern auch an der Behauptung, daß die Deutschen in Böhmen keine geschichtliche Vergangenheit haben, daß sie nur ein geschichtlich-steriles Element der Landesbevölkerung bilden, daß ihre Existenz hier einer festen Wurzel ermangle und daher gleichsam in der Luft schwebe. Diese Behauptung wird hier zu Lande — natürlich auf nicht-deutscher Seite — in mehr oder minder schroffen Wendungen häufig wiederholt, mit Eifer verbreitet, mit Vorliebe nachgesprochen und wie ein Dogma des „Patriotismus“ mit gläubigem Herzen festgehalten. Wir wollen nun diesem Dogma einen exegetischen Exkurs widmen, der sich wenigstens durch zwei Tugenden auszeichnen soll: durch Leidenschaftslosigkeit und Kürze. —

Ein Volk kann die Ehre und die Rechte einer geschichtlichen Persönlichkeit nicht anders gewinnen und behaupten als durch — Arbeit. Die glücklichste Begabung würde dazu für sich allein noch nicht genügen; dahin führt jedenfalls erst die Arbeit d. h. die Bethätigung der physischen und geistigen Kräfte im Namen menschlich-berechtigter Ziele. Erst durch die Macht der Arbeit entringt sich ein Volk dem Dunkel eines bedeutungslosen, ungeschichtlichen Daseins; erst durch den muthigen Ernst seiner Arbeit liefert ein Volk den Beweis, daß es einer geschichtlichen Aufgabe fähig und gewachsen sei; erst

durch die Ergebnisse seiner Arbeit schafft ein Volk seinem Leben einen geschichtlichen Inhalt und geschichtlichen Werth. An seiner Arbeit hat ein Volk sowohl den Rechtstitel, als auch das Palladium seiner geschichtlichen Existenz; nur insofern und nur so lang es mit seinen Kräften strebend und gestaltend in die großen Verhältnisse der Menschenwelt eingreift, lebt es für die Geschichte. Endlich liegt in der Arbeit auch der Gradmesser für die Bedeutung eines Volkes; je größer die Wichtigkeit und Tragweite jener Arbeitserfolge ist, die ein Volk erringt, desto geachteter, desto fester, desto einflußreicher ist seine Stellung.

An den tausendfältigen Formen der Völkerarbeit springt jedoch ein durchgreifender und wesentlicher Unterschied in die Augen: der Unterschied zwischen der Kriegs- und Friedensarbeit. — Die Kriegsarbeit ist nicht sonderlich lohnend und fruchtbar. Sie kann zwar Heilsames zu Wege bringen, wenn sie den verflochtenen Knoten eines geschichtlichen Problems, dessen Lösung an dem Widerstande der Verhältnisse ewig scheitern würde, mit dem Schwerte zerschneidet und dadurch bewußt oder unbewußt zur Bahnbrecherin eines in die Geschichte neu eintretenden Principes wird; allein diesen Fall abgerechnet, liefert sie nur negative oder verdammungswürdige Ergebnisse. Die positiven Werke, welche sie zu vollbringen versucht, entrathen wie der inneren Festigkeit so einer längeren Dauer. Wie ephemer war nicht die Herrlichkeit eines Attila! Wie bald sanken nicht die Großreiche der Avaren und Mongolen zusammen! Und kann es ein Bild traurigerer Ohnmacht geben als jenen osmanischen Staat, der doch seit Anbeginn ein stehendes Kriegslager gewesen? — Der Friede dagegen, der die menschlichen Kräfte nicht wie der Krieg massenhaft aufzehrt, sondern sie zu üben, zu erhöhen und zu vervollkommenen Nuße, Lust und Gelegenheit bietet, erlaubt einem Volke, sein inneres Können und Wollen nach tausend Richtungen hin in die Außenwelt hinüberzuarbeiten. Positive, der menschlichen Gesellschaft heilsame und nachhaltig wirkende Thaten oder Schöpfungen sind ein rühmliches Vorrecht der Friedensarbeit. Die großen Siege auf dem Gebiete der materiellen und geistigen Kultur verdankt die Menschheit nicht der Kriegswut, sondern dem sanften Genius der Friedensarbeit. Rasch, gleichsam im Sturm zu erobern, das ist der Friedensarbeit nicht gegeben: die Früchte ihrer Anstrengungen reifen langsam und werden oft erst von künftigen Jahrhunderten geerntet; aber daß sie auf Jahrhunderte hinaus ersprießlich zu wirken und selbst bei der späten Nachwelt ein Anrecht auf dankbare Anerkennung zu erwerben vermag: darin besteht der geschichtliche Lohn der Friedensarbeit. Nicht äußerliche Erschütterungen, nicht gewaltsame Zuckungen, nicht schreckhafte Katastrophen bilden die Geburtswehen der Friedensarbeit, und doch ist sie die Mutter der tiefgreifendsten Veränderungen im Leben der Völker. Still verfolgen (um nur Ein Beispiel anzuführen) die Erfindungen des Geistes in der Mechanik jetzt ihren Weg und doch bereiten sie in den industriellen, wirthschaftlichen und socialen Zuständen eine langsam na-

heude, aber weltumstaltende Zukunft vor. So erweist sich denn die Friedensarbeit als eine der gewaltigsten geschichtlichen Potenzen.\*)

Wenden wir nun das Gesagte auf die Deutschen in Böhmen an. Von den zwei Hauptrichtungen der Völkerarbeit, der kriegerischen und friedlichen, haben sie die letztere ergriffen, somit den besseren Theil erwählt. Einen Ziska haben sie weder hervorgebracht, noch auch unter den Fahnen eines Ziska ihr und des Landes Heil gesucht. Sie zogen es vor, im Kampfe mit den Mühen, Sorgen, Beschwerden und Anstrengungen der friedlichen Arbeit den Ruhm des Heldenthumes zu verdienen. Und diesen Ruhm kann ihnen Niemand streitig machen: die Errungenschaften, welche ihre Thätigkeit auf allen Sphären des Lebens aufzuweisen hat, lassen sich vielleicht verkleinern, aber nimmermehr hinwegläugnen. Im tiefen Mittelalter waren die Deutschen in Böhmen, ohne den Ackerbau zu vernachlässigen, doch vorzugsweise den Aufgaben der gewerblichen Arbeit zugewandt. Aber bei dem einander wechselseitig ergänzenden Wesen der Gewerbe und bei den Gefahren, womit sie das Faustrecht der Feudalherren bedrohte, konnte die gewerbliche Thätigkeit nur in der schützenden Umwallung der Städte gedeihen; daher förderten die Deutschen in Böhmen die Entfaltung des Städtewesens und organisirten dadurch jene Macht, welche den Feudalismus nach langem Kampfe siegreich niederwarf. Ist der Sturz des Feudalismus keine geschichtliche That? . . . . .

Heutzutage hat die deutsche Industrie Böhmens wahrhaft großartige Verhältnisse angenommen und bildet im staatlichen Leben ein noch viel gewichtigeres Element als vor Alters. Ihre Wichtigkeit liegt vielleicht weniger in den Reichthümern, welche sie schafft, als in der Umbauung jenes socialen Umschwunges,

1) „In jedem Volke,“ sagt Niehl in seinem vortrefflichen Werke: „Die deutsche Arbeit“ (Stuttgart 1681), „schlummert die Ahnung, daß es mit eigenartigen, ihm allein zugehörenden Formen und Ergebnissen der Arbeit sich als persönlich ausweisen müsse im Kriege der Nationen. — Mit welcher Hast und Angst suchen die Magyaren darzuthun, daß auch sie nationale Dichter, Künstler und Gelehrte, daß sie so gut wie Andere eine originale Volkswirtschaft besitzen! Sie wissen wohl, daß man nicht bloß uralte Naturgrundlagen eigenen Volksthum, sondern auch eine fortwebende individuelle Kultur, gegenwärtige nationale Arbeit aufweisen muß, um als vollgültige Nation zu zählen. Selbst sehr bescheidene Geister werden nachträglich zu Herren der Geistesarbeit gestempelt; man läßt die Arbeit des Einzelnen künstlich wachsen, damit die Nation um einige Zoll größer werde.

Ja sogar durch längst vergangene nationale Arbeit suchen sich die Völker zu legitimiren. Die Italiener sprechen von ihren Großthaten im Handel, Kunst und Wissenschaft zur Zeit der Medici, um ihre modernen Rechte als Nation zu kräftigen! Mehr noch als bei den Individuen wird bei den Nationen die Arbeit der Vorfahren zum Adelsbrief für kommende Geschlechter. So tiefer Zauber ruht überall in der Ehre der Arbeit. Faulle Völker werden hinweggearbeitet von den fleißigeren, sie verschwinden auch ohne Gewaltthat, denn sie können ihre Persönlichkeit nicht behaupten. Die Geschichte der Völkerwanderung zeigt uns mehrfach das Beispiel, daß siegreiche Barbarenstämme sich unter einem besiegten Kulturvolle niederließen und vollständig von demselben aufgesogen wurden. Die Sieger verloren ihr Volksthum, es wurde hinweggearbeitet von den Besiegten, und der bloß in der Kriegsarbeit, nicht aber in der höheren Friedensarbeit gewaltige Stamm verfiel spurlos, als hätte ihn die Erde verschlungen.“

D. R.

dessen wir oben gedachten. Kann man der deutschen Industrie Böhmens geschichtliche Sterilität schuld geben? — Doch die friedliche Arbeit der Deutschen in Böhmen beschränkte sich niemals auf Ackerbau, Gewerbe und Handel, sie zog seit jeher auch das vieltheilige Feld der geistigen Kultur in ihr Reich: davon legt gar manches gelungene und anerkannte Werk des Kirchen- und Palastbaues, der Malerei, Bildhauerei, Musik, Dichtung und Wissenschaft ein ehrenvolles Zeugniß ab. Die Deutschen in Böhmen werden von keiner andern Nationalität Oesterreichs an Bildung übertroffen, vielleicht nicht einmal erreicht; wenigstens einer so allgemeinen und gleichmäßigen Vertheilung wie bei ihnen, dürfte sich die Bildung selbst in Venetien und der Lombardei nicht erfreuen. Somit vereinigen die Deutschen in Böhmen mit dem Geiste des Industrialismus die Erwerbniße der Bildung, und steigern ihre materielle Macht durch die der Intelligenz; darum stellen sie auch ein zahlreiches Contingent zu jenem Bürgerthum, dessen staatswirthschaftliche Bedeutung und dessen geistiger Einfluß in Oesterreich bereits so hoch gestiegen sind, daß sie unter jenen Thatumständen, mit denen die gegenwärtige freiere Verfassung Oesterreichs in ursächlichem Zusammenhange steht, die erste Stelle einnehmen. Der Constitutionalismus ist ja ein echt bürgerliches Prinzip, weil er im Gegensatz zu den Vorrechten der Geburt das Recht des aus persönlicher Arbeit erwachsenen Manneswerthes zur Geltung bringt. Die constitutionellen Staatsformen und Einrichtungen sind hauptsächlich von dem persönlich arbeitenden Bürgerthum erarbeitet worden: sie entsprechen auch den Anforderungen seiner industriellen Stellung und seiner Intelligenz in der That bei weitem besser, als alle andern Verfassungsformen.

Wenn es nun feststeht, daß die Deutschen in Böhmen den Aufschwung des Städtewesens gefördert, zum Sturz des Feudalsystems wesentlich beigetragen, und den Boden für die freiheitliche Neugestaltung Oesterreichs geebnet, folglich die Geschichte Böhmens und selbst Oesterreichs in entscheidender, aber auch heilsamer Weise beeinflusst haben; wenn es feststeht, daß sie einen beträchtlichen Theil der materiellen und geistigen Güter, die Böhmen besitzt, hervorbringen und endlich durch ihre Großindustrie das Material zu einem künftigen Umbau der socialen Welt mit herbeischaffen: verdienen sie dann wohl noch den Vorwurf geschichtlicher Sterilität?



## Graf Mansfeld und die Stadt Schlaggenwald.

(Ein Beitrag zur Geschichte des böhmischen Aufstandes von A. Kobl.)

### V o r w o r t.

Im Nachfolgenden habe ich es versucht, die Theilnahme der Stadt Schlaggenwald am böhmischen Aufstande nach den mir zu Gebote stehenden Mitteln zu behandeln. Ich mache auf eine vollständige Erschöpfung des Stoffes keinen Anspruch, da das Schlaggenwalder Archiv selbst erst zum verhältnißmäßig kleineren Theile chronologisch geordnet ist. Doch gewann ich während meiner bisherigen Arbeiten daselbst gerade für den darzustellenden Zeitraum so viel Materiale, daß die Ereignisse der Stadt von 1618 — 1621 (und diese Jahre habe ich im Auge) wenigstens in den Grundzügen sich deutlich erkennen lassen. Rein wissenschaftlich die Darstellung zu wählen konnte ich mich nicht entschließen, da eine solche das Verständniß des Aufsatzes in jenem Leserkreise, der das nächste Interesse dabei haben soll, gehindert hätte, so wie überhaupt auch bei Fachhistorikern wegen der mehr lokalen Beziehungen, die hier in Betracht kommen, wenig gewonnen worden wäre. Ich wählte daher eine Art von Mittelweg, indem ich von den über den betreffenden Zeitraum vom fachwissenschaftlichen Standpunkte aus veröffentlichten Forschungen die zum Verständniße nöthigen Resultate in Kürze mit aufnahm, sonst aber der Schrift eine auch dem gewöhnlichen Publikum verständliche und zusagende Fassung zu geben mich bemühte.

Schlaggenwald war einmal eine so ansehnliche Stadt, daß eine umfassende Bearbeitung seiner Geschichte gar Interessantes ergeben möchte. Mir selbst wird es für jetzt nicht möglich sein eine solche zu liefern, da Beruf und weitere Studien auf andere Bahnen mich lenken, zudem die Anordnung des in Schlaggenwald allein so reichlich vorfindlichen Materials — und diese ist natürlich nothwendige Vorbedingung — eine geraume Zeit in Anspruch nehmen würde, abgesehen davon, daß es eben nur wenige Wochen im Jahre sind, die ich dem Aufenthalte in der Vaterstadt widmen kann. Indessen mögen wenigstens die Beiträge willkommen heißen werden, deren zweiten ich hiemit der Öffentlichkeit übergebe.<sup>1)</sup> Er behandelt ja hauptsächlich jene Zeit, in deren unmittelbarer Folge Ereignisse eintraten, mit denen der alte Ruhm, die Wohlhabenheit und die ansehnliche Stellung Schlaggenwald's zu Grabe ging. Denn was nach der Erholung der Stadt vom 30jährigen Kriege, die zweite Hälfte des 17. Jahrhunderts und das achtzehnte bieten, ist wohl auch noch immer ein silbernes Zeitalter zum Stande der Gegenwart zu nennen, kommt aber keineswegs jenem goldenen gleich, das im 16. und zu Anfang des 17. Jahrhunderts in Bezug auf geistige und materielle Höhe hier herrschte.

Sollte der historische Verein zur Erforschung deutscher Geschichte in Böhmen in's Leben treten, wozu gute Anzeichen vorhanden, so wird, so Gott will, die Geschichte Schlaggenwald's auch innerhalb der Geschichten anderer deutscher Städte in Böhmen und im Zusammenhange des deutschen Wesens überhaupt aufgefaßt,

1) Aus dem Nachlasse unseres, leider viel zu früh verstorbenen, talentvollen Landsmannes. Vergl. Mittheilungen 1. Jahrgang 3. Heft S. 37. D. R.

2) Vom Verfasser erschien im Jahre 1861: „Die Wiedereinführung der katholischen Lehre in der königl. Bergstadt Schlaggenwald.“ Karlsbad bei Franicek. D. R.

mehr und mehr in die ihr gebührende Bedeutung treten. Es ist nur zu wünschen, daß die deutschen Städte Böhmens dann auch ihre Aufgabe erkennen, ihre eigene Ehre in einer gründlichen Darstellung ihrer Vergangenheit suchen, und nicht durch Kleinliche Mäkelei dem sich bildenden Vereine von selbst seine Grundlage entziehen. Ist es doch ein so schönes, in keiner Weise genügend beleuchtetes Thema, die Geschichte deutschen Lebens und Wesens im Böhmerlande von seinen Anfängen bis zur Gegenwart herauf zu verfolgen; ist es doch wahrhaft Ehrensache jedes Deutschböhmens, der auf diese oder jene Art solche Bestrebungen zu fördern vermag, hier mitzuwirken, das Gedeihen des Vereines zu ermöglichen, seinen Fortbestand zu sichern, und wenigstens in dem Einen Punkte, den unsere nichtdeutschen Nachbarn gewohnt sind mit nationalem Bewußtsein und mit darauf gegründetem Zusammenwirken aufzufassen, einmal ein freundliches Beispiel deutscher Einigkeit zu geben!

Geschrieben zu Göttingen im Januar 1862.

**Anton Kobl.**

1.

Der Fenstersturz der kaiserlichen Statthalter auf dem Prager Schloße (23. Mai 1618) brachte eine unübersehbare Menge der traurigsten Erfahrungen über Böhmen. Mit Recht hat daher der gleichzeitige böhmische Historiker Skala jenen Tag den Anfang alles Übels genannt, das da in gewichtigen Schlägen über sein Vaterland hereinbrach. Man hatte des Kaisers katholische Rätthe die hohe Mauer hinuntergestürzt, es war der nächste Schritt, das man dem habsburgischen Regimente selbst an den Leib ging.

Die alsbald eingefetzte Regierung der dreißig Direktoren forderte von den Städten und der Landbevölkerung sogleich Geld und Mannschaft ein. Es galt Eile. Graf Thurn wurde Oberfeldherr und der Freischaarenführer Ernest Graf zu Mansfeld in den Sold der rebellischen Stände genommen. Die Städte Böhmens, zum großen Theile protestantisch, fügten sich dem Umschwung der Verhältnisse, ja hatten nicht geringen Theil daran. Die Stadt Schlaggenwald bezeugte ihre Ergebenheit in einem am 2. August 1618 abgegangenen „Erbietungsschreiben.“ Man wollte nämlich zuvor kommen, da Schönfeld und Lauterbach, wenn es an's Zahlen ging, immer zurückhielten. Man beschloß daher unter dem 9. Juli, durch dieses Erbietungsschreiben auf den Fall einer Steuer- oder Mannschaftseinforderung den beiden genannten Städten gegenüber sich sicher zu stellen und überhaupt darauf zu achten, „damit man der Sache weder zu viel noch zu wenig thun möge.“<sup>1)</sup> Unter einem stellte man den Paul Schling mit einem vorläufigen „Wartgelde“ von 5 fl. wochentlich als einen Befehlshaber über 30 Soldaten an. Eine eigentliche Bestallung sollte erst aufgerichtet werden, wenn es zum Fortziehen käme. Von den ihm untergebenen Soldaten, die sich anwerben ließen, ward jedem ein vorläufiges wochentliches Wartgeld von 1/2 fl. bedungen.

Das Jahr 1619 brachte neue Ereignisse. Nachdem man im Januar d. J. Ferdinand II., der 1617 zum Nachfolger des K. Mathias auf dem böhmischen

<sup>1)</sup> Rathsprotokoll vom Jahre 1618.

Throne designirt und gekrönt worden war, der böhmischen Krone verlustig erklärt hatte, ward am 26. August 1619 Friedrich V., Kurfürst von der Pfalz, zum Könige von Böhmen gewählt. Die Geschichte seines kurzen Regiments ist bekannt; ich brauche mich darüber hier nicht zu verbreiten.

Man hat nun, wenn man das Verhältniß böhmischer Städte (und ich will eben an Schlaggenwald dieß zeigen) zu diesen und den folgenden Vorgängen genau erfassen will, sehr zu unterscheiden, zwischen der Stellung dieser Städte zu Friedrich V., zum böhmischen Aufstande überhaupt, und dann wieder zu der später erfolgenden Religionsänderung. Abgesehen von dem schnellen und glücklichen Erfolge der kaiserlichen Waffen hingen gar manche durchaus nicht so innig an Friedrich und der neuen Regierung überhaupt, als sie dann am Protestantismus festhielten. Der Umstand, daß Friedrich Calvinist war, und gegen Protestanten wie einheimische Böhmen überhaupt manchen argen Verstoß beging, mag hier in Rechnung kommen. Nicht minder aber fiel in's Gewicht, daß namentlich die Bergstädte den Habsburgern nichts vorzuwerfen hatten; man hatte sie bei ihren Privilegien gelassen, ihnen die freie Religionsübung ungehindert gestattet. Was konnte Friedrich ihnen mehr gewähren? An Schlaggenwald's Beispiele zeigt es sich sehr klar, daß für den Winterkönig kein sonderlicher Enthusiasmus herrschte. Seine Stellung war auch nicht eine solche, daß sie besonders imponirte; daß er auf schwachen Parteifüßen stand, sah man zu gut, und diese Unselbstständigkeit seines Regiments untergrub ihm den Boden von vorn hinein.

Am 4. November 1619 ward Friedrich in Prag gekrönt. Der Akt sollte natürlich im ganzen Lande gefeiert werden. In Schlaggenwald ließ der Hauptmann Samuel Salwath von Falkenberg, ein getreues Werkzeug der pfälzischen Regierung, am Krönungstage dem Rathe anmelden: „Demnach er von Prag eine gewisse Nachricht (habe), daß anheut der Pfalzgraf zum König in Böhmen gekrönt werden solle, so wäre sein Befehl, daß man ehestens und wo möglich nächsten Montag ein sonderbares Fest celebriren und Te deum laudamus singen solle.“ Der Rath war nicht augenblicklich mit der Erklärung unterthänigster Bereitwilligkeit zur Hand; er deutete vielmehr dem Hauptmann an, man wolle sich darüber noch bedenken; doch solle durch zwei ihres Mittels die Sache ehestens mit ihm besprochen werden. Das Te Deum laudamus ward denn nun, wie sich namentlich aus den leider unvollständigen Untersuchungsakten des Jahres 1625 ergibt, wirklich gehalten; allein bald bot sich eine Gelegenheit, welche zeigte, daß unsere Bürgerschaft, wenn sie sich auch an die revolutionäre Bewegung angeschlossen, dennoch vom pfälzischen Regimente nicht sehr begeistert war. Auch war die Besorgniß eines möglichen Umschwunges unzweifelhaft mit im Spiele. Nicht ohne gegründete Bedenken mochte man sehen, wie der neue König unter den Reichsfürsten keine Unterstützung erlangte, wie Max von Baiern mit Ferdinand II., der trotz seiner durch die Böhmen geschehenen Absetzung dennoch seine Wahl zum römischen Kaiser bewirkte, sich verband und der große Ständebund (Union) dem

neuen calvinistischen Böhmenkönige seine Unterstützung versagte. Offenbar erwartete man eine Entscheidung durch die Waffen, und diese wollte man zu Schlaggenwald erst abwarten, und dann eine entschiedene Erklärung abgeben. Dieses zeigt sich, als am 25. Juli 1620 Hauptmann Salwarth in der Rathsversammlung erschien und Einberufung der ganzen Gemeinde begehrte, indem ihm von der königlichen Majestät anbefohlen worden, die Erbhuldigung ehestens vorzunehmen. Auf seine Mahnung, „sich derselben anzubequemen“<sup>1)</sup> entgegnete der Rath: „Man sei sowohl von Seite des Rathes als der Gemeinde dem löblichen Kammerbefehle nicht entgegen und wolle sich demselben gerne anbequemen; allein weil man bisher (nämlich unter den Habsburgern) bei der Landesverfassung, den Stadtprivilegien und der freien Religionsübung geruhiglich gelassen worden, so wollte man sich dießfalls alles unterthänigsten Gehorsams versehen, Ihre königl. Majestät (Friedrich V.) werden ganze gemeine Stadt auch dabei lassen, ihr davon nicht nehmen, und obmöglich die Abnehmung der Pflicht bis Ausgang des Jahres verschieben.“ Auf dieses hin versprach der Hauptmann zuerst in begütigender Rede, über die begehrten Sachen die Stadt schadlos zu halten und ihr zu Gunsten seine dießfalls zu erstattende Relation einzurichten. Dann aber befahl er zugleich bei Vermeidung höchster Ungnade die Huldigung vorzunehmen.

Auf dieses hin ward sie denn auch geleistet, und zwar von den Rathspersonen abgesondert in der Rathsstube, von der Gemeinde aber auf dem Marktplatze. Salomon Klingeisen, Oberamtschreiber, las die Eidesformel vor.— Ob hier Liebe oder Nöthigung obwaltete (und mag es an anderen Orten besser gegangen sein?) wird aus dieser Art der Huldigung klar. Es ist dabei nicht gesagt, daß unsere Stadt eben damals schon etwa heimlich wieder der kaiserlichen Partei sich zuneigte; die Gründe des Abfalls gruppirten sich ja eben nicht um Friedrich's Person. Es mag das Gesagte eben nur als Beweis dienen, daß Friedrich den Theilnehmern der Revolution gegen Ferdinand nicht den genügenden Halt zu bieten vermochte; es fand keine rechte Vereinigung und Annäherung statt; daher denn auch nach erfolgtem Umschwunge der schnelle Fortschritt der kaiserlichen Occupation.

Als es der Entscheidung nahe ging, beschloß man noch am 31. August 1620 (ohne Zweifel auf ein erlassenes Aufgebot hin) wegen der Herrschaft Petschau 15 Mann in's Feld zu stellen und im Vereine mit den Contingenten der Nachbarstädte zum ständischen Heere fortzuschicken.

Schon vor der Schlacht am weißen Berge hatten sich viele der in den Aufstand verwickelten Herren und Edlen nach Schlaggenwald und Petschau geflüchtet, um den heranrückenden kaiserlichen Truppen zu entgehen. Man war nicht sonderlich erfreut über diese Gäste, da selbe im Falle ungünstiger Ereignisse die Stadt nur in größere Gefahr bringen konnten, um so mehr, da selbe nach ergangenem Aufgebot persönlich im königlichen Lager sich einstellen sollten; dennoch ließ man

1) Diese Worte sprechen klar genug von den Sympathien gegen Friedrich V.

anfänglich christliches Mitleiden walten; sie mußten aber auf Andringen des Hauptmanns Salwarth von Falkenberg, des Rathes, der Gemeinde und Knappschaft am 15. Oktober einen Revers ausstellen, in welchem sie versprachen, den Hauptmann, den Rath und die ganze Gemeinde zu Schlaggenwald auf alle Fälle gegenüber dem Könige, dem ganzen Lande und sonst Jedermann zu vertreten und durchaus schadlos zu halten; sich ferner mit den ihrigen während der Zeit ihres Hierseins derart zu erweisen, daß weder Bürger noch Bergmann sich billiger Weise darüber beschweren solle. Auf dieses hin gönnte man ihnen einstweilen noch den Aufenthalt.

Unterdessen hatte sich das beängstigende Gerücht verbreitet, Schlaggenwald sammt Betschau sollten von der Tepler Seite her von den herumziehenden Hotten überfallen werden. Besorgt bat der Rath den Abt Andreas Ebersbach von Tepl um Nachricht, ob er denn auch von diesem gefährlichen Anschläge etwas gehört habe. Es kam nicht dazu; wohl aber langte schon am 1. November ein Lieutenant und ein Fähnrich mit 100 Reitern vom Corps des Grafen Bouquoi in Tepl an, um das Stift und sein Gebiet zu schützen.

Am 8. desselben Monates schon war durch die Schlacht auf dem weißen Berge der Herrschaft des Winterkönigs ein Ende gemacht. Er selbst und seine vornehmsten Rathgeber entflohen, die Unterwerfung des Landes, von Prag ausgehend, schloß in rascher Folge sich daran.

Nun kam auch für Schlaggenwald die Stunde der Entscheidung. Im unmittelbaren frohen Eindrücke, den die Nachricht von der gewonnenen Schlacht auf ihn gemacht, schrieb der in Mies stationirte kaiserliche Obristwachtmeister Christian Mow an den Abt von Tepl, Andreas Ebersbach, meldete demselben die erfreuliche Kunde, daß die kaiserliche Armee die Martini-Gans in Prag verzehrt habe, der Kurfürst von der Pfalz mit einem Verluste von 8000 Mann und 16 Feldstücken geschlagen worden sei und sich mit seiner Gemahlin gegen Brandeis hin auf die Flucht begeben habe, und wahrscheinlich seinen Weg nach Brandenburg oder England nehmen werde. Er schloß mit den sehr entschiedenen Worten: „Denen zu Schlaggenwald und Königswarth kann man solche Post avisiren, und wo sie sich nicht resolviren, wird man sie mit Feuer und Schwert zwingen.“<sup>1)</sup>

Der Abt, welcher in dieser trüben Zeit mit seinen protestantischen Nachbarn immer gute Freundschaft hielt, hatte nichts Eiligeres zu thun als nach Erhalt dieses Briefes ein wohl gemeintes Ermahnungsschreiben an die Schlaggenwalder zu schicken (18. November). Er sagt darin:

„Wünsche vom Herzen, daß Sie, was Ihnen zum besten, erkennen und den gewünschten heilsamen Frieden annehmen mögen. Denn es ist eben nur daran gelegen, daß sowohl die Städte als die anderen Stände sich zu Ihrer kais. Majestät bekennen, und Derselben unterthänig zu sein versprechen sollen, wie die Herrn von den Rudizern und Theusfugern, welche bereits in Ihrer kais. Majestät Schutz angenommen sind, vernehmen können, ich will geschweigen von dem Lande, den vielen Leuten und Städten im Schlaner Kreis, die zu Gnaden angenommen worden. Diese werden sich nicht zu beschweren haben, sondern allein ihren früheren Muthwillen und Unverständnis

1) Abschrift, die der Tepler Abt seinem Schreiben vom 18. November beilegte.

anklagen müssen. Denn es ist offenbar und liegt am Tage, daß deren keine in ihren Privilegien oder der freien Religionsübung einen Eintrag oder ein Hindernis erlitten habe noch leiden muß. Don Balthasar <sup>1)</sup> bekommt täglich mehr und mehr Volk und ist zu besorgen, es werden viele Unschuldige mit den Schuldigen leiden müssen, wenn sich die benachbarten Städte und Stände nicht freiwillig angeben werden. Denn sie haben nicht zu warten, bis etwa diesfalls erst Mandate herumgehen werden. Das wird nicht geschehen und die Offiziere sprechen es schon rundweg und öffentlich aus, daß sie solange alle umliegenden Städte und Stände verfolgen werden, bis dieselben ihr Heil erkennen und zum Gehorsam gebracht seien. Dieses alles erwogen achte ich dafür, die Herren werden leicht erkennen und abnehmen können, was Sie zu thun.“ <sup>2)</sup>

Der Inhalt dieses Schreibens bot aber der Stadt Schlaggenwald nichts Unerwartetes, da sie bei obwaltenden Umständen sich schon mit dem Gedanken der Unterwerfung vertraut gemacht hatte. Wie sollte sie auch als unbefestigter Ort es wagen den immer näher herandrückenden kaiserlichen und bairischen Truppen einen entschiedenen Widerstand zu leisten. Schon am folgenden Tage (19. November) dankte man daher antwortend dem Abte von Tepl für seine Wohlmeinung und gab ihm zu wissen, daß man Seitens der Stadt ohnehin bereits entschlossen gewesen, in der von ihm gewünschten und angerathenen Weise zu handeln. <sup>3)</sup> Es waren nämlich den ankommenden kaiserlich-bairischen Befehlshabern selbst Abgesandte entgegen geschickt worden, denselben die Ergebenheitsklärung der Stadt zu bringen, damit dieselbe nicht den gegen die Widerspänstigen eingeleiteten Maßregeln verfallte. Allein die Sache ging nicht so leicht. Die Abgesandten schrieben, daß die Herren Befehlshaber entschieden erklärt hätten, die Stadt solle weder Salvaguardia erhalten, noch überhaupt in den kaiserlichen Schutz aufgenommen werden, so lange die dahin geflüchteten Edelleute sich nicht von daunen gewendet und wo möglich selbst wieder unter des Kaisers Gehorsam zurückbegeben hätten. Auf dieses hin mußte der Rath sich in's Unvermeidliche fügen, um nicht das Heil der Stadt selbst auf's Spiel zu setzen. Es wurde den betreffenden adeligen Herren der weitere Aufenthalt in Schlaggenwald und Petschau aufgekündigt (22. November). In dem bezüglichen Dekrete heißt es: Man würde, so wie man sie sammt den Ihrigen und ihrer fahrenden Habe zu Salvierung ihrer selbst, ihrer Weiber, Kinder und ihres Vermögens, hier eingelassen und aus christlicher Kondolenz ihnen den Aufenthalt bis jetzt gegönnt habe, nichts lieber wünschen, als daß die Gelegenheit geboten wäre, sie noch länger bei der Stadt beherbergen zu können. Allein man könne ihnen nun nicht verhalten, daß, nachdem man sehe, wie sowohl die Kreisstädte, als zuvörderst auch die Hauptstädte selbst zum Gehorsam gegen die röm. kais. Majestät sich gewendet, den hiesigen Bergstädten, als der Krone Böhmen unmittelbaren Kammerleuten, ebenfalls nichts anderes gebühren wolle, denn zur Erhaltung Leibes und Lebens, der Weiber, Kinder und des Vermögens, sowie besonders des stattlichen Bergwerkes, die gleichen Mittel zu ergreifen und wieder zum Gehorsam gegen die kais. Majestät zurückzukehren. Man habe sich nun durch

1) Don Balthasar Maradas, ein vielgenannter kaiserlicher Heerführer, später Commandirender in Böhmen. — 2) Orig. — 3) Concept.

Gesandte an die kaiserlichen Befehlshaber gewendet, um denselben den gefaßten Entschluß zu eröffnen, und von daher gute Vertröstung zu erlangen verhofft. Statt deren aber sei den Gesandten bedeutet worden, wie eben der Abzug der Herren die unerläßliche Vorbedingung zur Aufnahme der Stadt in den kaiserlichen Schutz sei. Da nun im andern Falle der Stadt augenscheinlich große Gefahr drohe, indem das kaiserliche Kriegsvolk auf sie „ein Absehen habe“, und man so gestalteten Dingen nach die Herren selbst nicht schützen könne, ja ihretwegen höchstens Unheil und Verderben zu erwarten habe: so mögen sie sich selbst derart gnädig und günstig erweisen und ihre Sachen so anstellen, daß sie binnen zwei Tagen sich von dannen, auf ihre Güter oder wohin sonst immer wendeten und durch längeren Verzug kein Unheil über die Stadt bringen. Letztere aber mögen sie, da selbe, bei Gott, einer solchen Kundmachung lieber überhoben wäre, günstig für entschuldigt halten.

Bei der Nähe der kaiserlichen Truppen läßt sich wohl denken, daß die betroffenen Herren dieser amtlichen Zustellung unverweigerlich nachgekommen sein werden.

Unter dem 20. November erließ Fürst Lichtenstein eine ernste und scharfe Mahnung an Schlaggenwald, dem Beispiele der Prager und anderer Städte zu folgen, eine vollmächtige Gesandtschaft zur Bezeugung der Ergebenheit nach Prag zu schicken, den Kaiser Ferdinand II. als ordentlichen, rechten, gekrönten und gesalbten böhmischen König und Herrn anzuerkennen und alle Gemeinschaft mit den Feinden desselben abzubrechen.<sup>1)</sup> Vier Tage darauf schrieben dann die in Prag versammelten Stände selbst ausführlich an Schlaggenwald und forderten die Stadt in eindringlichen Worten zur Rückkehr unter den kaiserlichen Gehorsam an. Dieß Aktenstück läßt so recht den völligen Umschlag der Situation erkennen; es mag daher seinem ganzen Umfange nach hier mitgetheilt werden:

„Den ehrenfesten und weisen N. Bürgermeister und Rathmannen der Bergstadt Schlaggenwald, unseren guten Freunden.“

„Ehrenfeste und Weise, gute Freunde! Wir können Euch erheischender Nothdurft nach nicht verhalten, wie daß aus ungezweifelter sonderbarer Schickung Gottes die röm. kais. auch zu Ungarn und Böhmen königl. Majestät, unser allergnädigster König und Herr, nächst abgewichenen achten Tag des Monats November durch eine ansehnliche Hauptschlacht wider den durchlauchtigen Fürsten und Herrn Herrn Friedrich Pfalzgrafen bei Rhein und Kurfürsten, und sein untergebenes Kriegsvolk, mit männlichem Verwunderung die sieghafte Victoriam erhalten, dessen Volk zerrennt und dermassen von einander zertrieben, daß darauf hochermeldeter Kurfürst mit seinen entronnenen Obristen, Generaten und anderen Befehlshabern, die wenig oder nichts im Lande zu verlieren und bei dieser Gelegenheit nur ihre Partikular-Privatsachen durchstreiben wollen, samt dem noch übrigen gesammelten Volk sich des andern Tages hernach von hinnen aus den Prager Städten in die Flucht begeben und Uns mit Schutz und Hilfe, seinem Versprechen und seiner geleisteten Eidespflicht zuwider, in höchster Leibes — und Lebensgefahr verlassen.

1) Orig. in böhmischer Sprache, beiliegend eine Uebersetzung in die deutsche. Da das Edikt nach Lichtenstein's Befehl den umliegenden Orten mitgetheilt werden sollte, so schickte man es vor Schlaggenwald, wo es am 28. Nov. präsentiert wurde, am 29. nach Karlsbad, mit dem Ersuchen um Weiterbeförderung.

Daher Wir, zu Verhütung Unseres völligen Unterganges, und weil Wir ob dieser sieghaften Victori die unaussprechliche Güte und Gerechtigkeit Gottes gegen die höchste Obrigkeit augenscheinlich verspüret und in Unseren Herzen empfunden haben, daß einmal Ihre kais. Maiestät Unser einziger, gerechter, gekrönter König und Herr sei, und (weil Wir) ingleichen auch seit her mit Schmerzen erfahren haben, was es auf sich hat und gemeinlich für einen Ausgang zu gewinnen pflegt, wenn man sich wider den Gesalbten des Herrn setzet und der ordentlichen vorgelegten Obrigkeit widerstrebet, in Uns selbst gegangen und demnach ohne langes Nachdenken und vergeblich unnütziges Deliberiren Uns bei dem durchlauchtigen hochgebornen Fürsten und Herrn, Herrn Maximilian, Pfalzgrafen bei Rhein, Herzogen in Ober- und Nieder-Baiern, als dem von höchstgedachter kais. Maiestät mit vollkommener Plenipotenz wohlverordnetem Herrn Commissario Unserem gnädigsten Fürsten und Herrn, gehorsamst angegeben, Unser Verbrechen und Unsere in Folge der Verleitung durch landesschädlichen nun bereits mit ausgerissene Leute leider begangenen Fehler ohne einen Umschweif erkannt, zu Gnaden Uns gedemüthigt und gelobet, daß Wir mehr höchstermelbete kais. Maiestät Kaiser Ferdinand den Andern für einen rechten, ordentlichen, succedirenden, gesalbten und gekrönten böhmischen König und Herrn nicht allein halten, haben und gegen männiglich publiciren, sondern auch hierfürder Ihrer kais. Maiestät getreue, gehorsame Unterthanen sein und bleiben, auch bei Derselben hinfüran wider männiglich Unfern noch übrige Habe und Gut, Leib und Leben, bis auf den äußersten letzten Blutstropfen zusetzen, und Uns dagegen nichts widriges einbilden oder so schändlich mehr verführen lassen wollen.

Und weil Wir solches alles durch bereits mit gewöhnlichem Eidschwur hochbethenert und bekräftigt haben, auch darauf von Ihrer kais. Durchlaucht die zuverlässigste gnädigste Vertröstung empfangen, daß Uns vermöge der bereits von Derselben an Ihre kais. Maiestät schriftlich abgegangenen Intercession diese Unsere so unterthänigste von Gott eingegebene Bezeugung jetzt und künftig zu kaiserlichen und königlichen Gnaden reichen solle: also wollen Wir verhoffen, daß Ihr diesfalls mit Uns übereinstimmen und Eines Sinnes und Herzens mit Uns sein werdet. Derowegen so ersuchen und ermahnen Wir Euch hiemit, Ihr wollet Unserem, der Prager und anderer Städte Exempel nach Euch nun auch um desto mehr gutwillig zum Ziel legen, Euch zu Eurem Schaden, wie Uns geschehen, nicht länger verführen lassen und aufhalten, sondern stracks nach Einantwortung dieses treuherzig wohlgemeinten Schreibens darauf entweder unverzüglich zwei Personen aus Eurer Mitte mit genügender Vollmacht zu Ihrer kais. Maiestät oder aber anher nach Prag abordnen, vorher aber wenigstens ein Erklärungsschreiben an der abwesenden kais. Durchlaucht zu Baiern jetzt anwesenden auch Ihrer kais. Maiestät hochansehnlichen Commissarium, den durchlauchtigen und hochgebornen Fürsten und Herrn, Herrn Karl, Fürsten und Regierer des Hauses Lichtenstein, Herzogen in Schlesien zu Troppan, höchstgedachter kais. Maiestät geheimen Rath und Kämmerer, einschicken, vor derselben, wie Wir vor Ihrer kais. Durchlaucht dem Herzoge aus Baiern gethan, um Gnade und Verzeihung bitten, die kais. Maiestät nunmehr auch für Ihren einzigen, rechtmäßigen, succedirenden, gekrönten und gesalbten böhmischen König halten, haben, erkennen und auch publiciren und ja über die vorige Landesverderbung und das grausame Blutvergießen hinaus nicht Ursache geben, daß durch Weiterfortmarschirung des nun je länger (es dauert) desto, muthigeren Kriegsvolles Euch so wie den Euch Benachbarten auf dem Lande und in den Städten noch mehr Unglück über den Hals oder in Haus und Hof komme und dies Euch erst noch zum Zwangsgehorsam bringe; indem Wir nicht zweifeln, daß Euch dies Unser Ersuchen und Ermahnen eine gute nachbarliche Warnung sein und soweit beliebt werde, daß Ihr aufs wenigste vor Eurer Erklärung, zum Eingange der gehorsamsten Bequemung alsbald das vermöge des Aufgebotes noch versammelte geworbene Kriegsvoll und Landvoll von einander ziehen laffet und abschaffet, keine weiteren Gegenvertröstungen und Berebungen, womit Wir bisher leider meistentheils verführt worden, stattfinden laffet, sondern daß Alles wieder in den nunmehr hochnöthigen gewünschten ruhigen und fried samen Stand gebracht werden möge. Und Wir verbleiben Euch in allem Guten geneigt.

R. N. Herrn — Ritterstand und die drei Prager Städte des Königreichs Böhmen, so anjetzt bei einander versammelt sind.“<sup>1)</sup>

1) Drig.



So wie die Dinge jetzt standen, war es klar, daß ein Fortschreiten auf dem Wege der Unterwerfung schon durch die Klugheit geboten wurde; die eilige Flucht Friedrichs und der meist beteiligten böhmischen Herren war nicht geeignet, die verlassenen Anhänger in den Städten u. a. D. zu einem begeisterten Kampfe für seine Sache zu entflammen; vielfach ohnehin nicht recht fest gewurzelt verlor sich die Sympathie um so mehr, je kläglicher der Ausgang war. So blieb auch Schlaggenwald auf dem einmal betretenen Pfade; die Ereignisse selbst mußten die Stadt nur darin bestärken. Am 30. November schrieben die in Tepl anwesenden Abgeordneten der drei Bergstädte an den Befehlshaber Klow in Mies, er möchte ihnen doch mittheilen, ob er auf das ihm überlieferte und von ihm weiter beförderte Ergebenheitsanerbieten derselben Städte noch keine hochtorige Resolution erhalten habe, und baten ihn, im Falle eine solche schon herabgelaugt, sie davon in Kenntniß zu setzen, damit sich dann ihre Principalen in Fortsetzung weiterer Schuldigkeit gehorsam zu verhalten wüßten. Zugleich meldeten sie ihm den Empfang des fürstl. Lichtenstein'schen Aufrufes vom 20. d. M. und wie sie vernommen hätten, daß, wo nicht heute so morgen, ohne Zweifel auch in der Unterwerfungsangelegenheit, von Seite des kais. Obersten Herrn von Waldstein einige Personen als Commissarien in die Bergstädte kommen sollen.<sup>1)</sup>

Klow hatte das Erbieten der drei Bergstädte an den kais. General-Commissarius Fürsten von Lichtenstein gesandt, welcher selbes zur Kenntniß nahm. Als bald wurden auch kaiserliche Commissarien bestimmt, welche die einzelnen sich unterwerfenden Orte von der dem Pfalzgrafen geleisteten Pflicht lösen und ihnen dafür den neuen Huldigungs-Eid für Kaiser Ferdinand II. als rechtmäßigen König von Böhmen abnehmen sollten. Unter dem 12. December benachrichtigte Fürst Lichtenstein auch die Stadt Schlaggenwald hievon und befahl ihr den Commissarien „nicht allein völligen Glauben zuzustellen, sondern auch demjenigen, so diese kraft ihrer Instruction vorbringen würden, gehorsamliche Folge zu leisten und sich diesfalls als Ihrer Majestät treue, willfährige und gehorsame Unterthanen zu erweisen.“ Er kündigte der Stadt zugleich die für die Commission ernannten Personen an; es waren Ladislaus Seydlitz von Schönfeld, Adam Janowsky von Riesenberg, kaiserliche Räte und Kammerprocuratoren, und Friedrich Raming von Löwenast, Registrator der böhmischen Kammerbuchhalterei.<sup>2)</sup>

Drei Tage darauf (15. December) erließ Lichtenstein ein neues Dekret, wonach er die kais. freie Bergstadt Schlaggenwald mit der dazu gehörigen Herrschaft

1) Diese von Albrecht von Waldstein, kais. geheimen Rathe und Obersten über 2000 Kürassiere abgeordneten Commissäre hatten am 29. November von Elbogen aus dem Rathe von Schlaggenwald ihre Ankunft für den folgenden Tag angezeigt. Es waren Vespasian des Fürstenberg'schen Regimentes, Heinrich Fink, Ratheverwandter aus Raaben und Johann Ulrich, Stadtschreiber daselbst. Ihr Schreiben ist in Orig. vorhanden. Was sie zu thun hatten, ist nicht näher gesagt; wahrscheinlich war es eine Art Vorcommission und ohne erhebliche Wichtigkeit, was auch schon aus ihrem untergeordneten Range hervorgeht.

2) Orig.

Petschau, auch allen Dörfern, Höfen, Mühlen, Brauhäusern, Schaffnereien und Unterthanen in den kaiserlichen Schutz erklärte.<sup>1)</sup>

Bisher war demnach alles gut abgegangen. Möchte, wie sich denken läßt, bei der aufgewühlten Zeit das unruhige Element in der Stadt auch ein an Zahl beträchtliches sein, dennoch drang die besonnene und vorsichtige Haltung des Rathes durch, und dieß um so eher, je weniger für die Störenfriede sich eine äußere Stütze bot. Allein nun erwuchsen der Stadt auch in dieser Beziehung gefährlich<sup>e</sup> Verwicklungen, und kann man sagen, dazu in nächster Nähe. Graf Ernst von Mansfeld hatte sich zeither in dem eroberten Pilsen festgehalten. Mit den hohen Herren war er bald zerfallen, namentlich wegen der ungeheueren Plünderungen und Verwüstungen, die seine Söldner überall sich erlaubten. Es war ihm gelungen einen deswegen an den Oberstburggrafen bestimmten Brief aufzufangen, worin der Rath erteilt war ihn und seine plündernden Söldner niederzumachen. Derlei Dinge mußten eine große Kluft herbeiführen; Mansfeld verlangte auf Grund dessen von König Friedrich seinen Abschied, erhielt ihn aber nicht. Dazu hatte er große Summen rückständigen Soldes zu fordern, und als der letzte Termin, den er für die Zahlung angesetzt, erfolglos verstrich, ließ er sich mit den Kaiserlichen in Unterhandlungen ein und nahm so auch an der Schlacht auf dem weißen Berge keinen Antheil. Kraft des abgeschlossenen „Accordes“ sollte Mansfeld sich in Pilsen und anderen von ihm besetzten Orten so lange halten können, bis seine Unterhandlungen mit den Kaiserlichen zu einem definitiven Resultate kämen. Es verstand sich dabei gleichsam von selbst, daß er inzwischen, also während des Accordes nicht weiter sich ausbreiten und namentlich gegen im kaiserlichen Gehorsam und Schutz befindliche Orte nichts Feindliches unternehmen sollte. Trotzdem hielt der Accord die Truppen Mansfelds nicht ganz von Fortsetzung ihres vertriebenen Treibens ab; das ihnen entgegen liegende kaiserliche Commando in Mies unter Now mochte wohl zur Besetzung dieser Stadt auslangen, aber eben auch nur dazu, so daß die Mansfeld'schen, wenn sie sonst wollten, von daher sich keiner Besorgniß hingaben.

Schon am 4. Dezember hatte sich Tachau um einen Rath an Schlaggenwald gewandt. Auch ersterer Stadt war nämlich der Befehl zugekommen einige Personen aus ihrem Rathsmittel als bevollmächtigte Deputation nach Prag abzuordnen. Nun heißt es in dem Schreiben weiter: „Ob wir nun wohl solcher Stellung (nach Prag) kein Bedenken tragen, so liegt uns doch im Wege nicht allein obschwebende Gefahr wegen des zur Hand liegenden Mansfeld'schen Kriegsvolkes, das von uns bei Bedrohung Schwertes und Feuers Contribution begehrt, da doch Herr Obrister zur Mies gebent bei hoher Strafe uns in das wenigste gegen sie einzulassen; sondern auch vorstehende unsere vorgewiesene Unsicherheit zum Reisen, derentwillen wir bedacht waren ein Entschuldigungs-Schreiben abgehen zu lassen, mit Anzie-

1) Orig.

hung der allbereits empfangenen Salvaguardi und unserer erklärten Submittirung in Ihrer kais. Majestät Schutz Was nun hingegen die Herrn dießfalls zu thun gesonnen, bitten Dieselben wir ganz dienstlich uns im Vertrauen mit wenigem bei Vorzeiger dieses unbeschwert zu verständigen.“<sup>1)</sup> Am folgenden Tage ward ihnen geantwortet, Schlaggenwald habe wohl auch den Befehl zu einer persönlichen Abordnung erhalten, allein bei Blow in Mies, wo sich die Stadt zum Gehorsam gegen den Kaiser angemeldet, die Vertröstung erlangt, daß er die Sache selbst nach Prag berichten werde und sie dann weiter bescheiden wolle, was bisher noch nicht geschehen. Doch lasse man auch von hier ein Schreiben an den Fürsten Richtenstein abgehen, um denselben von Übernahme der Sache durch Blow zu benachrichtigen und aus diesem Grunde, wie auch wegen der gegenwärtigen Gefahr, des persönlichen Erscheinens überhoben zu werden.<sup>2)</sup>

Aus dem Schreiben der Stadt Tachau sehen wir, daß es die Mansfeldschen mit dem Accorde nicht so genau nahmen. Schon nach vierzehn Tagen sehen wir aber auch Tachau in Mansfeld's Händen; er hatte sich mit seinen Reitern dort eingelegt; die Bestürzung, welche dieß in der Nachbarschaft erregte, beweist, daß eine Misachtung des Accordes zu Grunde lag. Allein noch anderes reichte sich daran. Von Breslau aus hatte der flüchtige Friedrich den Grafen Mansfeld zu seinem obersten General ernannt und ihm damit alle Vollmacht gegeben, die Sache Friedrichs, der dazu den Muth nicht hatte, in Böhmen selbst auf jede Weise aufrecht zu halten. Und eine solche unumschränkte Stellung, unbeengt durch hemmende Eingriffe von oben war es, die Mansfeld sich wünschte. Als bald that er auch seine Schritte, doch ohne daß seine geänderten Pläne den Kaiserlichen gleich anfangs klar wurden, die immer auf Respectirung des Accordes hinwiesen, während Mansfeld's Vorgehen dem offen zu wider lief, und erst zur rechten Einsicht kamen, als er die Unterhandlungen offen abbrach. Bei der Schwäche der ihm gegenüber liegenden kaiserlichen Garnison, so wie bei dem Umstande, daß auch die bairische Armee, welche 6000 Mann zu Fuß und 1500 Reiter stark unter Generallieutenant Tilly in Prag zurückgeblieben, auf's äußerste erschöpft war, sah Mansfeld allerdings für einige Zeit einen freien günstigen Spielraum offen und konnte von dem besetzten Pilsen aus weiter gegen den Nordwesten Böhmens agiren.

(Fortsetzung folgt.)

1) Orig.

2) Concept.

# Die Ausbreitung der deutschen Nationalität in Böhmen.

Von W. Weber.

II.

(Fortsetzung.)

In der That ist Huß der Mann, welcher eben so den Nationalhaß der Czechen gegen die Deutschen anfachte,<sup>1)</sup> wie er die religiösen Fundamente zerstörte; er ist der Urheber und Repräsentant jener furchtbaren Bewegung, die unter dem Banner der nationalen Ehre und des nationalen Interesses sich im blutigsten Haße gegen die Deutschen wandte und deren Vernichtung bezweckte, wie sie unter der Fahne der Reformation und Demokratie gegen die religiöse und politische Ordnung der Zeit gleich einem rasenden Orkane losstürmte. Žižka's wüthendem Auftreten liegt die Idee des Slaventhums als tiefstes Motiv zu Grunde; er hat dieß selbst ausgesprochen, wenn er in seinem Kriegesreglement erklärt, er habe nicht nur für die Befreiung der Wahrheit des göttlichen Gesetzes, sondern besonders auch der böhmischen und slavischen Nation die Waffen ergriffen.

An der Universität stiegen die Flammen des Deutschenhasses zuerst zur hellen Höhe auf. Den drei Stimmen gegenüber, welche den Deutschen an diesem Mittelpunkte der Wissenschaft Mitteleuropas seit dem Abzuge der Polen nach der neugegründeten Universität Krakau zu Gebote standen, fühlten sich die czechischen Magister bei allen Abstimmungen in der Minderheit und zurückgesetzt.<sup>2)</sup> Das führte zu lauten Klagen über ungebührliche Bevorzugung der Deutschen, zu stürmischen

1) Seitdem der Hr. Verfasser dieß geschrieben, ist die vortreffliche Schrift von Prof. Dr. Höfler „Magister Johannes Hus und der Abzug der deutschen Professoren und Studenten aus Prag 1409“ (Prag Fr. Tempelky 1864) erschienen, auf welche wir die geehrten Vereinsmitglieder aufmerksam zu machen für unsere Pflicht halten, da sie viele bisher landüblichen, aber irrthümlichen Anschauungen berichtigt. Höfler sagt (S. 245) bezüglich der Verhetzung des czechischen Volkes gegen die Deutschen: „Hatte Huß schon früher durch seine Predigten Streitigkeiten zwischen den Deutschen und Böhmen veranlaßt, so hatte er auch jetzt nicht gezögert, nach dem blinden Haße gegen die Deutschen, durch welchen er hervorragte, die Universitätsangelegenheit auf die Kanzel zu bringen. „Kinder“, rief er den czechischen Handwerkern zu, die vorzugsweise sein Auditorium bildeten, „gelobt sei der Allmächtige, daß wir die Deutschen ausgeschlossen haben, daß wir erlangt haben, wofür wir unsere Kräfte einsetzten und da ß der Sieg unser ist und laßt uns besonders unsern Dank aussprechen dem Hrn. Niklas v. Lobkowitz, da dieser die Erhöhung unserer Bitten beim Könige bewirkt hat.“ Der Same scheint auf fruchtbares Erdreich gefallen zu sein, indem nach der Aussage des Hieronymus selbst viele Deutsche von den Böhmen an einen Tage erschlagen wurden.“ D R.

2) Die Universität zu Prag constituirte sich gleich der Pariser aus vier Nationen; es waren zwei slavische (Böhmen und Polen) und zwei deutsche (Baiern und Sachsen), davon die ersteren „im Laufe der Geschichte vielfach aneinander geriethen, öfter Feinde als Freunde, gegenseitig bemüht, die Herrschaft über einander zu begründen und immer wieder darin verhiindert.“ So weit die Universitätsacten reichen, betont Prof. Höfler, war nicht eine deutsche Nation der slavischen entgegengestellt, sondern diese Art des Dualismus, diese Quelle so vieler Spaltungen, vermieden. „Erst das spätere Parteitreiben, das Sachsen nach nationalen Gegensätzen auf dem wissenschaftlichen Ge-

Aufsitzen, zu blutigen Excessen zwischen Böhmen und Deutschen. Der nationale Gegensatz wurde zugleich ein religiöser, als sich der czechische Theil der Universität unter dem Vortritte des Hus für, der deutsche aber gegen die Lehren Wicleff's erklärte. Als dann König Wenzel IV. (1409) in seiner Mißstimmung gegen die Deutschen und ohne Erwägung der Folgen das Stimmenverhältniß an der Universität auf Andringen des Hus und seiner Partei umkehrte und dadurch das Übergewicht der Deutschen brach, erhob der Reformator ein Triumphgeschrei, welches eben so sehr die Höhe des in ihm tobenden und von ihm geschürten Deutschenhasses, als den Grad der Verblendung zeigte, womit man nicht erkannte, daß die Universität durch jene verhängnißvolle Maßregel von einem vernichtendem Schlage getroffen zu einer gewöhnlichen höheren czechischen Lehranstalt herabsinken mußte.

Wenn der nationale Fanatismus überhaupt einer Belehrung fähig ist, so konnten sich Husens Anhänger gar bald von den Folgen ihres leidenschaftlichen Stürmens überzeugen. Mit der massenhaften Auswanderung der deutschen Lehrer und Studenten war das hochberühmte Werk Karls IV., welches nicht bloß der eigentlichen Wissenschaft gedient, sondern auch der Kunst, dem Handel und Verkehre, dem öffentlichen Leben neue Impulse gegeben hatte, in seiner Blüthe zerstört; dem Zuge der Civilisation von Westen nach Osten war ein stürmisches Halt entgegengerufen; aber die religiös-nationalen Fanatiker hatten ihren zweifachen Zweck erreicht: das Haupthinderniß der weiteren Entwicklung und Verbreitung der wicleff'schen Irreligie war hinweggeräumt, und dem aufstrebenden Deutschthum der empfindlichste Schlag versetzt, wenn dadurch auch das in der vollsten Entwicklung begriffene Leben Böhmens im Innersten angetastet und ein Sturm entfesselt wurde, der alle Blüthe Böhmens knickte und ein Verderben über Land und Leute brachte, welches Jahrhunderte nicht wieder zu heilen vermochten. Da muß es doch wie ein furchtbarer Hohn klingen, wenn der Urheber des unsäglichsten Wehes im Jubelton des Königs Weisheit und Liebe zu seinem Volke preist und all die Seinigen zum Lobe der göttlichen Allmacht für das gelungene Werk auffordert!

Sobald der gegen die Universität gerichtete Schlag den einen Grundpfeiler der deutschen Nationalität in Böhmen, die geistige Macht und Herrschaft, umgestürzt hatte, wurde ein zweiter gegen das andere Fundament, das Bürgertum, geführt. — Seit dem 13. Jahrhunderte waren die Rathsherren in der Prager Altstadt in überwiegender Mehrheit Deutsche. Da sich nun dieselben, wie die Deutschen in Böhmen überhaupt, der hussitischen Neuerung abhold zeigten, so kehrte sich der religiös-nationale Fanatismus alsbald gegen sie und bewirkte, daß der König, schwach und die Tragweite der czechischen Parteibestrebungen verkennend, das Übergewicht

biete und was sonst noch an unreinen Motiven sich an die Bewegung von 1409 angeschlossen, nach neuen Kategorien suchend, drei Nationen gleichsam in einen Topf und bildete aus ihnen eine deutsche Nation." Und wenn auch, nach Magister Hus' eigenem Zeugniß, die Anzahl der deutschen Lehrer und Studenten die überwiegende war, so gab es deshalb doch „nicht vielerlei Nationen, wie etwa in Bologna, sondern nur vier einander gleichberechtigt gegenüber stehende.“

der deutschen Rathsherren in der Art brach, daß die Rathsstellen mit Czechen und Deutschen in gleicher Anzahl besetzt wurden (1413).

Aber des glühendsten Hasses Feuermeer wogte erst aus Hufens Scheiterhaufen gegen das deutsche Wesen in Böhmen auf. Die Deutschen hatten den „Heiligen“ verbrannt, folglich waren sie die grimmigsten Feinde des böhmischen Namens und mußten bis zum Tode verfolgt werden. Der „Hussitenkrieg“ war ein Kampf auf Leben und Tod zwischen den beiden Nationen. Schon der schreckliche Fenstersturz aus dem Neustädter Rathhause (1419) zeigte den deutschen Bürgern, wessen sie sich zu versehen hätten<sup>1)</sup>; sie flohen entsetzt vor der Wuth der Hussiten aus Prag. Als dann das deutsche Kreuzheer sich mit König Sigmund zur Belagerung Prag's vereinigte, und die aus Prag und ihrem Besitztum verjagten Deutschen sich im Lager des Königs einfanden, hoffend auf Wiedereinsetzung in Vermögen und Herrschaft, da war es klar, daß es sich nicht allein um den Glauben und die Anerkennung Sigmund's als des Thronerben in Böhmen, sondern um den Sieg und den künftigen ausschließenden Bestand der einen oder der andern von den beiden Nationalitäten im Lande handle. Wie die Hussiten ihre Wuth im Blute der Deutschen kühlten und auf den Ruinen der niedergeworfenen deutschen Herrschaft ihre Fahnen aufpflanzten, so wäre ohne Žizka's und seiner Nachfolger überlegene Kriegskunst, ohne die merkwürdigen Siege am Žizkaberge und vor dem Wysehhrad, bei Deutschbrod, Auffig, Tachau und Taus die czechische Nationalität in Böhmen höchst wahrscheinlich beseitigt worden. (Palacký, Geschichte von Böhmen, III. 2 S. 129 und 176.)

Wenn die Deutschen von Kuttenberg ihre Hände mit dem Blute vieler hundert Czechen befleckten, so wurde das an ihren Stammesgenossen in und außer Böhmen von den Hussiten, in welcher merkwürdiger Weise selbst eine Erinnerung an die Verdrängung des Slaventhums aus Norddeutschland wach wurde, auf zahllosen Verwüstungszügen tausendfach gerächt. Das „auserwählte Volk Gottes“ kämpfte ja gegen „Philister, Idumäer und Moabiter“, und gegen diese gab es keine Schonung, war jede Grausamkeit geboten. Komotau, eine seit der Mitte des 13. Jahrhunderts, wo es an den deutschen Orden gekommen war, rein deutsche Stadt wurde von den Hussiten (1421) ganz ausgemordet. Das altböhmische Sprichwort „všudy lide, v Komotově Němci“ — überall Menschen, in Komotau nur Deutsche — hatte blutige Anwendung gefunden.<sup>2)</sup>

1) „Auf die Vertreibung der deutschen Professoren und Studenten folgte eils Jahre später die Vertreibung der deutschen Bürger aus Prag, eine Thatsache, welche in ihrem schänden Umfange die geschichtliche Berücksichtigung bisher nicht fand. Mit der Universität hatte man begonnen; die deutschen Bürger und Kaufleute wurden in den Ruin hineingezogen.“ Höfler; „Johannes Hus“, S. 323. D. R.

2) Fast noch schlimmer erging es der Stadt Jaromir im Königgräzer Kreis. Ihre Bevölkerung nämlich war damals fast durchaus deutsch und voll glühenden Hasses gegen die Hussiten. Die Jaromirer schickten gleich nach dem Falle Kuttenbergs, am 25. April 1421, klagenvolle Briefe nach Deutschland, besonders nach Schlesien, worin sie flehentlich um Hilfe baten und nachdem sie in der That eine ansehnliche Macht gesammelt, stellten sie sich man-

Schwer war durch viele Jahre der Sieger harte Hand auf Böhmen gelegen. Städte und Dörfer des entvölkerten Landes lagen in Schutt. Das deutsche Element hatte eine empfindliche Einbuße erlitten; in vielen Städten, wie z. B. Ruttenberg, Pilsen, Beraun u. s. w., wo es vordem überwiegend gewesen oder dem czechischen wenigstens das Gleichgewicht gehalten hatte, war es zurückgedrängt und starb allmählig ab;<sup>1)</sup> aus anderen war jede Spur davon verschwunden. Wohl war die deutsche Sprache aus dem Inneren des Landes nach Beilegung der hussitischen Wirren nicht gänzlich verschwunden, der Grenzstreifen war deutsch geblieben, der Adel lernte nach wie vor beide Landessprachen; allein sie nahm nur eine untergeordnete Stellung ein, welche durch jenes Versprechen wohl bezeichnet wird, welches der König Sigmund den Ultraquisten leisten mußte, daß nämlich böhmisch innerhalb der Kirchen, deutsch aber nur außerhalb derselben gepredigt werden sollte.

Nach den Habsburgern Albrecht († 1439) und Ladislaus († 1457) bestieg der Ultraquist Georg von Poděbrad den böhmischen Thron. Ein wahrer Nationalkönig, thatkräftig, voll kluger Mäßigung und die hussitischen Schäden möglichst heilend, wendet er den Deutschen wie den Czechen im Lande seine Regentensorgfalt zu, so daß ihm auch nach seiner Bannung das deutsche und katholische Eger tren bleibt und dadurch dem Interdicte verfällt. Vom Hofe aber war die deutsche Sprache unter ihm und dem Polen Wladislaw (1471—1516) verdrängt. — Da sie sich indessen besonders in den Grenzgegenden durch Anlegung und Erweiterung von Bergstädten, so wie durch Anstellung Deutscher bei Amt und Gericht schon zu Ende des 15. Jahrhunderts von ihrer Niederlage zu erheben begann, ward den Czechen um die Vorherrschaft ihrer Sprache bange, und es ward durch Landtagsbeschuß (1497) angeordnet, daß man sich bei der Landtafel statt der lateinischen, ausschließlich der böhmischen Sprache bedienen solle. Doch vermochten solche Hemmnisse den Fortschritt der deutschen Nationalität nicht mehr aufzuhalten. Dieser zeigt sich in der massenhaften Ansiedlung von Deutschen und in der Gründung zahlreicher Bergstädte mit deutscher Gerichtsverfassung im Elbogener und Saazer Kreise zu Ende des 15. und zu Anfang des 16. Jahrhunderts, wie Joachimsthal, Platten, Gottesgab, Abertham, Dreihacken, Bärigen, Kupferberg,

haft zum Widerstande. Das vereinigte Heer schloß am 13. Mai 1421 die Stadt ein und bemächtigte sich gleich beim ersten Sturme der Stadtgräben bis zur Mauer, jedoch mit bedeutenden Verlust an Leuten. Da erst sahen die Jaromirer, daß es ihnen unmöglich sei, sich zu wehren und begannen zu bitten, es möchte ihnen wenigstens gestattet werden, mit bloßer Rettung ihres Lebens aus der Stadt wegzuziehen. Nachdem die Prager Hauptleute darenin gewilligt, zogen Donnerstag (15. Mai) alle Bürger mit ihren Familien in leichten Kleidern und ohne Gepäck aus den Stadthoren: nichts destoweniger ließen sich die furchtbar erbitterten Kriegersleute, besonders die Taboriten nicht abhalten, viele von ihnen zu fangen und die einen in der Elbe zu ertränken, die anderen auf den Feldern im Feuer zu verbrennen. 21 Priester, welche sich weigerten, den Prager Artilein beizutreten, wurde des folgenden Tages verbrannt. Jaromir wurde von dieser Zeit an ultraquistisch und rein czechisch, ja es trat sogar bald mit den Taboriten in Bund. Palacky S. 215 III. Bd. 2. Abth. D. R.

1) Jaromir, Kolin, Nimburg, Deutschbrod waren ganz deutsch, viele andere wie z. B. Beraun Klattau, Königgrätz u. a. hatten eine bedeutende deutsche Bevölkerung. D. R.

Schmiedeberg, Sonnenberg, Sebastiansberg, Katharinaberg, — und wurde durch die Regierung der Habsburger und die Reformationszeit begünstigt.

Wohl vermag der deutsche Hof der Habsburger nur erst mit der Zeit einigen Einfluß auf die weitere Geltung der deutschen Sprache zu gewinnen. Die seit der hussitischen Bewegung mächtig fortlebende nationale Stimmung mußte geschont und jeder Schritt vermieden werden, welcher den kaum gedämpften Nationalhaß wieder wach rufen konnte. Die Jesuiten, seit deren Einführung (1555) sich die Zahl der deutschen Priester im Lande mehrte, traten den nationalen Gefühlen nicht verletzend entgegen, ja sie übten sich zu Zwecken der Seelsorge eifrigst in der Erlernung der böhmischen Sprache.

Entschieden günstig wirkte für das Deutsche in Böhmen die Reformation Luthers. Man erkannte hier bald die nahe Verwandtschaft der neuen Lehren des deutschen mit den alten des böhmischen Reformators, wie denn auch Luther durch seinen Brief an die böhmischen Stände und den Grafen Schlick für seine Zwecke im Lande warb. Wie aus allen Theilen Deutschlands, so besuchten auch aus Böhmen Neu- und Wißbegierige Wittenbergs Kanzel der neuen Weisheit. Gallus Czahera rühmte den Böhmen Luther's Schriften an. Sie wurden mit großer Begierde gelesen. Man fand den Kelch darin vertheidigt. Hüßens Manen schienen aus dem Grabe zu erstehen. Das Lager der Alt-Utraquisten lichtete sich. Der Utraquismus überging zum Theile in's Lutherthum. Adel und Bürger, Tschechen und Deutsche traten der neuen Lehre bei; Schulmänner und Pastoren aus Luther's Heimat, gerufen und ungerufen, wirkten in Wort und Schrift für die Reformation und dadurch mittelbar für die deutsche Sprache. Der Nationalhaß ging nun nicht mehr mit dem Reformationseifer Hand in Hand; dagegen diente dieser trefflich als Deckmantel für die revolutionären Bestrebungen der Stände gegen die königliche Macht. Das zeigte sich schon im Schmalkaldischen Kriege. Die nationale Verschiedenheit bildete kein Hinderniß für die Böhmen, mit den Häuptern des protestantischen Bundes gegen den König in bewaffnetes Einverständnis zu treten, was indessen nach dem Siege des Kaisers bei Mühlberg (1547) nur die Demüthigung und Bestrafung der aufrührerischen Stände und die Befestigung der Königsmacht zur Folge hatte.

Die Überzeugung, im Lutherthum der hussitischen Reform zu dienen, ward in Böhmen allgemein. Die böhmischen Stände sprechen sie vor König Maximilian II. (1575) in ihrer Bitte um Religionsfreiheit offen aus, indem sie das alte utraquistische Religionsbekenntniß mit der Augsburger Confession von 1530 als übereinstimmend bezeichnen, und wiederholen diese ihre Ansicht vor König Rudolf II. (1608) bereits deutsch. Deutsche (Thurn, Fels, Bubna) und Tschechen vereinigen und beeilen sich, die Verlegenheit Rudolf's vor seinem feindseligen Bruder Mathias zu benützen und ihm den verhängnißvollen Majestätsbrief abzdringen, der ihnen völlige Religionsfreiheit gewährte, aber auch die Vermehrung der deutschen Protestanten zur Folge hatte. Die „*confessio bohemica evangelica*“ wurde bereits 1610 deutsch gedruckt.



Während der stürmischen Betreibung des Rudolf'schen Majestätsbriefes (1609) hielt vor einem zahlreichen Auditorium der apostasirte Franziskanermönch Kaspar Felix in der utraquistischen Kapelle corporis Christi zu Prag seine Predigt über die Ursachen seines Abfalls in deutscher Sprache, und unmittelbar nach Ertheilung des Majestätsbriefes wurden den deutschen Protestanten daselbst drei Kirchen (St. Galli, St. Nicolai und set. Crucis) zu Gottesdienst und Predigt eingeräumt. Später bauten sich die Deutschen zwei ansehnliche Kirchen, auf der Altstadt die Paulaner-, auf der Kleinfeste die Karmeliterkirche.

Prag war unter Rudolf II. abermals die Residenz des deutschen Kaisers, und der Hof des Kunst und Wissenschaft liebenden und fördernden Monarchen, der Sammelplatz der Gelehrten und Künstler, darunter vieler aus Deutschland (z. B. Keppler). — An der Prager Hauptschule wurde in lateinischer, czechischer und deutscher Sprache gelehrt.

Es fehlt in jener Zeit dennoch nicht an Zeichen des in der Tiefe noch unausgeglichene nationaler Zwiespalts und der eifrigen Sorge der Tschechen für die Übermacht ihrer Sprache. Als der Administrator des utraquistischen Unterconsistoriums (1609) zwei Männer in deutscher Sprache ordinirt hatte, erhebt darüber, obgleich es im Majestätsbriefe freigestellt war, der Universitätsrektor als über einen unerhörten Akt seine Klage. Die Deutschen, befürchtet er, könnten dadurch in's Vaterland gelockt werden und wie früher die vornehmsten Stellen in Kirche, Staat und im Privatleben einnehmen; es schmecke ihnen ohnehin das böhmische Brod. — Rudolf's II. Abgesandter, Kammerpräsident Graf Dohna, will (21. Febr. 1611) den versammelten Ständen des Kaisers Gnade in deutscher Sprache rühmen. Da schreit man ihm entgegen, „in Böhmen sei böhmisch, in Deutschland deutsch zu reden.“ Er muß vor der tobenden Menge schweigen, und der Oberstburggraf Adam Sternberg hält den Vortrag böhmisch. — Als im Rathhause (12. März 1611) den Ständen durch den Abgeordneten Friedrich von Bila eine deutsche Zuschrift des Kaisers übergeben wurde, ertheilte man darauf aus dem Grunde keine Antwort, weil die Schrift deutsch sei und die Stände nicht alle deutsch können und dennoch wurde dieselbe nach der Entfernung des Kommissärs vorgelesen und „von jedem, der sie verstehen konnte, verstanden.“ (Kieggers Archiv II.)

Allen weiteren Umsichgreifen der deutschen Sprache sollte jedoch für immer vorgebeugt, und der Tscheche jeder ferneren Befürchtung für seine Muttersprache überhoben werden durch den Landtagsbeschuß vom Jahre 1615. In demselben heißt es:

„Von der Zeit dieses Landtagsbeschlusses an soll künftig und zu ewigen Zeiten kein Ausländer, welcher der böhmischen Sprache nicht kundig ist, und sich in derselben bei den Gerichtshöfen nicht gehörig auszudrücken weiß, zu einem Einwohner des Landes und zum Bürger einer Stadt angenommen werden. Ein solcher Ausländer, der nach Erlernung der böhmischen Sprache endlich das Bürgerrecht in irgend einer Stadt erlangt hat, soll, so wie auch seine Kinder, nichts desto weniger

zu einem öffentlichen Amte gelangen können; erst seine Kindeskinde sollen als eingeborne Böhmen betrachtet und der Vorrechte der Landeskinder theilhaftig werden. Dann soll in den Pfarren, Kirchen, Schulen, wo vor zehn Jahren in böhmischer Sprache gepredigt und gelehrt worden, dieser löbliche Gebrauch fortgesetzt werden; wo aber jetzt ein deutscher Pfarrer oder Schulmeister vorhanden ist, dort soll nach seinem Tode ein böhmischer Pfarrer oder Schulmeister angestellt werden. Die neu errichteten Kirchen und Schulen werden hievon ausgenommen. Wer immer sich unterfangen würde, in einem solchen Orte in deutscher Sprache zu predigen oder zu lehren, der soll eine Strafe von 15 Schock böhmischer Groschen erlegen.“

„Weil man in Erfahrung gebracht, daß einige Personen, sowohl höheren als niederen Standes, unter einander bei ihren Zusammenkünften nicht die böhmische, sondern eine fremde Sprache sprechen, welches eine Verachtung ihrer eigenen Muttersprache andeutet und zur Schande der ganzen Nation gereicht, so sollen diese Leute, wenn sie die böhmische Sprache sprechen können und doch in ihrem Vorhaben fortfahren, in Zeit von einem halben Jahr das Land räumen, bis dahin aber als Störer des allgemeinen Besten betrachtet und keiner Vorrechte und Freiheiten der übrigen Einwohner von Böhmen theilhaft werden. Ferner, nachdem einige Einwohner der Prager Städte eine Gemeinde, die sie die deutsche nennen, unter einander errichtet haben, in diesem Königreiche aber man zu allen Zeiten von keiner anderen, als von der böhmischen Gemeinde weiß, so sollen alle diejenigen, welche sich zu der genannten deutschen Gesellschaft oder Gemeinde bekennen und dreist genug sind in ihrem Vorhaben zu beharren, mit der oben bestimmten Strafe belegt und gezüchtigt werden.“

Diese Maßregel, welcher 1619 noch ein Landtagsbeschuß nachfolgte, dem zufolge Kinder, die bei dem Tode ihrer Ältern der böhmischen Sprache nicht mächtig waren, von jedem Erbe im ganzen Lande ausgeschlossen wurden und gegen eine Entschädigungssumme außer Landes geschafft werden sollten, bezeichnet den Culminationspunkt der Gewalthätigkeit und des Terrorismus gegen die Deutschen und ihre Sprache in Böhmen, aber auch die gänzliche Ohnmacht des Kaisers Mathias, der ein Gesetz bestätigen mußte und in Ausführung bringen sollte, welches nichts anderes als das Todesurtheil seiner eigenen Nationalität enthielt. Daß man mit jenem Landtagsbeschuße nicht eine bloße Drohung aussprechen wollte, zeigt die sehr ungnädige Zurückweisung einer Bitte der Stadt Komotau, welche sich bei ihren amtlichen Verhandlungen, wie vor Alters, so auch künftig der deutschen Sprache zu bedienen beabsichtigte.

Das Extrem verfehlte jedoch sein Ziel. Der Strom ließ sich auch mit der äußersten Gewalt nicht mehr eindämmen. Ja die Czechen wurden sich selbst untreu, als sie den einen deutschen Fürsten, ihren rechtmäßigen König Ferdinand II., von dessen entschiedener Thatkraft und katholischem Eifer sie für die ständische Übermacht und den Protestantismus Alles fürchteten, im Sturme der Revolution,

im Schlepptau des deutschen Grafen Thurn und im Bunde mit der protestantischen Union Deutschlands abzogen, und einen anderen Deutschen, den Kalviner Friedrich V. von der Pfalz, auf den böhmischen Thron erhoben (1619).

Mit der Schlacht am weißen Berge (8. Nov. 1620) scheitern alle offenbar auf Vernichtung der österreichisch-habsburgischen Macht abzielenden Pläne; sie macht der Regierung des Winterkönigs, aber auch der in's Maßlose erweiterten Gewalt der Stände ein schnelles Ende. Was zweihundert Jahre zuvor (1420) die Schlacht am Žitkaberge für die deutsche, das war nun die am weißen Berge für die czechische Nationalität im Lande. Mit dem Siege über die Adelsrevolution, der Wiederherstellung und Erhebung der monarchischen Gewalt, und mit der Gegenreformation Ferdinand's II. beginnt die Ära der freien Entwicklung und der siegreichen Ausbreitung der deutschen Nationalität und Sprache nach langwierigem und hartem Kampfe.

In banger Furcht vor dem strengen Kaiser wanderten gleich nach der Schlacht 185 Adelsfamilien und viele Andere, die sich nicht sicher fühlten, aus. Nachdem 27 Häupter der Schuldigsten (21. Juni 1621) auf dem altstädter Ringe gefallen, brachten viele Einwanderer aus Deutschland die 1622 und 1623 confiscirten böhmischen Herrschaften durch Kauf in ihren Besitz. Einwanderung und bleibende Niederlassungen von Deutschen erfolgte noch massenhafter, als in Folge des harten Reformationsediktes und der Gewaltmaßregeln Ferdinands II. wohl über 30.000 ihrem Glauben treu bleibende protestantische Familien das Vaterland verließen. Wenn auch angenommen werden muß, daß auch eine große Zahl alteinheimischer Deutscher die Auswanderung dem Rücktritte zur katholischen Kirche vorgezogen haben wird, — wie denn aus Friedland allein 839, noch mehrere aus Reichenberg, an 300 aus Eger und sehr viele aus Komotau und anderen deutschen Orten sich eine neue Heimat jenseits der böhmischen Grenzen gesucht haben; so ist doch außer aller Frage, daß in Folge dieser Vorgänge das deutsche Element an Ausbreitung gewann. Noch mehr aber wurde es gehoben durch die erneuerte Landesordnung Ferdinands II. vom Jahre 1627, worin die Gleichberechtigung der deutschen Sprache mit der böhmischen bei der Landtafel gesetzlich ausgesprochen und eingeführt und ihr Gebrauch bei allen Amtshandlungen überhaupt freigestellt wurde. Nun wurden auch Deutsche bei derselben Landtafel und, wo thunlich, auch bei anderen Ämtern und Gerichten angestellt.

Die Zeit des dreißigjährigen Krieges und nach demselben wird insgemein als diejenige angesehen, wo die Germanisirung eines großen Theiles von Böhmen vor sich ging. So sagt Pelzel: „Seit dem Jahre 1620 bis 1700 wurden die Kreise, welche mit Deutschland grenzen, fast zur Hälfte deutsch; die Einwohner blieben die nämlichen, sie behielten zum Theil ihre böhmischen Zunamen, nur die Sprache änderte sich.“ Vorzüglich will Palacký in dieser Zeit die eigentliche Germanisirungsperiode erkennen. So sagt er in der „Museumzeitchrift“ 1846:

„Die Zeit, in welcher vornehmlich ein großer Theil des Böhmerlandes der Germanisation anheimfiel, war die des dreißigjährigen Krieges, wo ganz Böhmen verheert wurde, und zwei Drittheile der czechischen Nation untergingen. In das zum größten Theil wüste Land wurde von den böhmischen Herrschaften eine Menge neuer deutscher Colonisten gebracht, von denen sich allerdings einige, die tiefer in das Land gingen, czechisirt haben.“ — In seiner Geschichte von Böhmen (III. 2. S. 44) heißt es: „Zur Zeit Wenzels IV. (1378 — 1419) und noch später war zumal das Landvolk im Westen und Norden von Böhmen, z. B. um Hostau, Pfrimberg, Tachau, Plan, Tepl, Theusing, Buchau, Dupau, Kaaden, Brüx, Teplitz, Auffsig, Böhmisches-Leipa, Gabel, so wie in allen von da nach dem Innern des Landes zu liegenden Städten und Ortschaften noch ganz böhmisch; die Germanisirung der genannten und anderer mehr landeinwärts gelegenen Gegenden und Orte erfolgte erst größtentheils durch den dreißigjährigen Krieg und seit demselben.“

Wenn nun auch ohne Zweifel durch den oftmaligen und mehrjährigen Aufenthalt verschiedener deutscher Kriegsvölker in Böhmen und andererseits böhmischer Truppen im Auslande die Bekanntschaft der Czechen mit der deutschen Sprache wuchs, wenn diese durch Einwanderung Deutscher in die durch Krieg und Auswanderung entvölkerten czechischen Gegenden viel Boden gewann, wenn die 1627 ausgesprochene Gleichstellung der beiden Landessprachen bald einer Bevorzugung der deutschen ziemlich gleichkam; so kann Palacký's Behauptung doch nur mit Einschränkung gelten, in sofern von manchen der oben genannten und auch von anderen noch weiter landeinwärts gelegenen Ortschaften und ihren Umgebungen nachgewiesen werden kann, daß in ihnen das deutsche schon und theilweise viel früher heimisch war. So finden sich in Plan, wo außer der Aufschrift über dem Presbyterium der Pfarrkirche <sup>1)</sup> und einigen Flur- und Ortsnamen in der Gegend überhaupt gar keine Spur an das hier einst herrschende Czechenthum erinnert, deutsche Grabchriften schon von den Jahren 1519, 1541, 1546 u. s. w. so wie die Correspondenz des Ernst von Seeberg auf Plan mit dem Tepler Prälaten vom J. 1524 deutsch ist. „Seit 200 Jahren“ sagt Schmidt in seiner Topographie von Plan 1788, „hat die Stadt keine andere als die deutsche Sprache.“ — Theusing besitzt außer den lateinischen Urkunden der Könige Georg von Poděbrad vom J. 1469, Wladislaw II. v. J. 1478 und 1488, dann den böhmischen Privilegien des Heinrich Wrzesowiz vom J. 1481 und 1485, der böhmischen Verkaufsurkunde, wodurch der Abt von Mühlhausen Theusing erbeigenthümlich an Heinrich IV. von Plauen überläßt, und dem böhmischen Privilegium der drei Brüder Lobkowiz-Hassenstein — von 1536 an lauter deutsche Urkunden. Indessen muß die Stadt doch noch auch zu Anfang des 17. Jahrhunderts czechische

1) „Girži Raupovsky z Raupova na Plany 1394.“ Diesem und seinem Bruder hatte nämlich sein Vetter Moriz Sählic als Pathe die Stadt Plan (mit Ausnahme der Petersvorstadt und der Herrschaft,) auf Lebenszeit eingebunden. Großjährig und Herr von Plan ließ er das Presbyterium repariren.  
D. Verf.

Bewohner gezählt haben, da 1607 an Galli unter den drei Kirchen, von denen der Schuldiener und Organist seine Besoldung zu beziehen hatte, ausdrücklich eine böhmische genannt wird. — In Schönthal bei Theusing findet sich eine deutsche Privilegiumsurkunde Heinrichs III. von Blauen vom J. 1488, sowie die Aufschrift auf der Glocke von Gregor Albrecht (1578) und die Matrif des Pastors Paul Reber vom J. 1584 deutsch ist. — Während in Pürles, östlich von Theusing, die Grabchriften noch 1541 böhmisch sind, werden die späteren, sowie das Kirchenrechnungsbuch vom J. 1609 deutsch. — Petschau hat schon vom J. 1399 an, wo beide Vorschben von Riesenburg es zu einer Stadt erheben, ausnahmslos Alles deutsch. — In Donawitz bei Karlsbad hat sich keine czechische Reliquie, dagegen eine deutsche Glockeninschrift vom J. 1508 und eine deutsche Matrif vom J. 1597 erhalten. — Buchau hat deutsch alle seine Privilegien von 1349 bis 1638, eben so alle seine Rathsprotokolle und Stadtbücher, in soweit sie sich von 1604 an erhalten haben. — Die älteste Urkunde des Dorfes Pergles bei Buchau, eine Matrif von 1641, ist deutsch. — Zwetbau, innerhalb des 1239 von den Riesenburgen den Cisterciensern von Ossegg geschenkten Bezirkes gelegen, wurde sicherlich von diesen in sehr früher Zeit germanisirt. — Goslau bei Buchau hat seine Matrifen von 1613 an deutsch. — In Duppau hat sich keine ältere Urkunde als ein deutsches Kirchen- und Taufbuch von 1583 an erhalten; ebenso in Luf die deutsche Matrif von 1592 bis 1594, in Lubenz das deutsche Grundbuch von 1609. — Deutsch finden sich ferner: in Saar Grabinschriften von 1594 und eine Matrif von 1610, in Udritsch ein Kirchenbuch von 1615 und ein Grundregister von 1619, in Waltfch Sarginschriften von 1583 an und Matrifen von 1589, während das Privilegium Wladislaws II. von 1514, wodurch das Dorf Waltfch zu einem Städtchen erhoben wird, böhmisch ist; in Atschau bei Raaden die Matrifen von 1600 an, in Schönwald (bei Hauenstein) die Kirchenrechnung von 1563, in Nahoretiz die Matrifen von 1600 an, während das nahe Libkowitz seine Grundbücher von 1617 bis 1644 böhmisch, dann aber deutsch führte.<sup>1)</sup> — Die Matrifen und sonstige Nachrichten einzelner Orte aus der Umgebung von Saaz, in so fern sie über oder bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts zurückreichen, zeigen durchweg deutsche Namen der Pastoren, so wie der nach 1622 restituirten katholischen Pfarrer.

Daß die Germanisirung nach dem dreißigjährigen Kriege gewaltig um sich griff, bleibt Thatsache. Wir lassen davon einige Beispiele folgen.

Wie früher bemerkt<sup>2)</sup>, hatte Ludiß schon zur Zeit Karls IV. neben seinen czechischen auch deutsche Bewohner. Während der huffitischen Bewegungen und

1) In Rudig sind die Glockeninschriften vom Jahre 1591 und die vorkommenden Bürgernamen deutsch. In Fehniß dagegen wurde die czechische Sprache erst um das Jahr 1647 durch die immer mehr zunehmende deutsche verdrängt und im Jahre 1728 bekam die bereits ganz deutsche Stadt einen Dechant, Math. Schmalta, der der deutschen Sprache ganz untunlich war, und selbe auch aus Abneigung durchaus nicht erlernen mochte. (Ponfiff Herrsch. Petersburg.) — 2) 1. Heft S. 13, Anmerkung.

nach denselben bis zur Zeit Ferdinands I. findet sich aber daselbst von letzteren keine Spur mehr. Die Urkunden der Elska von Lanstein von 1414, das Privilegium Heinrichs von Elsterberg auf Ludiz und Plau (1417), die Privilegien Kukulbek's Wrzesowiz, dieses Taboritenhauptmanns (1434) und aller Nachfolger seines Stammes bis 1537, alle Stadt- und Grundbücher von 1435, 1447 u. s. w. und alle übrigen Urkunden in diesem Zeitraume sind durchaus böhmisch. Auch unter den deutschen Herrn von Plauen (1537 — 1568), dem Hassenstein und Popel Pobjowiz, und seit 1575 unter den Koforzoweczen war Ludiz größtentheils böhmisch. Denn czechisch sind: fast das ganze Stadtbuch 1539—85, das Privilegium Heinrichs V. von Plauen 1540, das Grundbuch 1569, das Choralbuch von Johann Taborstky 1558, die Literatenregeln 1562, die Kirchenrechnungsbücher 1597 und 1634, und viele andere Urkunden dieser Zeit; deutsch aber die Bestätigung des von der Stadt 1549 erwirkten Kaufes des Lehengutes Mostro (Mastung), das Tuchmacherprivilegium Heinrichs VI. von Plauen 1563, und einflußreich auf die Verbreitung der deutschen Sprache war der langjährige Aufenthalt (1554 — 1567) der Wittve Heinrichs V. von Plauen, Margaretha geb. Salm, mit ihren zahlreichen deutschen Beamten und Dienern in Ludiz als ihrem Wittwenfuge. Bezeichnend ist auch der Name und das Protokoll der „deutschen Zechen“ oder des deutschen Handwerks schon von 1583 an, was die sprachliche Verschiedenheit der Mitglieder von den übrigen böhmischen Handwerkern bezeugt.

— Unter Adam Georg († 1633) und Georg Peter Koforzowa († 1650) gewann in Folge der Auswanderung mehrerer czechischer Familien und Einwanderung deutscher, durch die Berührung mit deutschen Truppen und die Vorgänge zur Zeit des dreißigjährigen Krieges überhaupt die deutsche Sprache gleiche Geltung mit der böhmischen. Dem wohl sind noch böhmisch die Artikel der Fleischhauerzunft 1649, der Anfang des Stadtbuches 1585 und des bürgermeisterlichen Handregisters 1627, selbst die Matriken von 1632 und 1654, die Aufschrift der großen und der Mittagsglocke 1634; aber die Einwohner verstanden einander bereits in beiden Sprachen. Das beweist das erwähnte Register, welches viele Fälle anführt, wo Czechen klagen, daß sie in deutscher Sprache beschimpft worden seien und umgekehrt. Von 1660 fängt dieses Register an abwechselnd böhmisch und deutsch einzutragen. Das Stadtbuch wechselt von 1656 an in böhmischer und deutscher Sprache, bis es 1673 die letzte böhmische Urkunde enthält. — Ganz deutsch wird Ludiz erst unter Ferdinand Proznata, seit 1680 Grafen von Koforzowa († 1708). Mit Ende des Jahres 1684 mußte der alte Wexner seine zuletzt noch manchmal untermengt böhmisch geführte Matrik abschließen und die Fortführung derselben in deutscher Sprache dem neuen Pfarrer Jakob Seiz, einem gebornen Deutschen aus Einsiedl, überlassen. Als Wahrzeichen der einst hier herrschenden böhmischen Sprache ist nichts anderes übrig geblieben, als die jetzt noch üblichen, freilich sehr verunstalteten Benennungen fast aller Ortschaften, Fluren, Bäche u. s. w. in der Umgebung, so wie viele böhmische Ausdrücke in der Umgangssprache.

Neben Rudiz waren die Städte Chiesch und Rabenstein in jener Gegend am längsten böhmisch. Erst 1659 wird in Chiesch die Abhaltung deutscher Predigten eingeführt. Rabenstein hat mit Ausnahme des Grabsteins des Sebastian Grafen von Ortenburg († 1483) alle Erinnerungen und Urkunden bis auf 1641 herab, wo Ferdinand III. die Herrschaft Rabenstein an Leonard von Weggau verleiht, in lateinischer und czechischer Sprache; die Matriken werden von 1639 an mit wenigen lateinischen Unterbrechungen deutsch geführt. — Manetin, welches außer einer Menge lateinischer Privilegien und Urkunden seiner ehemaligen Besitzer aus dem Johanniterorden zahlreiche böhmische Akten bis 1699 besitzt, ist noch gegenwärtig sprachlich gemischt, jedoch mit prävalirendem deutschen Elemente. — Die Matriken von Kladrau, von 1625 an erhalten, weisen unter den böhmischen Taufakten von 1652 an einzelne deutsche auf, bis sie 1673 ganz deutsch werden, aber 1675 wieder lateinisch beginnen. Vom Ende des 17. Jahrhunderts an sind hier alle Grundbücher und ämtliche Akten deutsch. Weniger rasch ging die Germanisirung in den nahen Dörfern vor sich, da z. B. die Bewohner von Wrbicz erst seit Anfang dieses Jahrhunderts deutsch sprechen. Die Matriken, in welchen sich die Namen bis auf wenige Veränderungen ganz gleich bleiben, beweisen, daß die Germanisirung der Gegend von Kladrau nicht deutscher Einwanderung, sondern anderen Ursachen zuzuschreiben sei. — In der Stadt Mies erscheint die deutsche vom Jahre 1660 an als Kanzleisprache und verdrängte nach und nach die alte Landessprache. 1682 berief der Stadtrath den Lehrer Georg Kraus von Ausche nach Mies, welcher des deutschen kundig war. Da aber die Jugend in beiden Sprachen unterrichtet wurde, so hielten sie sich das Gleichgewicht, bis seit Einführung der Normalschulen (1774) der rein deutsche Unterricht begann und die deutsche Sprache herrschend wurde. Indessen werden von den j. g. Literatoren noch immer böhmische Kirchenlieder abgefungen und zuweilen Predigten in böhmischer Sprache abgehalten, da die Dorfbewohner in der Umgegend mehr böhmisch als deutsch sprechen. — Die Gegend an der Saazer und Leitmerizer Kreisgrenze (zwischen Bilin und Postelberg) fiel der Verdeutschung auch erst in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts anheim. Bilin hat alle seine Urkunden bis 1652 lateinisch oder czechisch, und erst von 1660 an ausnahmslos deutsch. Die Matriken zu Hochpettsch wurden bis zu Anfang des 18. Jahrhunderts czechisch geführt. In Leitmeritz sind bis 1719 die Kirchenmatriken und bis 1739 die gerichtlichen Verhandlungen czechisch geführt worden.<sup>1)</sup> — Auf dem Gute Dieleschitz und Rosel wissen alte Leute noch das böhmische herrschend (Sommer's Topographie von Böhmen). — Tepliz hatte, seinen Urkunden nach zu schließen, schon in der 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts eine gemischte Bevölkerung; die böhmische Sprache herrschte aber in den Urkunden bis 1635, wo Tepliz an

1) Trotzdem scheint Leitmeritz vor dem Husitenkrieg eine ganz deutsche Stadt gewesen zu sein, denn die Privilegiums-Urkunde Karls IV. wegen Weinbau (v. J. 1359) ist deutsch und wird der Berg die „Kodebeyle“ genannt und der Name der Stadt „Leuthmericz“ geschrieben. Pelzel Urk. B. D. R.

die Abdringen und dann an die Elavn übergieng, von wo an die schriftlichen Denkmale deutsch werden.

Über die Verbreitung der deutschen Sprache in Böhmen zu Ende des 17. Jahrhunderts gibt ein Pilsner Bürger, Anton Phrosin, wenngleich nur allgemeine, doch höchst schätzenswerthe Aufschlüsse. Der sichtlich Fortschritt der deutschen Sprache veranlaßte ihn zu einer dreijährigen Reise durch ganz Böhmen, um zu erfahren, wo böhmisch und wo deutsch gesprochen würde. Das Resultat seiner Forschungen war (nach Pelzel) folgendes:

„Drei gute Theile des Böhmer Kreises sind von puren Böhmen bewohnt, der vierte, von Budweis bis hinter Kaplitz und bis an das Grenzstädtchen Muldau, ist mit deutschen Einwohnern vermischt. Der Prachiner Kreis hat drei Theile böhmische Einwohner, der vierte um das Gebirge, Chrobald, Wallern und Krumau ist deutsch. Der Pilsner Kreis ist halb böhmisch und halb deutsch; die Deutschen wohnen gegen Plan, Töpel und Teinitz, die Böhmen um Klattau, Nepomuk, Kolyean. Der Königgräzer Kreis ist ganz böhmisch; einige Städte, als Trautenau und Braumau nebst dem Riesengebirge, sind deutsch. Im Bunzlauer Kreise sind drei Theile böhmisch, der vierte gegen Leipa ist deutsch. Der Gzaslauer Kreis ist ganz böhmisch. Vom Leitmeritzer Kreise ist eine Hälfte, die sich gegen Aussig erstreckt, deutsch; die andere um Melnik böhmisch. Im Saazer Kreis ist Alles deutsch, etwa vier Dörfer um Raaden und die Stadt Lam ausgenommen. Im Chrudimer Kreise ist Alles böhmisch bis auf einige Dörfer, wo die Grundherrschaften deutsche Einwohner eingeführt haben. Im Elboguer Kreise sind lauter Deutsche, nur etwa in zwei Ortschaften sind die Einwohner gemischt. Im Kaurimer Kreis ist Alles böhmisch, einige Deutsche ausgenommen, welche man vor Kurzem aus dem Reiche hingesezt hat. Der Beramer und Rakonitzer Kreise sind ohne Ausnahme böhmisch. Im Moldauer Kreise sind auch nur Böhmen, einige Bergleute ausgenommen.“

So war denn die Periode nach dem dreißigjährigen Kriege und fortan bis in die neuere Zeit der böhmischen Sprache äußerst ungünstig. Sie schwand nicht bloß aus den höheren, sondern auch aus den bürgerlichen Ständen, sowie aus den Reihen des Klerus und der Beamten. In den Städten schämte man sich ihrer geradezu, und „Bauernsprache“ genannt erhielt sie sich nur unter der Landbevölkerung. Die ganze Zeitströmung war ihr ungünstig. Die Literatur Deutschlands, welche sich seit den zwanziger Jahren des 18. Jahrhunderts aus ihrer Schmach zu erheben anfang, das Joch des Auslandes allmählig abschüttelte und seit Klopstock's Auftreten zu immer höherer Blüthe sich entfaltete, nahm ihren Flug auch über die böhmischen Berge und durchdrang mit ihrem frischen Geisterleben Tschechen und Deutsche. Was die deutschen Meister schufen wurde hier mit nicht minderer Begier aufgenommen als in Deutschland selbst. Der deutsche Geist wehte und herrschte im Lande, dem deutschen Geschmack ward gehuldigt; die Muttersprache lag darnieder, um ihre Pflege kümmerte sich Niemand. An der Univerſität fing man seit 1764 an Vorträge in deutscher Sprache zu halten. Der Zeitstimmung



Rechnung tragend verordnete Kaiserin Maria Theresia im J. 1774, daß in Böhmen deutsche Schulen errichtet werden sollten. Den Hauptstoß aber gegen die czechische Sprache führte Kaiser Joseph II. in manchen rücksichtslosen und harten Verordnungen. Seinen gesetzlichen Bestimmungen gemäß sollten alle amtlichen Angelegenheiten ausnahmslos in deutscher Sprache verhandelt, dieselbe in den Humanitätsklassen und in den philosophischen, juridischen und medizinischen Studien allgemein gebraucht, und kein Schüler ohne hinreichende Kenntniß des Deutschen in ein Gymnasium aufgenommen oder in den Genuß eines Stipendiums gesetzt werden. Den czechischen Ältern wurde bedeutet, ihre Söhne, welche Lust und Fähigkeit zu den Studien hätten, zur Erlernung der deutschen Sprache in deutsch Ortschaften zu schicken, so wie auch möglichst dafür gesorgt ward, daß an böhmischen Schulen Lehrer angestellt wurden, welche Unterricht im Deutschen ertheilen konnten. — Um die Volkszahl in seinen Staaten zu vermehren, vorzüglich aber der Industrie aufzuhelfen, begünstigte Joseph II. auf alle Weise, selbst durch ansehnliche Geldopfer, die Einwanderung Deutscher aus dem „Reiche.“ Wie damals die deutsche Colonisation in Ungarn und im Banate im großartigsten Maßstabe betrieben wurde, so wurde auch in rein czechische Gegenden ein deutsches Ferment verpflanzt. So das Dorf Rowanjsko im Bunzlauer Kreise, gegründet 1785 durch schlesische Einwanderer; auf der ehemaligen Kameralherrschaft Pardubitz die Dörfer: Großlan, Kleindorf, Schndorf, Dreidorf, Raab, Frauendorf, Streitdorf, Maidorf und Kunstdorf, gegründet 1778 — 1780; das Dorf Karlishof oder Libinsdorf im Czäslauer Kreise, gegründet 1788 durch deutsche Familien aus der Gegend von Böhmischem-Leipa; das Dorf Schönwillkomm in der Klatauer Gegend; etwas später 1793 — 1795 von bairischen Einwanderern gegründet Deutsch-Nepomuk und Nendorf. — Daß die mit dem Toleranzpatente (1781) verbundene Befugniß der deutschen Protestanten, ihre Seelsorger wo immerher zu berufen, der deutschen Sprache günstig war, braucht kaum bemerkt zu werden.

Unter solchen Verhältnissen ist es begreiflich, daß die hintangesetzte und gedrückte czechische Nationalität gegen die gewalthätige Willkür sich regte, der Nationalstimm frisch auflebte, die Czechen sich ihrer verachteten Sprache annahmen, dieselbe in Wort und Schrift wieder pflegten und ihre Literatur zu neuen, schönen Blüthen führten. Vielleicht bedurfte es eben eines solchen Druckes, der mit Gesetzeskraft auftrat, um den einschlämmernden Nationalgeist zu neuem Leben zu wecken. — Leopold II. (1790 — 1792), der so viele in Überstürzung begangene Fehler seines Bruders gut zu machen hatte, suchte dem Verdachte, als sollte die Sprache der Mehrzahl der Landesbevölkerung beseitigt werden, zu begegnen und führte an der Prager Universität eine Lehrkanzel für die böhmische Sprache und Literatur ein, deren erster und würdiger Vertreter Pelzel war. Beiden Nationalitäten suchte Franz I., der vielerfahrene und vielgeprüfte, durch eine Reihe von Verordnungen gerecht zu werden. Der Grundsatz der Gleichberechtigung beider Landessprachen ward seit dem stürmischen Jahre 1848 wiederholt ausgesprochen und nach Möglichkeit durchgeführt.

## Geschäftliche Mittheilungen.

### Nachtrag zum Mitgliederverzeichnis.

Geschlossen den 30. Sept 1863.

#### Stiftende Mitglieder:

Herr Bern. Scheinplug, k. k. Prof. an der deutschen Oberrealschule zu Prag.

#### Ordentliche Mitglieder.

- |   |   |
|---|---|
| Herr Adler Jos., Kaufmann in Friedland.                                     | „ P. Siede, Cooperator, Malth. Ordensp. in Prag.                                      |
| „ P. Albert Wend., Präm. Ord. Priester, äbtl. Sekretär in Tepl.             | „ Hofemann W., Radler in Friedland.   |
| „ Bauer Andr., Ph. Dr. k. k. Gym.-Prof. in Pisek.                           | „ P. Jahn Josef, Kaplan in Friedland.   |
| „ P. Bergmann Jos., Kaplan in Friedland.                                    | „ Kahler Jos., Realitätenbesitzer in Frauencreith b. Tachau.                          |
| „ Bischof Frz., Müllermeister in Friedland.                                 | „ Kaiser Adalbert, Kaufmann in Friedland.   |
| „ Bittner Jos., Kaufmann in Friedland.                                      | „ Klossetz Johann, Cantor und Lehrer in Friedland.                                    |
| „ Bodansky S., Med. Cand. in Prag.  | „ Knirsch Moriz, Schulaufscher in Friedland.  |
| „ Brandel Wilh., Maler in Friedland.  | „ König Ferd. Hauptschullehrer in Friedland.  |
| „ Brunner Karl, Photograph in Pisek.  | „ P. Kretschmer Wzl., Katechet in Friedland.  |
| „ Czernig Karl, gräfll. Clam-Gallas'scher Revisionsbuchhalter in Friedland. | „ Kumpert Josef, Oberlehrer in Kragau.  |
| „ Diener Wenzel, Telegraphenamtsleiter in Plan.                             | „ P. Liebisch Maximilian, Präm. Ordsp. Stiftsprovisor in Tepl.                        |
| „ Eisenschmid Ign., Fabrikant in Friedland.                                 | „ Mauermann A. F., Kaufmann in Friedland.   |
| „ Fasolt Wilhelm, Schlossermeister in Karlsbad.                             | „ Neuhäuser Julian, Klempner in Friedland.  |
| „ Feller Friedrich, Kaufmann in Friedland.                                  | „ Neuhäuser Karl, Getreidehändler in Friedland.                                       |
| „ Fettersch Frz., k. k. Postmeister und Bürgermeister in Friedland.         | „ Pfohl Anton, Fabrikant in Friedland.  |
| „ P. Frank Adalbert, Pfarrer in Lanz b. Falkenan.                           | „ Peuker Frz., Fabrikant in Friedland.  |
| „ Fritsch Jak., Gemeinde-Rechnungsführer in Plan.                           | „ Pörner Joh., Fabrikant in Friedland.  |
| „ Großmann Wenzel., Bureauchef bei der Südbahn in Wien.                     | „ Porsche Jos., Spinnereibesitzer in Friedland.                                       |
| „ Guba Wenzel, J. U. D. Advokatur-Candidat in Tachau.                       | „ Rasp Joh., Postmeister in Plan.   |
| „ Guth Jakob, Rechnungsoffizial der k. k. Staatsbuchhaltung in Prag.        | „ Rödl Sigmund, Bräuer in Plan.   |
| „ Habich Jos., k. k. Bezirksamts-Actuar in Plan.                            | „ Schmidt Adalbert, Schuldirektor in Tachau.  |
| „ Hahn Rudolf, k. k. Oberrevident in Tachau.                                | „ Schmidt Joh., Fabrikant in Friedland.   |
| „ Hampel Ign., Schneidermeister in Friedland.                               | „ Schramm Wilh., Fabrikant in Friedland.  |
| „ Hampel Joh., Buchbinder in Friedland.                                     | „ Schrauzer Jos., Wirthschaftsbesitzer in Meretitz bei Raaden.                        |
| „ Helbig Jos., Goldarbeiter in Friedland.                                   | „ P. Staab Ludolf, Präm. Ordenspriester, Circator und Spiritual der Cleriker in Tepl. |
| „ Helm Georg, Gutsbesitzer in Nedraschitz.                                  | „ Stadler Frz., Bürger in Karlsbad.   |
|   | „ Thum Jos., Bäckermeister in Friedland.  |
|   | „ Tschakert Jos., Kürschnermeister in Friedland.                                      |

- „ **Ulbrich** Josef, Fabrikant in Friedland. „ **Weber** A., Schneidermeister in Friedland.  
 „ **Ulrich** Valentin, Hauptschullehrer in Friedland. „ **Weiß** Florian, Bäckermeister in Friedland.  
 „ **Ulmann** Frz., Apotheker in Plan. „ **Wöhle** Joh., I. l. Auskultant in Leitmeritz.  
 „ **Wany** W. Cantor und Lehrer in Kragau. „ **Wollmann** Ant., Bäckermeister in Friedland.

### Verzeichniß

der Geschenke, welche vom 16. Juli bis Ende September dem Vereine gemacht worden sind, und wofür hiemit der geziemende Dank ausgesprochen wird.

- Herr **Karl Arenz**, Dir. d. höh. Handelslehranstalt in Prag: „Jahresbericht über den Zustand der höhern Handelslehranstalt in Prag. 1862 — 3.“  
 „ **Frdr. Becke**, Buchhändler in Prag: 1 Broschüre.  
 „ **Baudisch**, Gemeindevorsteher in Oberaltstadt bei Trautenau: Abschrift der „Chronika von Trautenau und Umgebung.“  
 „ **H. Dominikus**, Buchhändler in Prag: 5 Werke und 3 Broschüren.  
 „ **Nich. Dohauer**, Großhändler in Prag: 1 Werk und 2 Silbermünzen.  
 „ **P. Thim. Fassl**, Gym. Dir. in Komotau: Programm des I. l. Oberg. in Komotau 1863.  
**Germanisches Museum** in Nürnberg: „Urkundlicher Beitrag zur Geschichte der Landfrieden in Deutschland“ und 9. Jahresbericht des germ. Museums.  
 „ **J. U. Dr. Rud. Haase** in Prag: folgende Jahrgänge der Bohemia: 1828, 1829, 1830, 1831, 1832, 1833,  
 1834 — 1. und 2. Semester.  
 1835 — 1. „ 2. „  
 1836 — 1. „ 2. „  
 1837 — 1. „ 2. „  
 1838 — 1. „ 2. „  
 1839 — 1. „ 2. „  
 1840 — 1. „ 2. „  
 1841 — 1. „ 2. „  
 1842 — 1. „ 2. „  
 1843 — 1. „ „  
 1848 — 1. „ „  
 1849 — 1. „ 2. „  
 1850 — 1. „ „  
 1852 — 2. „ „  
 1853 — 1. „ 2. „  
 1854 — 1. „ 2. „  
 1855 — 1. „ 2. „  
 1856 — 1. „ 2. „  
 1857 — 1. „ 2. „  
 1858 — 1. „ 2. „  
 1859 — 1. „ 2. „  
 1860 — 1. „ 2. „  
 1861 — 1. „ 2. „  
 ferner eine Gypsbüste.  
 „ **Jos. Habel**, Steindruckereibesitzer in Prag: 1 Handzeichnung (Statue d. Studenten von Prag.)  
 „ **A. L. Hickmann**, Historiker in Prag: Abzeichnen der Turner beim 3. deutschen Turnfeste in Leipzig.  
**Histor. Verein von und für Niederbayern** in Landshut: VI. VII. VIII. Band und 2 Hefte des IX. Bandes der Abhandlungen dieses Vereines.

- Histor. Verein von und für Oberbairern** in München: 2 Bde. des Oberbair. Archivs für vaterländ. Geschichte.
- Histor. Verein für Steiermark** in Graz: 11 Hefte der Mittheilungen des Vereins.
- „ **P. Alois Kraus**, Pfarrer in Nieder-Allersdorf: 1 Werk.
- „ **Frz. Krause**, Historienmaler in Prag: 1 Kupferstich, 1 Broschüre und 1 Abdruck einer Denkmünze.
- „ **Redakteur David Kuh**, in Prag: 38 Werke, 100 Broschüren, 7 Flugblätter u. 1 Münzschein.
- „ **Koppelman Vieben**, Kaufmann in Prag: 1 Werk.
- „ **Jedr. Lippmann**, in Prag: Sebastian Müsers Kosmographai 1550 — 2 Broschüren und 1 Kupferstich.
- „ **Dr. Traugott Märcker**, Hausarchivar Sr. Maj. d. Königs v. Preussen in Berlin: 7 Bände der „Monumenta Zollerana.“
- „ **Em. Mar**, Bildhauer in Prag: 2 Kupferstiche.
- „ **Ant. Mohaupt**, Hauptschullehrer in Friedland: 3 Zunftiegel-Abdrücke.
- „ **J. U. D. Leo Nagel** in Prag: 7 Siegel-Abdrücke.
- „ **M. Pfeiffer**, Eisenbahnsekretär in Prag: 16 meist ältere Werke in 17 Bänden, darunter die Rattenberger Bibel von 1489 — 45 Broschüren — 3 Manuscripte, zwei davon auf Pergament — 80 ämtl. Erlässe vom Jahre 1723 — 1810 — 330 Papierurkunden — 1 Pergamenturkunde — 148 Autographen — 2 Kupferstiche und 1 Karte.
- „ **Jos. Pichl** in Friedland: 1 Werk, 168 Kupfer- und 86 Silbermünzen, darunter mehrere römische.
- „ **Ernst Popp**, Prof. d. Modellirens in Prag: 1 Stammbaum und 51 gemalte Wappen.
- „ **Schmidt** in Friedland: 1 Münzschein
- „ **Phil. Leweles**, Cultusgemeindefekretär in Prag: 18 Broschüren und 21 Siegel-Abdrücke.
- „ **Phil. Dr. Wilh. Volkmann**, f. f. Univ.-Prof. in Prag: 1 Werk und 1 Broschüre.
- „ **Phil. Dr. A. Wiedowsky** in Prag: 10 Zunftiegel-Abdrücke.

Vom 15. Juli bis Ende September d. J. hat der Verein folgende Mitglieder durch den Tod verloren:

Herrn **Theodor Pilz**, Spinnereibesitzer in Graslitz.

„ **G. B. Sauckel**, Sprachlehrer in Karlsbad (12. Juli 1863.)

„ **Ant. Rudolph**, Stadtwundarzt in Karlsbad (5. Septemb. 1863.)

Da überdies während dieser Zeit 10 Mitglieder aus dem Vereine ausgestre-  
ten sind, so beträgt gegenwärtig die Zahl der Mitglieder 1938, worunter 30 stiftende sich befinden.

Den Herren Mitgliedern wird zur Kenntniß gebracht, daß das Vereinsjahr mit dem 15. Mai beginnt und die Jahresbeiträge bis Ende Oktober zahlbar sind.

### Correkturen zum 1. Hefte des zweiten Jahrganges der Mittheilungen.

Seite 31 soll es heißen **Dauscha** statt **Daucha**.

„ 32 „ „ „ **Werner** „ **Wiener**.

# Mittheilungen des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen.

Redigirt von  
**A. Schmalz.**

---

zweiter Jahrgang.

Drittes Heft.

---

## Eine Selbstbiographie aus dem Anfange des XVI. Jahrhunderts. (Von Prof. **Joseph Wolf.**)

### 3.

In der Übergangsperiode vom Mittelalter zur Neuzeit gab es eine eigenthümliche Sorte von Menschen, die mit den verwickeltesten politischen Verhältnissen damaliger Zeit innig vertraut und in allen diplomatischen Praktiken wohl geübt, ihre Kenntnisse und Fähigkeiten jedermann zur Verfügung stellten, der sie dafür entsprechend honorirte.

Politische Sachwalter von Profession, fertigten sie Gutachten über bestimmte Angelegenheiten, gingen als bevollmächtigte Botschafter von Hof zu Hof, oder traten auch als Kanzler und Rätthe in den Dienst dieser oder jenes Fürsten, aber selten für immer, sondern gemeiniglich nur auf eine bestimmte Zeit, um sodann ihr mittlerweile gewonnenes Renommée nach Belieben und Umständen weiterhin ausbeuten zu können. Einzelne von diesen Leuten genossen eines europäischen Rufes und wurden von Herzogen und Königen, ja selbst von Papst und Kaiser gesucht. Sie waren in der damaligen Politik, was der Condottiere, oder, wenn man will, der Landsknecht in der damaligen Kriegführung.

Es ist uns nun ein von 1516 datirtes Manuscript<sup>1)</sup> in die Hände gekommen, in dem wir zu unserer nicht geringen Überraschung die Selbstbiographie eines Mannes der vorbezeichneten Art vorfanden. Das Schriftstück verbreitet allerdings weder ein neues Licht über hervorragende historische Persönlichkeiten und Ereignisse, noch enthüllt es bisher unbekanntes Dinge, aber es ist in Anbetracht der darin berührten Umstände und Personen immerhin interessant genug, um ein Referat darüber zu rechtfertigen.

Wir übertragen zu diesem Behufe, was von etwas allgemeinerem Interesse ist, aus dem eigenthümlichen Deutsch des Biographen in die Sprache der Gegenwart

---

1) Das Manuscript wurde auf dem unweit Eger gelegenen Schlosse Kinsberg vorgefunden, dessen gegenwärtiger Besitzer Dr. Karl Ranner es uns freundlich übermittelte. D. B.

und fügen im Verlaufe der Erzählung nur die zur schnelleren Orientirung erforderlichen chronologischen und historischen Daten hinzu.

Christoph von Thain, so nennt sich der Mann, wurde 1453 in der Oberpfalz geboren, mithin in demselben Jahre, da Constantinopel in die Hände der Türken fiel. Als er achtzehn Jahre alt geworden war, gab ihm sein Vater, Hildebrandt von Thain, einen Gulden Zehrgeld und damit machte sich der junge Edelmann auf nach Regensburg, von wo er donauabwärts nach Wien fuhr. Hier hatte er einen Vetter, Michel von Thain, durch dessen Vermittlung er erst zu einem Herrn auf Schloß Gurkfeld in Krain und sodann zu dem Grafen Ulrich von Schwamberg nach Friedau in Steiermark kam.

Um die damalige Zeit wurden von Kaiser Friedrich III. aus Anlaß der von Seite der Türken und Ungarn fortwährend drohenden Kriegsgefahr für die innerösterreichischen Länder eigene Landesobersten bestellt und Kriegskassen eingerichtet, in welche alle Unterthanen steuern mußten. Es kam so zu einer Art von stehendem Heere.

Als nun 1477 König Mathias von Ungarn den Fehde- und Absagebrief an den Kaiser schickte, weil dieser den landesflüchtigen Graner Erzbischof aufgenommen und dem Könige Vladislaw II. die Belehnung mit Böhmen erteilt hatte, trat Christoph von Thain „in Dienst und Sold“ des Kaisers. Der Krieg fiel bekanntlich für den Kaiser sehr unglücklich aus. Die kaiserlichen Söldner hielten den disciplinirten Schaaren des ungarischen Königs nirgends Stand und unser Biograph beschränkt sich daher wohlweislich auf die lakonische Bemerkung: „Da hat man mich und andere zu viel Katzbalgen gebraucht, davon ich nichts schreiben will.“

Dessen ungeachtet muß Thain bei dieser Katzbalgerei sich irgendwie bemerkbar gemacht haben, denn nach Beendigung des Krieges kam er als Hauptmann in das Küstenland nach Triest, von da nach St. Veit<sup>1)</sup> und wurde endlich „Landesverweser der Hochfesten und Ämpter im Fürstenthum Krain.“ Als solcher hatte er seinen Wohnsitz in der Hauptstadt Laibach. Er befreundete sich da mit dem Landeshauptmann Wilhelm von Auersperg, der ihm sehr zugethan war und in allen Dingen gutwilligst förderte. Thain war aber nicht bloß Landesverweser, sondern wurde in dieser seiner Stellung, wie auch früher, von dem Kaiser des öfters als Botschafter an italienische Fürsten und Städte geschickt. Auf der Heimkehr von einer dieser Botschaftsreisen (er war damals unter andern in Bologna, Ferrara, Urbino, Mailand und Mantua) wurde er zu Padua von den Venetianern gefangen genommen, aber bald darauf wieder freigelassen. Es war dieß, nach den angegebenen Umständen zu schließen, während des Krieges, in Folge dessen König Mathias Corvinus endlich Wien eroberte (1485), während zur selben

1) Welches von den vielen St. Veit in Krain und im Küstenland hier gemeint sein mag, ist nicht recht zu entnehmen.

Zeit die Republik Venedig den Herzog von Ferrara bekriegte. Thain erhielt damals vom Kaiser zu Nürnberg eine Kette im Werthe von 200 Gulden zum Geschenk.

Bemerkenswerth ist eine nun folgende Stelle der Selbstbiographie, die wir ihrem unveränderten Wortlaute nach hersetzen wollen. „Einsmals — so erzählt Thain — lag ich mit dem Heer und war obrister Hauptmann, weil ich Landesverweser war im Fürstenthum Wien (?), vor einem Schloß heißt Lug am Stadt Karst gelegen und hatte drei große Büchsen. Dafür, daß ichs gewann, schenkte mir S. kais. May. 200 Gulden ungrisch.“

Es leidet keinen Zweifel, daß die angeführte Stelle sich auf nichts anderes bezieht, als auf die alte Burg Lug in Karst; denn das Fürstenthum Wien ist offenbar ein Schreibfehler, wie denn mehrere in dem Manuskripte vorkommen, und „am Stadt Karst“ kann füglich auch nichts anderes heißen als — am Karstgebirg. — Wir bemerken bei dieser Gelegenheit, daß wir das uns vorliegende Manuskript überhaupt nicht als das Original, sondern nur als eine ziemlich gleichzeitige Copie ansehen, indem es darin, wie gesagt, an augenscheinlichen Abschreibefehlern fast auf keiner Seite fehlt, z. B. Wazlaus für Wladislaw u. dgl.

Darnach wäre denn Christoph von Thain als der Bewältiger des jagenberühmten Erasmus Rueger anzusehen, dessen Felsenveste, so viel wir wissen, im J. 1484 fiel, mithin zur selben Zeit, da Thain „Landesverweser der Hochfesten und Ämpter im Fürstenthum Krain“ war. Wir gestehen indessen ganz offen, über diese Angelegenheit nicht endgültig absprechen zu können, da es uns an den hiezu nöthigen Behelfen fehlt.

Thain erzählt sodann noch, wie er mit dem Grafen Ulrich von Schwamberg (hier wieder Schambergk geschrieben) an der Spitze von 3000 Mann bei Friedau gegen die Türken focht, die bekanntlich fortwährend räuberische Einfälle in die österreichischen Länder machten.

Im Jahre 1494, also gleich nach dem Tode Friedrichs III., kehrte Thain mit einer Ersparniß von 2000 fl. in barem Gelde, nebst vielen Kleinodien und Kleidern in seine Heimat zurück, nachdem er 23 Jahre lang nicht wie andre „mit Spiesen, Rauben und derlei Unfug zugebracht, sondern im fremden Land sich guter und ehrlicher Dienste beflissen.“

Von da ab begleitete Thain ferner kein ständiges Amt, obwohl es ihm an bezüglichen Anträgen von Seite deutscher Fürsten nicht mangelte. Dagegen leistete er bald diesem, bald jenem Fürsten oder wohl auch mehreren zugleich als politischer Sachwalter und Botschafter mancherlei Dienste und bezog dafür namhafte Summen Geldes.

Vom Stifte Waldsassen hatte er durch achtzehn Jahre jährlich 52 fl. und vom Herzog Otto von Baiern bis zu dessen Tod jährlich 50 fl. Dienst- und Rathgeld. Vom Pfalzgrafen Philipp, der ihm ganz besonders zugethan war, empfing er durch fünf Jahre jährlich 100 fl. Dienstgeld und als er endlich den Dienst aufgabte einen silbernen Becher im Werthe von 50 fl. zum Geschenk.

Thain kam sodann in Berührung mit König Wladislaw II. von Böhmen und Ungarn. Er hatte von dem Könige durch drei Jahre jährlich 200 fl. Dienstgeld, und ging unter andern im Jahre 1501 als Botschafter zum Pfalzgrafen Philipp, zum Markgrafen Friedrich von Brandenburg (Bruder des berühmten Albrecht Achilles von Brandenburg), zu den Bischöfen von Bamberg und Würzburg, zum Markgrafen Christoph von Baden, zu den Herzogen Albrecht und Georg von Baiern und zum Herzog von Wittenberg, um die genannten Fürsten zur Hochzeit des Königs nach Ofen einzuladen. Er diente Wladislaw II. zugleich als Verdolmetscher der fürstlichen Botschaften, die in deutscher Sprache abgefaßt waren. Der Dienst bei dem Könige, zu dem er alle Quatember nach Prag reiten mußte, ward ihm aber bald allzu beschwerlich, weshalb er denselben aufgab.

Thain bezog sodann ein Jahr lang anderthalb Gulden Dienst- und Rathgeld von den Herzogen Friedrich und Johann von Sachsen, sagte aber auch diesen Dienst freiwillig auf.

Mittlerweil entstand zwischen dem Pfalzgrafen Ruprecht (des früher erwähnten Philipp Sohn) und dem Herzog Albrecht von Baiern-München ein Krieg wegen der Verlassenschaft des Herzogs Georg von Niederbaiern (1504). Pfalzgraf Ruprecht schickte damals Christoph von Thain mit dem Grafen Balthasar von Schwarzburg zum König Wladislaw nach Prag. In Folge dieser Botschaft wahrscheinlich wurde Pfalzgraf Ruprecht von Böhmen aus mit 5000 Mann Fußvolk und 1000 Pferden unterstützt, wogegen Kaiser Maximilian I. auf die Seite des Herzogs Albrecht trat. Es ist bekannt, daß Ruprecht damals den Kürzern zog und daß der größte Theil des böhmischen Hilfsvolkes in dem Kriege theils umkam, theils gefangen wurde.

Zwei Jahre später kaufte Thain zu seinem andern Gütern, die er schon früher an sich gebracht, auch das unweit Eger gelegene Gut *Kinsberg* und ließ sich daselbst nieder. Er erzählt, daß, bevor er dieses Gut erwarb, zwischen der Stadt Eger und den Edelleuten des Egerer Gebietes eine „Irrung“ bestanden habe, indem nämlich von dem ehrbaren Rathe der Stadt Eger angeordnet ward, daß einmal kein Bürger irgend ein Edelmanns-Gut verkaufen und daß sodann derjenige, der einem Edelmann eine Summe Geldes schuldig wäre, nur zur Zahlung der Hälfte seiner Schuld verhalten sein solle. Thain vermuthet, es sei diese Anordnung darauf berechnet gewesen, die sämmtlichen Edelleute aus dem Gebiete von Eger „zu verdrücken und zu verdrängen.“ Die letzteren berathschlagten in Folge dessen unter einander und drohten endlich, sich im Vereine ihrer Sache anzunehmen und dieselbe nöthigen Falls auch mit Gewalt durchsetzen zu wollen. Die Bürgerschaft nahm diesen Entschluß der Edelleute in Betracht und drei Wochen darauf wurden die Wortführer derselben, darunter auch Thain, zu den vier Bürgermeistern auf's Rathhaus beschieden. Die Bürgermeister ertheilten hier den Edelleuten im Namen des ehrbaren Rathes den Bescheid, sie sollten und dürften immerhin neue Güter kaufen, auch sollten sie von ihren bürgerlichen Schuldnern zur



Gänze befriedigt werden, allein darauf müßte der ehrbare Rath bestehen, daß weder ein Bürger noch ein Edelmann sein Gut einem außer Landes wohnenden Käufer überantworte, es sei denn, daß derselbe sich verpflichte, seinen Wohnsitz im Egerer Gebiet zu nehmen. Der ehrbare Rath könne nämlich nicht zugeben, daß ein Ausländer zwei, drei oder vier Güter im Egerland besitze und den Ertrag derselben in andern Ländern verbrauche. — Damit stellten sich die Edelleute zufrieden und der Friede zwischen ihnen und der Stadt war somit wieder hergestellt.

Am 25. November 1508 sollte hierauf in Eger „etlicher Irrungen halber ein Tag gehalten werden“ zwischen der Krone Böhmen und der Pfalz. Thain wurde hiezu von dem Churfürsten und Pfalzgrafen Ludwig eingeladen. Er ritt deshalb am benannten Tag von Rinsberg aus; während er aber an der Wondreb, einem Zuflusse der Eger, anhielt, wurde er plötzlich von acht Reitern überfallen und sammt seinem Vetter Veit Thain, der mit ihm war, gefangen genommen. Thain nennt zwei von den acht Reitern mit ihren Namen, nämlich Enderle von Pach und Philipp Schott. Die beiden Gefangenen wurden nun in ein benachbartes Dorf geführt und daselbst der Vetter „auf Wiederstellung“ freigelassen. Christoph von Thain aber wurde erst nach Mark-Schorgast gebracht, daselbst tagüber in einer Kammer verborgen gehalten und bei einbrechender Nacht weiter nach Kurst(?) unterhalb Kronach abgeführt, „im Ernst von Redtwizen Sitz“ — wie Thain sich ausdrückt.

Hier wurde der Gefangene an eine Kette geschmiedet. Er bot für seine Freilassung eine Summe von 600 fl. („ich schatz mich um 600 fl.“), allein man verlangte nicht weniger als 3000 fl. Thain wendte sich nun an „Gott den Allmächtigen, seine gebenedeite Mutter, die Jungfrau Maria, den heiligen Vinhardt und alle lieben Heiligen,“ und that das Gelübde, für seine Befreiung eine heil. Messe zu Rinsberg zu stiften. In der That ward er einige Tage darauf zwischen zehu und eilf vor Mitternacht seiner Kette los, und die Thüre des Gefängnisses öffnend, gewahrte er vor derselben ein blankes Schwert. Es gehörte dem wachhabenden Knechte, der es Bequemlichkeits halber an die Wand gelehnt hatte. Thain ergriff die Waffe und versetzte damit dem herbeieilenden Knechte mehrere Stiche, die denselben jedoch nicht außer Stand setzten, ein Mordskandal zu machen, auf welches nun der Burgvogt und eine Menge anderer Leute herzukamen. Unter diesen Umständen blieb Thain nichts übrig, als in sein Gefängniß zurückzueilen und sich durch das Fenster in den Zwinger hinabzustürzen. Er blieb zufällig unverfehrt und gelangte nun auch vollends über die äußere Umfassungsmauer in's Freie. Nichts als ein kurzes Hemd am Leibe und eine Strickhaube auf dem Kopfe lief er nun barfuß (Anfangs Dezember) durch fünf volle Stunden auf gefrorener Erde und durch manches Wasser in's Ungewisse fort. Um vier Uhr Morgens kam er endlich nach Kronach, einer damals bischöflich bambergischen Stadt. Seine Anwesenheit daselbst wurde bald dem Markgrafen Friedrich von Brandenburg bekannt, der sofort an Thain schrieb und sich erbot, ihn zu sich auf die Beste Plassenburg (bei Culmbach) ab-

holen zu lassen. Allein der bambergische Hauptmann betrachtete den Entronnenen vor der Hand als seinen Gefangenen und ließ ihn in einem verhängten Wagen nach Stadt Steinach abführen. Vor diese Stadt kam nun der Markgraf persönlich mit einem Haufen Reifiger, um Thain zu erlösen. Allein die Bambergischen wollten von nichts wissen und Thain konnte von ihnen nur soviel erlangen, daß er nach Bamberg zum Bischof selber gebracht wurde. Dieser, der Thain kannte, nahm sich seiner sofort freundlichst an, ließ ihm neue Kleider schaffen und schenkte ihm einen Hengst. Am Sct. Stephanstag ließ der Bischof sodann Thain bis an die Culmbachische Grenze geleiten, wo ihn etliche markgräfliche Reiter und 200 Fußknechte erwarteten und weiter nach Culmbach geleiteten. Hier schenkte ihm der Markgraf 50 fl. mit dem Bedeuten, er möge davon sich oder seiner Hausfrau eine Kette machen lassen, und wer immer diese Kette trüge, solle dabei S. fürstl. Gnaden gedenken. Unter markgräflichem Geleite kam Thain endlich über Wunsiedl wieder nach Eger.

Die Irrung zwischen der Pfalz und Böhmen, um deren willen der früher erwähnte Tag in Eger sein sollte, nahm indeß bald einen so bedenklichen Charakter an, daß ein Krieg in Aussicht stand. Es handelte sich nämlich, wie Thain erzählt, schon seit achtzehn Jahren um sechzehn Städte oder Schlösser, welche die Pfalz nach Herzog Otto von Baiern ererbt hatte, die aber von der Krone Böhmen als heimgefallene Lehen erklärt und der Pfalz abgesprochen wurden.

Unter diesen Umständen sandte Pfalzgraf Ludwig einige seiner Getreuen und mit denselben auch Thain nach Prag, um dort über die Angelegenheit zu verhandeln (1509). Die Abgesandten unterhandelten sechs Wochen mit König Wladislaw, mit den Landherren und dem Landtag. Endlich wurde die Sache dahin entschieden, daß der Pfalzgraf persönlich in Prag erscheinen möge, um hier die Belehnung zu empfangen. In der That kam der Letztere am Mittwoch nach St. Barbara (Anfangs Dezember) gegen Prag „ob 200 Pferde stark gerüstet.“ Der König ritt ihm bis auf den weißen Berg entgegen, begleitet von den Bischöfen und von seinen ungrischen und böhmischen Räten „und ließ den Pfalzgrafen nicht absteigen und sie empfingen also einander zu Pferde.“

Am Montag nach Mariä Empfängniß (8. Dez.) wurde der Pfalzgraf sodann auf dem Prager Schlosse von dem Könige empfangen. Wladislaw saß „in seinem königlichen Habit auf einem hohen Stuhl“, den man aufgerichtet hatte, neben ihm zur Rechten König Ludwig, damals drei Jahre alt, und zur Linken die bereits sechsjährige Königin Anna. Als der König dem Pfalzgrafen nun die Belehnung ertheilt hatte, schlug er denselben auch zum Ritter, welsch letztere Auszeichnung auch Christoph von Thain und zwölf anderen aus dem Gefolge des Pfalzgrafen zu Theil wurde.

Hierauf ging man in die Stube, „wo das Landrecht sitzt.“ Sie war mit goldenen Tüchern umhangen. Da setzten sich der König und der Pfalzgraf neben einander an einen Tisch, während die ungarischen und böhmischen Herren und die

Begleiter des Pfalzgrafen an fünf andern Tischen Platz nahmen „und hatte der König eine übertreffliche, köstliche Credenz, seine silbernen Geschirre aufrichten lassen, gieng wahrhaft königlich ehrlich und köstlich zu mit der Wirthschaft.“ Als man vom Essen aufstand giengen der König und der Pfalzgraf hinaus in den Saal und „da gab man dem Pfalzgrafen den ersten Tanz mit der Königin.“

Des andern Tags ritt der Pfalzgraf wieder zum Könige, willens eine Erb-einigung und einen ewigen Frieden zwischen der Krone Böhmen und der Pfalz auf-zurichten, und anderweitiger freundlicher Verständniß wegen, davon aber Thain nichts Näheres berichtet.

Dies im wesentlichen der Inhalt der wenn auch nicht besonders merkwürdi-gen, doch gewiß nicht uninteressanten Selbstbiographie. Dieselbe enthält außerdem noch mancherlei Referate über die unterschiedlichen Besitzungen ihres Verfassers, über das Verhältniß der Gutsherren von Kinsberg zu ihren Unterthanen, zum Stifte Waldbassen, zur Geistlichkeit der Stadt Eger u. dgl.

Ob Thain nicht noch weiterhin in seiner Weise thätig war, ist aus dem Büchlein nicht zu ersehen.

## Graf Mansfeld und die Stadt Schlaggenwald.

(Ein Beitrag zur Geschichte des böhmischen Aufstandes von A. Kobl.)

### 2.

(Fortsetzung.)

Wohl mit zuerst ward die angesehene Bergstadt Schlaggenwald von Mansfeld in's Auge gefaßt. Daß ihm die erfolgte Unterwerfung der Stadt unter den kaiserli-chen Schutz unbekannt gewesen, ist schwer anzunehmen; wohl aber vertrug sich eine Ignorirung dieses Actes mit seinen geänderten Plänen, und indem er ohne weite-res an die dem Pfalzgrafen gethanen Eide anknüpfte, mochte er meinen noch vor-handene Sympathien durch Aussicht auf seine Hilfe zu wecken und zu heben, während er andererseits eben damit, daß er nur von der Friedrich erzeugten An-hänglichkeit sprach, den anders gesinnten Rathsherren, von denen besonders die neuerliche Ergebung an den Kaiser ausgegangen, einen bitteren Trank bot, der den Beigeschmack von Hohn leicht erkennen lassen mochte. So schickte er nun durch drei Reifige dem Rathe von Schlaggenwald folgendes Schreiben, datirt Tachau 22. December 1620, zu:

„Unsern Gruß und was wir sonst liebes und gutes vermögen, jederzeit zuvor. Ehrbare und Wohlweise, besonders liebe und gute Freunde!

Nachdem wir Deroselben Beständigkeit bei Thro königl. Maiestät unserem allerseits gnä-digsten Herrn <sup>1)</sup> vermerkt, habet wir Euch mit diesem ermahnen wollen, solchem guten Vorhaben ferner nachzusetzen, der gewissen Versicherung, daß wir Euch in kurzem mit genügsamer Reiterei

1) D. i. eben Friedrich von der Pfalz.

und Fußvolk succuriren und gegen männlichen zu schützen entschlossen sein, verhoffend, Ihr werdet solchem guten Vorsatz weiter nachsetzen und (Euch) wie redliche und treue Leute erzeigen, auch nicht vor jedwedem rauschenden Blatte und Schreckworte Euch entsetzen. Welches wir Euch nicht verhalten können; uns hiemit sämtlich Gottes Schutz befohlen.

Euer guter Freund  
Ernst Graf zu Mansfeld.“<sup>1)</sup>

Beweist die Haltung dieses Briefes, daß Mansfeld damals schon, also ehe er offen die Unterhandlungen mit den Kaiserlichen abbrach, seine neue Stellung zu bethätigen begann: so mußte es den Häuptern der Stadt Schlaggenwald zu keiner Zeit unliebbarer sein, trotz der nun einmal zu Gunsten des Kaisers abgegebenen Erklärung in einer so offenen Weise als treue Anhänger des Pfalzgrafen bezeichnet zu werden, als eben jetzt. Um so größer aber wurde die Besorgniß, je leichter die drohende Möglichkeit geboten schien, daß durch die Kunde von der baldigen Ankunft des ohnehin nicht allzu ferne stehenden Grafen unter der neuerungslustigen, eiamal in Gährung gebrachten und der Achtung vor Gesetz und Ordnung entwöhnten niederen Klasse gefährliche Demonstrationen herbeigeführt, die Stadt in alle Schrecken des Krieges gestürzt, und wenn die Kaiserlichen und Baiern denn doch sich stärkten und es dem Grafen mißglückte, dem sicheren Verderben überliefert werden möchte.

Sogleich nach Erhalt des Mansfeld'schen Schreibens ward der Rath einberufen und vom regierenden Bürgermeister umgefragt, was in dieser gefährlichen Sache zu thun. Adam Trötscher gab der erste seine Stimme ab und sprach: Man habe sich nun einmal der kais. Majestät anheingegeben; deßhalb möge man nun auch beständig dabei bleiben. Alle stimmten ihm bei und so ward zum Beschlusse erhoben: Man solle sich nun zur kais. Majestät rundweg erklären, dem Grafen von Mansfeld solches andeuten, ferner Kopien seines Schreibens dem Fürsten von Richtenstein, dem Commandanten Slow in Mies und dem Abte von Tepl zur Einholung ihres Rathes zuzuschicken. Ebenso kam man überein das Vorgefallene den grade in Eger befindlichen kaiserlichen Commissarien mitzuthellen. Es mußte zu diesem Behufe das Rathsmitglied Hans Geyer, städtischer Baumeister, noch in derselben Nacht nach Eger abreisen und den Commissarien neben ausführlicherem mündlichen Berichte noch folgendes Schreiben überbringen: „Hochgeborne Herrn! Daß Dieselben in die hiesige Nachbarschaft glücklich angekommen, vernehmen wir in Freuden, und wäre uns daher nichts lieber, als daß wir Euer Gnaden und Gestrengen bei diesen heiligen Ferien verschonen sollten. Demnach uns aber gleich heute den hl. Abend seltsame Sachen vorgekommen, über welche Euer Gn. und Gest. unser Abgeordneter mündlich mehr berichten wird: so bitten Dieselben wir ganz dienstlich, Sie geruhen ihn günstig anzuhören und seinem Vorbringen nicht anders als wenn wir selbst zur Stelle wären, Glauben zu geben und ihn daneben mit einer gnädigen und günstigen Erledigung zu versehen.“<sup>2)</sup>

Ebenfalls noch am heiligen Abende ward ein Schreiben an Slow in Mies abgesandt, nachstehend lautend:

1) Original.

2) Concept.

„Wohledler, gestrenger, insonders gütstiger Herr! Biewohl uns zwar nichts lieberes, als daß E. Gn. wir bei dieser heiligen Zeit verschonen sollten, so können doch Derselben wir der Noth halber nicht bergen, daß uns eben heute am hl. Abend zu Mittag vom Herrn Grafen zu Mansfeld von Tachau aus ein Schreiben eingehändigt worden, davon E. Gest. wir hiemit glaubwürdige Abschrift zukommen lassen. Nun sollen aber E. Gest. versichert sein, daß wir denjenigen, was Derselben wir durch unsere Abgeordnete haben versprochen lassen, zuwider zu handeln keineswegs bedacht sind; wir wissen auch nicht, wer dem Herrn Grafen (von uns) mag ein anderes berichtet haben. Derwegen Dieselben wir dienstlich bitten, Sie wollen uns mit Dero getreuen Rath und Schutz beiständig sei, benebens bei obwohlgedachtem Herrn Grafen es dahin richten, damit wir mit Einquartierung und anderem verschonet bleiben mögen.“) Denn da diese Bergstädte mit Rössen und Volk beschwert werden sollten, würden Ihrer kais. Maiestät allhiefige edle Bergwerke, zudem weder Futter noch anderes zu bekommen, leichtlich ruiniert und zu Sumpf gesetzt werden.“ 2)

Auch der Brief des Grafen von Mansfeld ward alsogleich beantwortet in einer Weise, die noch Hoffnung durchscheinen läßt, daß die Sache vermöge des Accordes im Guten beigelegt werden könne. Denn es war der Fehler, daß man, als Mansfeld nach so langer Unthätigkeit so unummwunden zum Träger der pfälzischen Interessen sich machte, wie er dieß im oben erwähnten Schreiben klar genug bekundete, seine geänderten Pläne lang nicht durchschaute, seine Absichten theilweise unterschätzte, und dafür seinem Worte zu viel traute. Now z. B. ging darin noch weiter als unsere Stadt, und hielt anfänglich selbst das Misstrauen nicht für begründet, welches der Rath von Schlaggenwald seit jenem Schreiben gegen den Grafen hegte. Die Antwort nun an diesen lautet:

„Hochwohlgeborner Graf, gnädiger Herr!

Wir sollen Denselben auf Dero heut empfangenes Schreiben nicht bergen, daß wir auf der neulich (vielleicht auch jetzt noch) in Prag anwesenden Herrn Stände und Prager Städte, zuvörderst auf der röm. kais. Maiestät, unseres allergnädigsten Herrn, General-Commissarii des durchlauchtigen, hochgebornen Fürsten und Herrn Carl, Regierers des Hauses Richtenstein, Fürsten in Schlesien und zu Troppau, wiederholtes treuherziges Erinnern, gnädiges Begehren und Ermahnen, mit Gutheissen des hiesigen Oberamtes, auf welches wir als unterthänige Kammerlente gewiesen, wie ja überhaupt in derlei Wichtigkeiten unser keineswegs mächtig sind, 3) uns in der kais. Maiestät Gnade gleich anderen größeren Städten, Herrn- und Ritterstands- Personen in diesem und fast allen andern Kreisen allerunterthänigst ergeben haben und in dieselbe angenommen sind. Dagegen wir von Ihrer kais. Maiestät wegen eines gebührenden Schutzes in Gnaden verträuset und auch unlängst vom Hofe aus dahin beschieden worden, daß mit ehestem eiliche kaiserliche Commissarien hier ankommen sollen, die Bestallung des kais. Oberamtes, das sich unterdessen durch Absterben des Hauptmanns 4) erledigt, wie auch nach unserem Erachten andere Nothdurften in Ordnung zu bringen. Deren wir denn, weil sie bereits in der Nachbarschaft 5) angelangt, gewärtig sind; sie werden auch ohne Zweifel nach ihrer Herkunft mit Euer Gnaden nach gestatteten Dingen in gebührlcher Weise verhandeln, und bitten wir Euer Gnaden alles Fleißes dahin sich zu gedulden.“ 6)

1) Offenbar war damals Waffenstillstand, da die Stadt voraussetzt, Now, der kaiserliche Befehlshaber könne solche bei Mansfeld gleichsam im Wege der Güte bewirken. — 2) Concept.

3) Man bemerke hier die Hinweisung auf eine möglichst unselbstständige Stellung, während doch bald darunter durch Anführung des versprochenen kaiserlichen Schutzes gleichsam imponirt werden soll.

4) Nämlich Salwarth's von Falkenberg.

5) In Eger.

6) Concept.

Daß dem Grafen Mansfeld mit dieser Antwort, die man ihm durch seine rückkehrenden drei Reifige überschickte, wenig Gefallen geschah, ist begreiflich, und wir werden sehen, daß er bald eine andere Sprache annahm. Die von den Städten im Drang der Noth den kaiserlichen Befehlshabern abgegebenen Ergebenheitserbietungen galten ihm natürlich nichts; jetzt forderte er Anhänglichkeit und Gehorsam gegen Friedrich und sich selbst als dessen vollmächtigen Vertreter, und dort, wo er seinen Worten durch seine Nähe u. a. den rechten Nachdruck zu geben vermochte, konnte er zum mindesten hoffen, den durch die drohende Alternative geängstigten Orten ganz artige Summen zu entlocken und sich damit für seine früheren Entbehrungen zu entschädigen. Aber auch in sonstigen Einzelheiten nahm er nun kraft seiner Stellung das Recht der Verfügung in Anspruch, und besonders war es die Neubefetzung der wichtigen Hauptmannsstelle über die Bergstädte Schlaggenwald, Schönfeld und Lauterbach, der er seine Aufmerksamkeit zuwandte. Von einem offenen Abbruche des Accordes aber wußte man weder in Schlaggenwald noch anderswo etwas; allein die Lage der Dinge war ganz dazu gethan auch dießfalls Befürchtungen aufsteigen zu lassen, wie sie u. a. in dem am 25. Dezember aus Schlaggenwald an den Abt von Tepl ergangenen Schreiben ihren Ausdruck fanden. Es lautet:

„Ehrwürdiger in Gott und andächtiger gnädiger Herr! Biewohl E. G. wir bei instehendem hl. Fest gern bei Ihrer christlichen Andacht und mit anderen beschwerlichen Sachen unbelästigt ließen, sollen doch Denselben wir aus nachbarlichem Vertrauen nicht verhalten, was Herr Graf von Mansfeld gestrigen Tages aus Tachau an uns geschrieben und durch drei Reifige, die heute wieder zurück sind, wir ihm antworten lassen, davon Abschrift beiliegt.

Weil es uns nun nicht allein fremd (befremdend) vorkommt, was dem Herrn Grafen von uns vorgebracht sein mag (welches wir seit abgelegter unserer unterthänigsten Submission gegen Ihre kais. Majestät unseren allergnädigsten Herrn nie im Sinne gehabt oder noch haben), sondern (uns) auch allerhand Gedanken stündlicher Gefahr und Einbruches verursacht, massen mit Tachau eilends geschehen sein soll; also bitten E. G. wir dienstnachbarlich, Dieselben geruhen uns Ihr verständig Entachten, auch was es mit berührtem Tachau für eine Meinung<sup>1)</sup> habe, gnädig zu eröffnen, sowohl auch was auf alle Fälle bei diesem Ding fürzunehmen. Denn wenn etwas von Keiterei anhero trachten sollte, würde es kaum nicht auch das Stifte betreffen. Wir haben es zwar an Herrn Gubernator (Now) heute mit dem allerfrühesten gefangen lassen, wissen aber nicht, wann wir von dorthier wieder möchten beschieden werden. Ihren Gestrengen, Herrn Lieutenant und Herrn Fähnrich sollte es in gleichem zugeschrieben worden sein, da wir gewußt hätten, daß sie im Stifte anzutreffen, auf welchen Fall hin E. G. mit denselben zu communiciren nicht werden unterlassen. Herr Graf von Mansfeld ist von uns beantwortet, daß Ihrer kais. und königl. Majestät wir uns zu Gnade ergeben und zu Dero Schutz angenommen, daneben täglich kais. Commissarien anhero gewärtig sein; die würden, unseres Ermessens, zu ihrer Herkunft mit Ihr Gnaden um gedachte Sachen wissen zu tractiren. E. G. dem lieben Gott zu Schutz befohlen und Dero unbeschwerte Antwort bittend.“

Der Abt theilte dieses Schreiben unverweilt dem im Stifte anwesenden Fähnrich mit, der deßhalb noch am selben Tage beruhigend nach Schlaggenwald schrieb und in seinem Vertrauen auf den Accord so weit ging, daß er sogar Zweifel äußerte, ob das fragliche Schreiben von Mansfeld selbst stamme. Er sagt:

1) D. i. für eine Bewandniß.

„Denselben auf das Ihrige zu antworten habe ich nicht umgehen sollen. Welches doch mir zweifelhaft, ob es von Herrn Grafen von Mansfeld selbst ausgegangen, weil er, wie es der Augenschein gibt, mit Ihrer Majestät Kriegsvolk im Accord und solches <sup>1)</sup> ohne bedenkliche Verletzung (desselben) an Ihrer Majestät Getreuen nicht suchen noch anmuthen kann. Im Falle es aber wider alles Vermuthen geschähe, werden Sie, die Ihre kais. Majestät je und allezeit für Ihren gnädigsten Kaiser und König zu erkennen schuldig, wohl wissen sich in Acht zu nehmen; wie Sie denn als ehrliche Leute die neuen jetzt Ihrer kais. Majestät geleisteten Gelübde nicht so leichtlich durch ein bloßes Schreiben oder vielleicht Brandbrief werden in Vergessenheit stellen. Und wäre mir nichts angenehmer, als daß dieser Accord endlich entweder aufgehoben würde oder sonst das Volk, damit es den Armen vom Halse läme, abzöge, wie wir denn alsdann unserem Feind zu begegnen uns würden vorsehen und Ihrer Majestät Getreue zu beschützen uns lassen mehr angelegen sein. Wird diesem, weil Ihrer Durchlaucht in Baiern ganze Armada um Prag campirt, leichtlich können geholfen werden; wie wir denn solchen Attentaten zu begegnen, Gott sei Lob, stark genug und Ihrer Majestät die übrige Hand voll Feinde zu zwingen und zu stützen übrige Mittel (zu Gebote stehen).

Johann von Adelszoven.“ <sup>2)</sup>

Von einem Erfassen des Mansfeld'schen Vorhabens ist denn hier keine Spur; der Wunsch des Junkers aber um Aufhebung des Accordes ward eher erfüllt als er meinen mochte.

Schon vom selben Tage datirt sind die aus Eger und Mies einlaufenden Antworten. Die kaiserlichen Commissarien Ladislaus Herr von Seydlitz und Friedrich Raming von Löwenast schrieben u. a.

„Und nimmt uns gleichwohl wunder, daß Mansfeld solches in dieser Zeit (d. h. während des Accordes) anzufinnen sich unterstehen thut; wollen es ohne Verzug Herrn Generalcommissario Fürsten von Pichtenstein berichten, nicht zweifelnd, daß dem entgegen eine gebührende Anordnung erfolgen werde; so wie auch Ihr hoffentlich in diesen und allen anderen Dingen Euch werdet zu erzeigen wissen, wie es der kaiserlichen und königlichen Majestät als des einzigen und rechten Königs in Böhmen getreuen Unterthanen gebühret.“ <sup>3)</sup>

Now schrieb aus Mies: „Euer Schreiben de dato Schlaggenwald vom 24. dieses, ist mir neben der Copie des Mansfeld'schen Schreibens heute eingehändigt worden, woraus ich so viel verstanden, daß Sie von dem Grafen zu Mansfeld Ihrer Beständigkeit halber gelobt und darin auszuharren ermahnet worden, daß er ferner auch in kurzem mit genugsamer Keiterei und Fußvolf Euch succurriren und gegen Jedermann schützen wolle. Nun will ich Euch aber nicht verhalten, daß der Graf von Mansfeld mir in dieser Beziehung ganz anderes geschrieben, und soviel mich dünkt, sind es eben bloße Worte und ein Spiegelfechters. Es wird Euch niemand mit Gewalt attackiren. Deshalb ich auch nicht zweifle, daß Ihr der Gelübde, welche Ihr der kaiserlichen Majestät geleistet, eingedenk sein, Euch als gehorsame und treue Unterthanen erzeigen und Euch in keinerlei Weise abwendig machen lassen werdet, damit man nicht Ursache bekäme mit Euch in Zukunft anders zu procediren. Versehe mich, daß Ihr, da Euch von dem einen oder

1) Nämlich was die Schlaggenwalder befürchteten, daß Mansfeld sie heimsuchen werde.

2) Orig.

3) Original auch abschriftlich vorhanden.

andern mehr dergleichen Schreiben zugeschickt werden sollten, mir dies, es sei bei Tag oder Nacht, berichtet, damit ich weitere Verordnung thun kann.“

Man sieht daraus, daß Flow an eine Überschreitung des Accordes durch Mansfeld nicht glaubte; denn nur auf die Einhaltung desselben bezog sich offenbar der Inhalt dessen, was ihm Mansfeld geschrieben, und was, wie er sagt, „ein ganz anderes“ gewesen, als dessen im Briefe an die Schlaggenwalder ausgesprochene Absicht. Bei alledem hielt er es aber doch für gut, in Rücksicht auf den Punkt der dem Kaiser gelobten Treue seinem Schreiben den gehörigen Nachdruck zu geben. Am 26. December berichtete der Rath die Sache an den Fürsten Lichtenstein selbst. Nach Voranschickung der üblichen Entschuldigung, daß man ihn zu den hochheiligen Feiertagen gern unbelästigt gelassen hätte, wird er gebeten aus dem absonderlich beigegebenen Schreiben der Herren Commissarien von Eger, so wie aus beigelegter Copie des Mansfeld'schen Schreibens selbst gnädigst zu vernehmen, „was von dem Herrn Grafen zu Mansfeld an uns gesonnen worden. Derowegen denn solches, und zwar auf mündliches Befehlen angeregter Herrn Commissarien, Euer fürstlichen Gnaden wir unterthänig berichten und Dieselben alles gehorsamen Fleißes bitten wollen, Sie geruhen uns diese unzeitige Molestation in Ungnaden nicht zu vernehmen, sondern uns wegen der Wichtigkeit der Sachen gnädig für entschuldigt zu halten, und im übrigen auch solche Mittel zu verordnen, damit wir als der röm. kais. und königl. Maiesät getreue Unterthanen und Bergstädte im gnädigen Schutze verbleiben und das Bergwesen nicht discomodirt werden möge, denn solches zu verhüthen in unseren, als offener und unbewehrter Orte, geringen Mächten nicht gelegen wäre.“<sup>1)</sup>

### 3.

Die Besorgniß des Rathes wuchs immer mehr; beängstigende Gerüchte, die in raschem Fluge sich verbreiteten, mochten nicht das wenigste dabei thun die Furcht zu vergrößern. Wenn Mansfeld wirklich im Sinne hatte heranzurücken, so konnte man auf das an ihn ergangene Antwortschreiben hin, das die in seinem Briefe ausgesprochenen Erwartungen aufhob, keines anderen als der Äußerung seines vollen Unwillens gewärtig sein. An eine Vertheidigung im Nothfalle war ohne militärische Hilfe gar nicht zu denken, ganz abgesehen von der offenen Lage des Ortes und anderen ungünstigen Umständen schon deshalb nicht, weil die Gesinnung der niederen Classe dem Rathe gegenüber hierin als eine höchst zweifelhafte erscheinen mußte. Das im Archive befindliche Rathsedict vom 10. Januar 1621 zeigt in erschreckender Weise, welchen Grad von Demoralisation schon diese verhältnißmäßig noch nicht so lange dauernde Kriegs- und Revolutionszeit herbeizuführen im Stande gewesen, und der Rath, nachdem er einmal offen seine fernere politische Ansicht ausgesprochen, hatte offenbar alle Mühe, in Verbindung mit dem besseren Theile der Bürgerschaft den Geist der Unruhe und Geseklosigkeit zu bändigen und

1) Concept. Das Schreiben ist offenbar im Einvernehmen mit Schönfeld und Lauterbach abgefaßt.



vermochte auch dieß nur bis zu einem gewissen Grade. Die größte Befürchtung aber war die, daß es Mansfeld denn doch wagen könne, den Accord, auf den man alle Hoffnung setzte, zu brechen.

Schon am 27. December erging deswegen ein neuerliches Schreiben an Slow, anläßlich der von demselben in seinem letzten Briefe gethanen Bemerkung, daß Mansfeld ihm etwas ganz anderes, als der Stadt geschrieben habe. Es lautete: „Wohledler, gestrenger, großgünstiger Herr Gubernator! Haben aus Dero Antwortschreiben, dafür wir dankbar, sehr gerne vernommen, daß der Herr Graf von Mansfeld früher sich eines ganz andern gegen Euer Gestrengen erklärt, als was er uns in seinem jüngst überschickten Schreiben zu vernehmen gegeben. Wir halten auch wohl dafür, es werde ihm der Accord wegen Pilsen, davon wir landweise berichtet worden sind, wenn anders demselben wirklich soll nachgelebt werden, nicht zulassen, sich an anderen Orten, die in Ihrer königl. kais. Majestät Schutz sind, feindselig einzuquartieren. Weil aber gleichwohl eben solches aus seinem Ansinnen zu schließen, und wir auch bis zur Stunde noch nicht wissen, wie es denn eigentlich angesehen wird, daß er sich mit seiner Reiterei zu Tachau eingelegt: so haben wir nichts anderes gewußt als Euer Gestrengen hiemit anzuflehen, nicht etwa als ob uns sein Schreiben in so weit erschreckte, daß wir in unserer unterthänigsten gehorsamsten Treue gegen die kais. Majestät wankelmüthig werden sollten (dafür uns Gott sei, und wird auch aus der Antwort, so dem von Mansfeld von uns gegeben, so viel zu verstehen sein, daß zur kais. Majestät wir uns rotunde bekennen), sondern vielmehr, daß wir allen bösen Verdacht, welcher aus etwaigem Verhalten dieses (Mansfeld'schen) Schreibens hätte entstehen mögen, von uns abzlehnten und uns an allen den Orten anmeldeten, woher der von Mansfeld könnte beweglich deportirt, und also der Gefahr und was aus derselben hervorgehen könnte, vorgebaut werden. Denn Euer Gestrengen hochverständlich zu erachten, daß, wenn urplötzlich gegen diese offenen unbewehrten Orte etwas sollte tentirt und sich gewalthätig einlogirt werden, dies nicht allein, so viel uns arme Unterthanen betrifft, sondern namentlich bei Ihrer kais. Majestät ansehnlichem Regal des Bergwerkes ohne wichtigen, wo nicht gar unwiederbringlichen Schaden, nicht könnte ablaufen, welcher uns ganz unverantwortlich, da diese Mansfeld'schen Intentiva von uns verschwiegen würden. Bitten derowegen nochmals dienstlich, Euer Gestrengen wollen Ihr unsere jüngsten Avisas nicht zuwider und uns auf alle Fälle zu nothwendigen Schutzmitteln, die Euer Gestrengen hochverständlich wissen, günstig recommendirt sein lassen, als diejenigen, die bei mehr höchstermeldeter kais. Majestät in Gehorsam, Pflicht und Treue standhaftigst zu verbleiben gedenken.“<sup>1)</sup>

Slow antwortete am 29. „Euer Schreiben habe ich empfangen und daraus Eueren Entschluß vernommen, daß Ihr forthin in Ihrer kais. Majestät Pflicht und schuldigem Gehorsam verbleiben wollet, und Euch keine Gefahr so groß, so

1) Concept.

abschreckend sein soll, daß sie Euch von Euerem guten Vornehmen abzuwenden vermöchte. Wir wollen solche Eure Resolution zuvörderst an unsern Herrn General, dann aber an Ihrer kais. Maiestät über dies Königreich Böhmen bestellten Herrn Generalcommissarius<sup>1)</sup> gelangen lassen, indem wir Euch nochmals ermahnen, daß Ihr wie treue Unterthanen bei Ihrer kais. Maiestät als Euerem rechten Herrn Leib, Habe und Gut zusetzen und jederzeit in allem schuldigen Gehorsam verbleiben wollet. Was meine Person anbelangt, sollen mich Dieselben jederzeit zu Ihrem Schutze willig finden.<sup>2)</sup>“

Auch die zu Prag vom 31. December datirte Antwort des Fürsten Lichtenstein auf den Bericht vom 26. brachte tröstliche Verheißungen. Sie lautet:

„Uns ist referirt und vorgebracht worden, was Ihr wegen des Mansfeld unlängst an Euch gethanen schriftlichen, unbilligen, fast trotzigigen und strafmäßigen Begehrens vom 26. jüngsthin anher gehorsamlich gelangen lassen. Wie wir uns nun diese Eure diesfalls erzeigte Aufrichtigkeit und beständige gehorsame Devotion gegen die röm. kais. Maiestät, unseren allergnädigsten Herrn, gnädig wohlgefallen lassen; also wollen wir es mit Gelegenheit höchstgedachter Ihrer Maiestät mit Fleiß zu berichten wissen, und wird dasselbe Euch ohne Zweifel zu allen erprießlichen Gnaden erreichen.

Damit Ihr auch auf allen Nothfall vor Gewalt und Plünderung gesichert und Euch gegen die herumstreichenden Rotten desto besser zu verwahren haben möget: so ist bereits an gebührenden Orten die Verfügung geschehen, Euch mit einem nothwendigen und genugsamen Succurs zuzuspringen. Welches wir Euch zur Nachricht nicht verhalten wollen; verbleiben benebens des gnädigen Vertrauens, daß Ihr Euch hinfüro jederzeit als ehrliche Leute und gehorsame Unterthanen erzeigen werdet. Geschieht auch hieran Ihrer kais. Majestät gnädigster Wille und Meinung.“<sup>3)</sup>

So tröstlich dieß klang, so wenig vermochte es thatsächlich Beruhigung zu gewähren. Täglich mußte man dazu der zur Abnahme der Huldigung für Ferdinand II. angesagten Commissarien gewärtig sein. Eine Verlegenheit reihte sich so an die andere. Denn wenn Mansfeld den Augenblick benützte und durch raschen Überfall die etwa grade anwesenden Commissarien aufhob, war da nichts eher zu befürchten, als daß die Stadt, und zunächst deren Häupter der Mitwissenschaft geziehen werden würden?

Man hatte sich unterdessen von Seite der Stadt Schlaggenwald neuerlich an den Abt von Tepl gewendet, um Näheres über das Treiben und etwaige Anschläge des Mansfeld'schen Volkes zu erfahren. Allein der Abt konnte auch keine genügende Auskunft geben; noch am letzten Dezember schrieb er zurück:

1) D. i. Fürst Lichtenstein.

2) Original.

3) Original.

„Ich füge Ihnen zu wissen, daß ich für meine Person nichts eigentliches erfahren kann, wie es damit beschaffen oder wohin sie zu ziehen willens. Obwohl sie aus etlichen meiner Dorffschaften die Geschworenen nach Tachau citirt haben, ist doch keiner erschienen; hingegen hat der Herr Fährich<sup>1)</sup> ein Schreiben hinüber<sup>2)</sup> gethan und begehrt, daß sie bezüglich desjenigen, was ihm unter seine Garnison gegeben sei, über den getroffenen Accord hinaus ja keine Beschwerden vornehmen sollten. Der Bote ist aber aufgefangen und unterwegs in Ketten geschmiedet worden, daher es mir unmöglich, Sie mit etwas Gewissem und Gründlichem zu verständigen. Sobald ich aber etwas Gründliches erfahre, will ich die Herrn Nachbarn bei Tag und Nacht avisiren, des Verschens, daß die Herrn Nachbarn in gleicher Weise sich unsäumllich werden erfinden lassen.“

Doch fand die Anwesenheit der kaiserlichen Commissarien in Schlaggenwald ohne Störung von Seite der Mansfeld'schen Truppen statt, und zwar in den ersten Tagen des neuen Jahres 1621. Ihre Thätigkeit bezog sich vorzüglich darauf, die Bürgerschaft auf's neue in Eid und Pflicht zu nehmen, so wie die durch den Tod Salwarth's von Falkenberg erledigte Hauptmannsstelle mit einem treuen kaiserlichen Diener zu besetzen. Sie verließen die Verwaltung des Oberamtes vorläufig dem Andreas Rarhes von Greiffenfeld, dem dann im folgenden Jahre der Secretär der böhmischen Kammer, Theodor Simon Bachel von Eilienau, als wirklicher Hauptmann, zugleich k. l. Rath nachfolgte. Bezüglich eines Anlehens für den Kaiser, wie solches von den meisten Städten begehrt wurde, stellten die Commissarien in Schlaggenwald keinen öffentlichen Antrag. Sie hatten wohl die Instruction hiezu, aber die beiden Stadtschreiber Johann Schad und Sebastian Span, mit denen sie privatim darüber sprachen, wußten das Ansinnen „mit allerhand angeführten Motiven“ abzulehnen.<sup>3)</sup>

Von Schlaggenwald begaben sich die Commissarien nach Joachimsthal, wo sie am 7. Januar 1621 Vormittags anlangten und in gleicher Weise die Huldigung, Neubefegung der Hauptmannschaft und andere daran sich knüpfende Acte vornahmen.<sup>4)</sup>

Kurz nach der Abreise der Commissarien langte in Schlaggenwald ein Schreiben des Fürsten Lichtenstein an mit dem Begehren, zur vollständigen Ausrüstung des Waldstein'schen Regimentes eine Anzahl Musketen-Röhre und Piltten nach Raaden oder Komotau zu schicken. Ein solches Begehren, das auch an Joachimsthal u. s. w. gestellt wurde, war bei der damaligen Einrichtung des Heeresorganisirung nichts Ungewöhnliches. Doch sahen sich die Schlaggenwalder im Rechte befindlich an, indem sie davon Umgang nahmen, und sie beschloffen im Falle einer

1) Nämlich der schon mehrmals genannte Fährich von Adelshoven.

2) D. i. nach Tachau.

3) Das Schreiben Schlaggenwalds an Joachimsthal vom 11. Januar 1621 (es findet sich im Vereinsarchive).

4) Den interessantesten Bericht des Joachimsthaler Rathes an Schlaggenwald, vom 9. Januar, findet man im Vereinsarchive.

neuerlichen Forderung es auch schriftlich auszuführen, man möge sie der nöthigen Wehren nicht berauben, da das zu Tachau liegende Mansfeld'sche Volk ihnen gar zu nahe sei, sie täglich eines Überfalles gewärtig sein müßten und es zudem noch nicht entschieden, wie die Sachen im Egerer und Elbogner Kreise ablaufen würden.<sup>1)</sup>

Schon machte auch Mansfeld aus seinen Absichten kein Geheimniß mehr. Nun gab er offen seine Unterhandlungen mit den Kaiserlichen auf und erhob auf eigene Faust den Kampf als unumschränkter General des flüchtigen Friedrich. Vorläufig begab er sich in die Oberpfalz, und als er die Werbetrommel rühren ließ und namentlich dann durch englisches und holländisches Geld unterstützt wurde, da zog das für jene Zeiten außerordentliche Handgeld, welches er bot,<sup>2)</sup> gar Viele unter seine Fahnen, besonders die obdachlosen Reste des auf dem weißen Berge geschlagenen böhmischen Heeres. Seinen Hauptleuten in Pilsen kündigte er die Auflassung des Accordes mit folgenden Worten an: „Ich habe mich mit dem Feinde deshalb in Unterhandlungen eingelassen, auf daß wir durch solches Mittel, es wäre ehrlich oder nicht, wenn wir gar kein anderes haben können, zu unserer Zahlung kommen,<sup>3)</sup> und zugleich auch in Mangel anderer Hülfe unser Volk von hinnen bringen könnten. Nachdem aber wir durch einen andern Weg bezahlt werden und gute Mittel von hier weg zu kommen haben können, ich auch vermerke, daß der Feind uns nur hinhält, will ich mit der Unterhandlung nichts mehr zu schaffen haben.“<sup>4)</sup>

Jetzt schlug er auch gegen die Stadt Schlaggenwald einen geänderten Ton an; die geringe Sympathie, welche er bei den Vertretern der Stadt genoß, erregte Unwillen und namentlich war es die ganz gegen seinen Wunsch von den kaiserlichen Commissarien ungestört vorgenommene Besetzung der Hauptmannsstelle über die drei Bergstädte, welche ihm directen Anlaß bot, sein Mißfallen auszudrücken. Am 12. Januar 1621 ließ er deshalb zwei energisch genug abgefaßte Schreiben von seinem Hauptquartier Neustadt an der Wald-Nab nach Schlaggenwald abgehen.<sup>5)</sup> Das eine ist an den Rath gerichtet und lautet:

„Ihr wißet Euch gutermaßen zu entsinnen, was wir Euch kraft unseres Amtes unlängst von Tachau aus zugeschrieben und in Abwesenheit Ihrer königl. Maiestät, unseres allergnädigsten Herrn, anbefohlen, auch was Ihr darauf berichtet habt. Dieweil wir aber mit Eurer Entschuldigung keineswegs zufrieden sein können und Euch verbunden befinden, bei höchstgedachter königl. Maiestät auch mit Aufsehung

1) Concept.

2) Dem Reiter 20 Reichsthaler Handgeld, 15 Gulden monatlichen Sold.

3) Diese „Zahlung“ ist die hohe Summe, welche er an Sold zu fordern hatte. Dieß Geld von kaiserlicher Seite zu erhalten und dafür damit das gleichsam zum Pfande besetzte Pilsen und andere Orte herauszugeben war Zweck der Unterhandlungen gewesen. Jetzt aber als unumschränkter Führer, mit Aussicht auf englische, holländische u. a. Subsidien sah er eine glänzendere, gewinnreichere Bahn vor sich, einen „andern Weg“ bezahlt zu werden.

4) Klopp: Tilly im dreißigjährigen Kriege I. S. 104.

5) Beide im Original vorhanden.

des letzten Blutstropfens gehorsam und standhaft zu verbleiben: also haben wir nicht umgehen können, Euch noch einmal in Gnaden zu ersuchen und ernstlich zu ermahnen, daß Ihr bei der jetzigen Abwesenheit Ihrer königlichen Majestät gegen uns Euch ergeben und wie es treuen ehrbaren Leuten gebühret, bezeigt, mit dieser ausdrücklichen Verwarnung, daß auf den widrigen Fall wir veranlaßt werden Euch mit Kriegsmacht zu schuldigem Gehorsam ehestens zu zwingen und zu bringen. Wollten wir Euch nicht bergen und sind Eurer zuverlässigen und gehorsamen Resolution mit Zeigern, unserem Diener, gewärtig

Euer guter Gönner

Ernst Graf zu Mansfeld.“

Das zweite Schreiben ist gerichtet an Zehenter, Bergmeister, Gegenhändler, Amtschreiber und die anderen Bergbeamten der Hauptmannschaft Schlaggenwald.

„Wir sind zwar der gänzlichen Zuversicht gewesen, Ihr würdet nach Erledigung der Hauptmannschaft zu Schlaggenwald Euch als Ihrer königl. Majestät gehorsame und getreue Diener bezeigt und den Rath und die Gemeinde zu Schlaggenwald und anderen dazu gehörigen Orten zu schuldigem beharrlichen Gehorsam ihrer geleisteten Pflicht nach ermahnet und angerebet haben.<sup>1)</sup> So gelanget doch an uns, daß Ihr fast weniger als nichts in Abwesenheit Ihrer königl. Majestät bei den Unterthanen gesucht haben sollet, das zu Erhaltung von Pflicht und Gehorsam dienlich gewesen wäre. Darob wir denn anstatt höchstermeldeter Ihrer königl. Majestät ein ungnädiges Mißfallen tragen. Ermahnen derowegen Euch hiemit ernstlich, Ihr wolleet bei Vermeidung mehrermeldeter Ihrer königl. Majestät höchsten Ungnaden nicht unterlassen, den Rath und Gemeinde zu Schlaggenwald, wie auch der anderen in Dero Hauptmannschaft gehörigen Orte vor Euch zu erfordern und männiglichem zur Standhaftigkeit, schuldigen Treue und Gehorsam gegen Ihre königl. Majestät unseren gnädigsten Herrn eifrig anzumahnen, welches wir denn uns zu Euch gänzlich versehen thun. Im widrigen Fall würden wir veranlaßt Euch als Ungehorsame und Pflichtbrüchige mit Kriegsmacht eilends heimzuzuchen, zu schuldigem Gehorsam zu zwingen und der Gebühr nach ernstlich zu strafen. Darnach Ihr Euch zu achten und vor Schaden zu hüten wissen werdet.

Euer guter Gönner

Ernst Graf zu Mansfeld.“

So waren also für die Stadt, wenn sie dem Kaiser treu zu bleiben gedachte, nun alle Zweifel, wessen sie sich eigentlich von Mansfeld zu versehen, gelöst; die Gefahr, dem Jorne des kühn entschlossenen, rücksichtslosen Söldnerführers anheim zu fallen, trat gespensterartig in den Vordergrund. Trotzdem blieb man standhaft, und da rasch gehandelt werden mußte, so ward sogleich nach Erhalt der gräflichen Schreiben jener Weg wieder eingeschlagen, der allein offen stand, wollte man nicht den eben geschworenen Eid neuerdings brechen. Das Rathsmitglied Hans Geyer ward nach Mies zu Now abgeordnet; auf dem Wege dahin sollte er auch den kaiserlichen Offizier in Tepl von der Gefahr verständigen. Er hatte seine Botschaft mündlich vorzutragen und Now um Hilfe zu bitten.

1) D. h. also, diese Beamte haben verhindern und entgegenwirken sollen, daß die kais. Commissarien nicht Rath und Gemeinde für den Kaiser in Pflicht nahmen, und somit auch nicht dazu kamen, die in solcher Hinsicht sehr einflußreiche Hauptmannsstelle durch einen kaiserlichen Getreuen zu besetzen.

Zur Beglaubigung gab man ihm folgende Zeilen mit:

„Demnach uns abermal wider alle Hoffnung und Zuversicht eine wichtige Sache unter die Hände stößt, welche mit Euer Gnaden wie durch Vorzeigern dieses, unseren Baumeister Hans Geyer, zu verhandeln für unumgänglich nöthig befunden: also bitten wir ganz dienstlichen Fleißes, Sie wollen ihn in seinem Vorbringen nicht allein günstig anhören, sondern uns auch in obliegender Sache mit Rath und That, weil periculum in mora, beiständig sein.“

Auch an den Fürsten Lichtenstein gieng am selben Tage (15. Januar) ein Schreiben der bedrängten Stadt ab, in nachstehender Fassung:

„Durchlauchtiger, hochgeborner Fürst!

Geruchen Dieselben beiliegend gnädig zu vernehmen, was uns anheut abermals der Graf von Mansfeld zugeschrieben, wosern wir uns nicht alsbald in Abwesenheit des Königs zu Böhmen an ihn wieder ergeben wollten, daß er uns mit Kriegsmacht dazu zu zwingen und zu bringen entschlossen. Weil denn daher wir neben unsern armen Weibern und Kindern wie auch und zuvörderst neben dem hiesigen hoch und weit berühmten Zinnbergwerk in höchster Gefahr stehen: also haben E. F. Gn. wir solches gehorsamlich zu berichten nicht unterlassen sollen. Obwohl bei Ihrer kais. Maiestät, unseres allergnädigsten Herrn, Devotion wir als getreue Unterthanen beharrlich zu verbleiben entschlossen, weil aber jedoch uns als einem ganz offenen und unbewehrten Ort für dergleichen Gewalt aufzuhalten unmöglicher ist als möglich: so ist an E. F. Gn. unser flehentliches Bitten, Die geruchen auf solche Mittel gnädigst bedacht zu sein, daß wir und die unsrigen für feindlichen Ein- und Überfall gesichert und neben unsern armen Weibern und Kindern nicht um Leib und Leben, Hab und Gut, Ihre kais. Maiestät aber um das hiesige edle Bergwerksregal durch jämmerlichen Ruin kommen mögen. Das verbleiben um E. F. Gn. wir die Zeit unseres Lebens gehorsamlich zu verdienen willig und bereit, uns allerseits göttlicher Protection empfehlend.“

Am folgenden Tage (16. Januar) gieng die Antwort an Mansfeld ab, hinhaltend, ausweichend, deutlich genug die herrschende Besorgniß verrathend.

„Hoch- und wohlgeborner Graf u. s. w. Gnädiger Herr!

Euer Gnaden unter dato Neustadt an der Wald-Nab den 12. d. jüngsthin an uns abgegangenes Schreiben haben von Dero Trommeter wir gestern gehorsamlich empfangen und nicht unterlassen solches mit den anderen auher gehörigen Bergstädten, welche dieses Werk ebenmäßig betrifft, zu communiciren. Wiewohl uns nun nichts lieber, denn daß E. G. wir alsbald unsere verlässliche und gehorsame Resolution unterdienstlich zufertigen sollten: so wissen doch E. G. vor uns hochverständlich, daß dies ein hochwichtiges Werk, so nicht nur einer weisen Consideration und Berathschlagung bedürftig, sondern auch den drei Gemeinden sitrgehalten und proponirt werden müsse, dazu aber wegen derselben öftermals mit unterlaufenden üblen Disposition nicht also geschwind zu gelangen.

Also ist an E. Gn. unser gehorsamlich Bitten, Die geruchen uns armen ohne dies entblößten Bergstädten diese Gnade zu erweisen und auf acht Tage lang eine Dilation gnädig zu vergönnen. Inmittels soll die Sache genugsam berathschlagt und E. Gn. darauf gehorsamlich beantwortet werden. Das wollen um Dieselben wir hinwieder gehorsamen Fleißes zu verdienen unvergessen halten, Dieselben göttlicher Allmacht, uns aber zu Dero Gn. unterdienstlich empfehlend.“

Der einfache Sinn dieses Schreibens ist also: man wünscht Aufschub zu erlangen; während der ausgebetenen Bedenkzeit hofft man nun, wo die Gefahr augenscheinlich, von befreundeter Seite militärischen Schutz zu erhalten, dem gegenüber Mansfeld keine Feindseligkeit wagen werde.

Blow's Antwort traf wieder mit gewohnter Schnelligkeit ein (datirt vom 16. Januar). Er schrieb:

„Euer Schreiben und mündliches Anbringen ist mir von Vorzeigern dieses, Baumeister Hans Geyer, wohl überliefert worden, daraus ich des Grafen zu Mansfeld Drohen und Begehren ungerne verstanden. Weil ich aber weiß, daß Sie den Eid, welchen Sie der röm. kais. Majestät, unserem allergnädigsten Herrn, geschworen, wohl bedenken und sich als gehorsame Unterthanen mit solchen bloßen Worten nicht abschrecken lassen: so habe ich mit Ihrem Abgefertigten dieses alles verabredet, von welchen Sie nun alles fernere vernehmen werden. Ich für meine Person kann noch nicht sehen, daß der Graf zu Mansfeld solche Städte mit Gewalt angreifen wird, sintemal er keinen einzigen Mann mehr zurückgebracht, als er mit sich nach Deutschland genommen. Solche Drohungen sind gewis um etwas anderes zu thun. Ihre Beständigkeit und getreue Affection habe ich noch in derselben Stunde dem Herrn Generalcommissar Fürsten zu Lichtenstein nach Prag avisirt. Sie seien versichert, da Ihnen etwas gewaltthätiges begegnen sollte, daß ich Ihnen bei Tag und Nacht mit Hilfe beispringen möchte. Unterdessen wollen Sie, da etwas weiteres tentirt wird, mir es persönlich berichten.“

Wir sehen, wie Blow die Absichten Mansfeld's noch immer unterschätzt. Vom Accorde ist wohl keine Rede mehr, da derselbe offen abgebrochen war, allein Blow hält auch die Streitkräfte Mansfeld's für zu schwach, um unsere Gegend mit Erfolg überrumpeln zu können. Es geht zudem aus Blow's Schreiben hervor, daß Mansfeld schon wieder in Böhmen eingerückt war. Er habe keinen Mann mehr aus Deutschland zurückgebracht, sagt Blow, als er mit sich hinaus genommen. Und doch vermochte man selbst bei dieser vermeintlichen Schwäche dem Grafen keine Schranke zu setzen.

Eines hat Blow getroffen; er sagt, es sei dem Mansfeld wohl nur „um etwas anderes“ zu thun. Er meint dabei offenbar, daß Mansfeld durch solche Drohungen von den geängstigten Orten nur Summen erpressen wolle. Der Erfolg zeigt, daß es in gewisser Hinsicht sich wirklich dem gemäß verhielt. Allein den tieferen Grund, worauf dieß ruhte, erkannte Blow nicht; und während Mansfeld in der That mit Brandschatzung sich begnügte, ohne die weiter angedrohte Gewalt zu üben, weil er, wie wir sehen werden, seinen ganzen Kriegesplan geändert hatte, hält Blow die Drohungen des Grafen nur für eine Bemäntelung seiner geringen Streitkräfte, für ein Mittel, die unbewehrten Orte zu schrecken und zu Zahlungen zu bewegen, die er, wollte man es darauf ankommen lassen, eben wegen seiner geringen Kräfte aus eigener Gewalt nicht einzutreiben vermochte.

In gleicher Weise erging sich die am 20. Januar in Prag abgefaßte Antwort des Fürsten Lichtenstein zuerst in einer längeren Ermahnung, daß die Stadt ihre Bereitwilligkeit zu treuem Ausharren auf der Seite des Kaisers fürder bethätigen und sich dadurch Ruhm und Ehre erwerben möge. Dann heißt es:

„Was anreicht des von Mansfeld nunmehr desperirte und leere Bedrohungen, habt Ihr Euch derselben im wenigsten nichts zu besorgen, massen den in allem Fall, zu Euerer und zu des Eurigen Salvirung und Rettung, solche Verordnungen jetzt bereits geschehen, daß Ihr für ihm und seinem Anhang allerdings wohl gesichert bleiben werdet. Euch hierum gnädig befehlend, daß Ihr mittler-

weile ein wachendes Auge auf des gedachten von Mansfeld Anschläge durch gute Kundschaft haben, Euch mit allerlei möglicher Nothdurft und Proviant versehen und cheftens Euere und der Eurigen genugsame Entsezung im Werke wohl empfinden werdet."

Trogdem also, daß der Fürst dem Mansfeld nur verzweifelte und leere Drohungen unterlegt, erkennt er die Nothwendigkeit an, ihm entgegenzutreten, auf seine „Anschläge“ ein wachfames Auge zu haben. So mußten diese Anschläge dem Fürsten selbst in Wahrheit doch als mehr denn leere Drohungen erscheinen!

Es fragte sich, ob Mansfeld so lange warten würde, bis die vom Fürsten Lichtenstein gegen ihn getroffenen Verordnungen zur Ausführung gelangten.

In Schlaggenwald selbst muß es damals zu sehr ernstem Aufsitren gekommen sein. Der Gegensatz zwischen dem besonnenen Theile der Bürgerschaft, namentlich dem Rathe und den aufgeregten niederen Schichten scheint sich desto heftiger geäußert zu haben, je näher Mansfeld kam, und wir können den Männern, die den lärmenden Haufen gegenüber Muth und Besonnenheit nicht verloren und den lezt ausgesprochenen Standpunkt auch in der Stunde der Gefahr unverrückt behaupteten, unsere Anerkennung nicht versagen. So sehr beim Anschlusse städtischer Corporationen an den böhmischen Aufstand unleugbar die Religionsfrage mitgewirkt hatte, d. h. nicht etwa ein von R. Mathias hierin erlittener Druck, sondern die Besorgniß vor Ferdinand's II. in schärfster Weise ausgeprägtem Katholicismus, der, weil Ferdinand kürzlich in Steiermark durchgeführt, was im deutschen Reiche jeder einzelne Landesherr kraft des ihm zustehenden Territorialrechtes längst gethan und noch that, den Wühlern in Böhmen die beste Handhabe zur Gewinnung des Volkes bot: so bald war auch bei des Pfalzgrafen, in politischer Beziehung nicht minder wie in religiöser, kläglichem Regimente bei Vielen die Ernüchterung erfolgt, die um so mehr um sich griff, je weniger die Protestanten auch nach der Schlacht auf dem weißen Berge in ihrer Religion sich gefährdet sahen. So hatte auch Schlaggenwald wieder sich unterworfen, ohne eine Beeinträchtigung der Religion zu erfahren. Und so sehen wir, daß in dieser Stadt als Hauptgegner Mansfeld's, also offenbar als entschiedener Verfechter des dem Kaiser nun neuerdings gelobten Gehorsams, grade jener Mann hervortritt, der, als in der Folge die katholische Reformation in Böhmen wirklich in Gang kam, mit gleicher Entschlossenheit unter seinen Mitbürgern hervorragend die protestantische Sache hier vertrat, bis er seines Amtes entsezt wurde und auswandern mußte. Es ist der Syndicus Sebastian Span<sup>1)</sup>. Während so die aufgewählte niedere Classe, durch Noth und die Übel der Zeit noch mehr gereizt, stets neuerungsfüchtig blieb und, wie es in der Natur solcher Verhältnisse liegt, ihre Sympathien dem theils drohenden, theils lockenden Mansfeld zuwandte: beweist gerade das Beispiel Span's, daß man die Sache, welche Mansfeld vertrat, längst mit anderen Augen ansah, und es nicht für nöthig erachtete, ihm, troz der großen Vortheile, die er bei der

1) S. über ihn meine Schrift: „Die Wiedereinführung der katholischen Lehre in der königlichen Bergstadt Schlaggenwald“ (1861), S. 19. 21. 33.



Schwäche seiner Gegner erlangen konnte, wenn ihn eine Kundgebung des Volkes unterstützte, die Rolle eines Glaubenshüters übertragen zu müssen. Allein wie gewaltig die Gährung in der Stadt war, geht daraus hervor, daß Span sogar dieselbe verlassen mußte; man hatte ihm gedroht, daß es ihm, wenn Mansfeld käme, nicht wohl gehen würde.<sup>1)</sup>

Mansfeld aber schickte sich um diese Zeit an, seine Drohungen in Ausführung zu bringen. Die Anordnungen, welche Fürst Lichtenstein in seinem letzten Schreiben erwähnt, waren wirklich erfolgt, aber die Hindernisse, die bisher eine Operation gegen Mansfeld verzögert hatten, waren bedeutender Art. Kaiser Ferdinand II. mußte seine eigenen Truppen aus Böhmen ziehen, um sie gegen den gefährlichen Bethlen Gabor, den Verbündeten Friedrich's von der Pfalz und Mansfeld's, zu verwenden. Die zur Hilfe heranziehenden Sachsen vermochten wegen des furchtbaren Winters, der von 1620 auf 1621 herrschte,<sup>2)</sup> und wegen der im Boigtlande und sächsischen Erzgebirge, die sie passiren mußten, vorhandenen grenzenlosen Noth, nur langsam gegen Böhmen vorzurücken. Ebenso war Tilly, der Führer des Heeres der Liga, mit seinen ohnehin nicht sehr zahlreichen und gleichfalls hart mitgenommenen Truppen nicht im Stande, den kühnen wechselnden Anschlägen Mansfeld's, die man noch dazu, wie wir sahen, vielfach unterschätzte, entgegenzutreten. So ward diesem sein Spiel erleichtert; und während Fürst Lichtenstein noch am 20. Januar von „desperirten und leeren Drohungen“ Mansfelds sprach, war dieser zur selben Zeit auf den Gütern des Stiftes Tepl eingebrochen und hauste daselbst in der zweiten Hälfte des Januar, brennend und wüthend, mit gleichem Loose den Schlaggenwaldern hinüber drohend.

So war also die Gefahr näher als je gerückt; vergeblich hatte man auf Entsatz gehofft, jetzt konnte man jede Minute das Verderben der Stadt erwarten. Da entschloß sich der Rath das letzte Mittel anzuwenden, und es bei dem Gefürchteten selbst mit der Bitte um Schonung zu versuchen. Eine Deputation, bestehend aus den Rathsgliedern Samuel Ma i ß, Philipp Le i ß und Christoph He ß l e r wurde nach Tepl gesandt; sie hatte dem Grafen ein Bittschreiben zu überreichen, worin namentlich ausgeführt war, wie die Stadt offen und unbewehrt sei, also ohnehin keine geordnete Vertheidigung entgegenzustellen vermöge; deßhalb und in Rücksicht darauf, daß der Bergbau ihr Lebensnerv, möge er die Stadt nicht der Verwüstung und Plünderung, die Bergwerke nicht der Zerstörung anheim geben. Was die Deputirten sonst noch mit ihm verhandelten, erscheint nicht angegeben;

1) Seine eigene Aussage in den Acten über die Theilnahme der Stadt am Aufstande, vom 3. 1625. Erst am 13. September 1621 erfolgte seine neuerliche Amtsbestallung. In dem einen beim Rathe hinterlegten Original (das andere wurde natürlich ihm selbst zugestellt) heißt es: „Nachdem er eben dieses Jahres (1621) von etlichen bösen, unbilligen, friedhässigen Leuten um seiner Dienstverrichtung und Aufrichtigkeit wegen, deren Wir ihm wahrhaftes Zeugnis geben können, also angefeindet und bedroht worden, daß er vor der ungütlichen Gewalt, weil derselben wegen des zweifelhaften Kriegswesens nicht konnte remedirt werden, eine Zeit lang von hinnen weichen müssen“ u. s. w.

2) Kloppe a. a. D. S. 106 führt aus Hammers Geschichte des osman. Reiches an, daß damals zum zweitenmal binnen 900 Jahren der Bosphorus zufror.

doch scheint aus dem Folgenden zu erhellen, daß die Absendung an sich nicht ganz vergeblich gewesen.

In den letzten Tagen des Januar 1621 zog Mansfeld mit seinen Truppen nach Schlaggenwald. Es mögen, wie sich bei dem schon wiederholt angedeuteten Stande der Dinge wohl denken läßt, seitens der niederen Klasse mannigfache Kundgebungen statt gefunden haben, die Mansfeld vielleicht — abgesehen von seinem eigenen voraus bestimmten Plane — zu einer gewissen Milde stimmten; darauf bezogen sich die üblen Gerüchte, welche böswillige Nachbarn, namentlich die von Schönfeld, in Umlauf setzen, wodurch vorzugsweise der Rath veranlaßt wurde, das bald zu erwähnende ausführliche Rechtfertigungs-Schreiben an die bairischen Befehlshaber abgehen zu lassen.<sup>1)</sup> Das Verhältniß Mansfeld's aber zum Rathe war während seines Aufenthaltes in der Stadt kein freundliches; wohl hatte Sebastian Span sich flüchten müssen, allein Mansfeld wußte, daß auch die übrigen Rathsglieder nichts weniger als sonderliche Sympathie für ihn hegten; darum ließ er auch, wie berichtet wird, während er hier weilte, keinen einzigen des Rathes vor sich kommen. Und doch nahm er auch weiter keine Rache, wie er wohl gedroht, trotzdem er jetzt die Gewalt dazu entschieden in der Hand hatte; nicht nur ward die Stadt mit Brand und Plünderung verschont, sondern Mansfeld ließ sogar, wie der Rath ausdrücklich bezeugt, die Bürger bei ihrem dem Kaiser zulezt geschworenen Eide, während man doch seinen Schreiben nach zu allererst die Vornahme einer neuen Huldigung für den Pfalzgrafen hätte erwarten mögen. Es war klar, daß sein Standpunkt in kurzer Zeit um ein Merkliches sich geändert hatte. Die Lasten, welche Mansfeld über die Stadt verhängte, bezogen sich einmal auf die Bequartierung,<sup>2)</sup> die ziemlich beträchtlich war, dann auf die Forderung von 10000 fl. Brandsteuer. Doch zahlte die Stadt auch hier nur 3000 fl., über welche unter dem 28. Januar im Namen Mansfeld's sein Commissarius Friedrich Georg von Oldenburg abquittirte, doch in der Art, daß er diese 3000 fl. als von der Stad „auf Abschlag ihrer bewilligten Summa Anlehens“ gezahlt bezeichnet.<sup>3)</sup>

- 1) Noch 1638 gab es da Klagen, weil die Schönfelder den Schlaggenwaldern nachsagten, es gebe in ganz Böhmen keine größeren Aufwiegler und Rebellen als die letzteren; sie warfen denselben gleichsam zum Beweise einzelne Reminiscenzen aus der Zeit des böhmischen Aufstandes vor, unter anderem, daß die Schlaggenwalder dem Feinde entgegen gegangen seien, was sich eben wohl nur auf jene Kundgebungen bezog, welche namentlich von der niederen Klasse bei Mansfeld's Ankunft ausgingen, um Schonung der Stadt vor Feuer und Plünderung zu erlangen. Auch ist es, wenn man sich in solche Verhältnisse hinein denkt, durchaus begreiflich, daß die Bevölkerung in Masse dem Grafen entgegen gezogen und ihn gleichsam mit Bitten um Schonung empfangen habe. Wer erkennt aber nicht in dem hier behandelten Ereignisse, in dem Drohen des Grafen Mansfeld und den Bitten der Einwohner um Verschonung die eigentliche Grundlage jener in's Unglaubliche entstellten und verzerrten Darstellung, wie sie in Schlaggenwald durch Ueberlieferung sich fortpflanzte. Da wird Mansfeld zu Kaiser Mathias, da lobert schon der Holzstoß, mittelst dessen die Stadt angezündet werden soll u. s. w. Wie ist es doch so schwer, Unsiem und Lüge zu bannen, wenn sie Generationen hindurch sich eingenistet haben!
- 2) Der damalige Stadtpfeifer z. B. hatte 10 Mann in's Quartier bekommen. Aus der Rechnung, die er dann seiner Bitte an dem Rath um Vergütung der diesfälligen Kosten beilegte, läßt sich in Ermangelung anderweitiger Anhaltspunkte einiges über Ankunft und Aufenthalt der Mansfelder bestimmen. Aus der oben im folgenden erwähnten Quittung Oldenburg's vom 28. Januar geht hervor, daß an diesem Tage die Stadt schon besetzt war; aus dem Schreiben des Rathes an die Befehlshaber der bairischen Armee erfahren wir, daß die Hauptmasse der Mansfeld'schen am 4. Februar wieder abzog. Nun rechnet benannter Stadtpfeifer für seine 10 Mann 60 Mahlzeiten auf, er hatte sie also durch 6 Tage im Quartier und zur Mittagserpflanzung; diese 6 Mittage ergeben sich derart, daß die Mansfeld'schen am 28. Januar erst Nachmittag einrückten, sodann 29. 30. 31. Januar und 1. 2. 3. Februar hier weilten, und am 4. Februar wieder Vormittag nach Elbogen aufbrachen.
- 3) In den Untersuchungsakten des J. 1625 wird aber ausdrücklich und wiederholt die Benennung „Brandsteuer“ gebraucht. Die Quittung des „Friedrich George von Oldenburg, kön. Majestät in Böhmen Rath und gräf. Mansfeld'schen Commissarius,“ ist in Original vor-

Was aber bewog den Grafen Mansfeld, nun er die Stadt in seiner Gewalt hatte, seine Drohungen unerfüllt zu lassen? War es ihm, wie Flow gemeint, überhaupt um etwas anderes zu thun gewesen als die Stadt zu verwüsten? Flow hatte Recht, wenn er hinter Mansfeld's Drohungen Gelderpressung suchte; allein er hatte es gar nicht für möglich gehalten, daß Mansfeld, um mich so auszudrücken, das Geld sich selbst holen werde, und die verhältnißmäßig kleine Summe, die er trotz der persönlichen Anwesenheit in der Stadt nahm, bewies, daß er wohl in jedem Falle lieber etwas geringeres als gar nichts nahm, aber die Zahlung der 3000 fl. erklärt die Schonung nicht. Möglich ist, es daß die Bitten der Bevölkerung und die Sympathien, die er in der niederen Klasse mannigfach finden mochte, auch auf ihn wirkten; daneben aber bot ihm selbst und seinen Truppen die Verheerung des Ortes nicht nur keinen Vortheil, sondern Nachtheil. Er selbst hatte damals den Plan, den Kampf zu Gunsten Friedrich's von der Pfalz in Böhmen fortzuführen, aufgegeben; das Land bot nicht mehr den günstigen Boden und war größtentheils hart mitgenommen. Dieß letztere galt auch besonders von jenen Strichen des nordwestlichen Böhmens, in denen Mansfeld selbst gestanden. Für den Krieg fand er in den bisher durchzogenen Gegenden keine Subsistenz mehr. Pilsen hielten seine Truppen noch besetzt, jetzt suchte er besonders noch durch Besetzung der festen Orte Elbogen und Falkenau seinen endlich doch allmählig anrückenden Gegnern vorläufig Hemmnisse vorzuschieben, an denen sie sich beschäftigen konnten, während er zugleich durch solche feste Plätze immer noch ein gewisses Pfand zur Erlangung von Geldmitteln in Händen zu haben gedachte. Ehe diese Plätze aber besetzt waren, bot eben Schlaggenwald als der ansehnlichste Ort der ganzen Umgegend, die nöthigen Bequartierung und Verpflegung; die Erhaltung des Ortes war also schon nach dieser Seite ein Gebot der Klugheit, wo nicht der Nothwendigkeit. Man nehme weiter, daß man noch im strengen Winter sich befand; die Mansfeld'schen Truppen hätten die Verbrennung der geräumigen Stadt, die ihnen Unterkunft für alle bot, sicher nicht minder hart empfunden, als die betroffenen Einwohner. Auch konnte er meinen, daß es ihn für künftige Eventualitäten — wer sah damals schon den Gang der Dinge klar voraus — nur vortheilhaft sein könne, auf diese Weise gleichsam in der ganzen Gegend ein günstiges Andenken sich zu bewahren. Kurz, die Stadt küßte die politische Haltung ihres Rathes nicht; daraus, daß Mansfeld keinen Rathsherrn vor sich kommen ließ, seinen Unwillen über ihre Haltung somit deutlich bekrundete, daneben aber dennoch nichts zum Verderben der Stadt unternahm, geht eben klar hervor, daß er genügend bestimmende Gründe zur Schonung besaß.

Neben der Schonung der Stadt tritt freilich als das Bedeusamste hervor, daß Mansfeld der Bürgerschaft keinen neuen Eidessbruch zumuthe;<sup>1)</sup> ein neuer Be-

handen. Es ist dieß derselbe „Doctor Friedrich“ von dem es in den Untersuchungsakten des J. 1625 heißt, daß er den Grafen Mansfeld nach Elbogen gebracht habe. Bei der Uebergabe dieser Festung wurde er allein von der Capitulation ausgeschlossen.

1) Beim ersten Anblicke dieser Dinge könnte man leicht zu der Vermuthung gedrängt werden,

weis, daß es ihm jetzt um nichts als rein militärische Zwecke zu thun war. Die Gewinnung von Elbogen und Falkenau war wichtiger, als die Vornahme von Akten, die sobald er abgezogen und die Gegner kamen wieder umgestoßen wurden.

Er legte nun eine Besatzung in das Schloß zu Petschau und ließ dasselbe mit Proviant versehen, den Befehl führte hier Hauptmann Rascha. Am 4. Februar zogen dann die meisten seiner Truppen aus Schlaggenwald ab nach Elbogen, das nun eine ziemlich ansehnliche Besatzung erhielt. Graf Joachim Andreas Schlick, der Herr von Elbogen, eines der Häupter des böhmischen Aufstandes, hatte bezüglich des Ortes selbst schon vorgearbeitet, obschon er an diesen Ereignissen keinen Antheil mehr nehmen konnte.<sup>1)</sup> Ob Falkenau gleichzeitig mit Elbogen besetzt wurde, vermag ich nicht anzugeben; jedenfalls aber geschah es nicht lange darnach.

Diese Positionen sollten jetzt, wo Mansfeld den Krieg in die Oberpfalz zu zu spielen suchte, um dieses Land wenigstens dem „Könige“ Friedrich zu erhalten, die letzten Haltpunkte in Böhmen sein; wahrscheinlich sollten sie die anrückenden Baiern und Sachsen beschäftigen, damit Mansfeld unterdessen Zeit gewänne neue Schaaren, vornehmlich in der Oberpfalz, zu werben, wobei freilich nicht recht zu erklären ist, warum er, trotzdem er Kräfte genug besaß, in der Folge weder zu Gunsten Falkenau's noch Elbogen's eine Diversion machte. Möglich ist es auch, daß er anfänglich die Übergabe dieser Plätze in ähnlicher Weise zu einem lukrativen Geschäft zu machen gedachte, wie er vordem schon in dieser Beziehung von Pilsen aus lang hingezogene Unterhandlungen mit den Kaiserlichen angeknüpft hatte.

In Schlaggenwald aber blieb eine Besatzung unter Oberst Gray<sup>2)</sup> zurück, zum Schutze der Stadt wie die Mansfelder sagten. Wie stark dieselbe gewesen, finde ich nirgends. (Schluß folgt.)

---

daß der Rath im Augenblicke der höchsten Gefahr doch von seiner Standhaftigkeit abgewichen und dem Grafen namentlich durch jene Deputation in Lepl Erbietungen gemacht habe, die dessen früher gestellten Forderungen mehr entsprachen. Allein dem widerspricht eben Mansfeld's Benehmen gegen die Rathsherren während seiner persönlichen Anwesenheit in Schlaggenwald auf das entschiedenste. Ob diese Stadt nun wieder dem Pfalzgrafen schwor oder nicht, was konnte ihm dieß in einem Momente nützen, in welchem er selbst sich anschickte das Kriegstheater in Böhmen zu verlassen. Deshalb zwang er sie auch nicht dazu, weil er voraus sah, daß er dem Zwange keinen Nachdruck zu geben vermöge. Das Benehmen der niederen Klasse aber hatte Anlaß gegeben zu dem Gerüchte, die ganze Stadt habe neuerdings dem Pfalzgrafen geschworen. Daher die nothwendige Rechtfertigung des Rathes, die Abweisung solcher böswilligen und gefährlichen Verdächtigung. Hätte der Rath (ganz abgesehen von Mansfeld's Benehmen gegen ihn) sich irgendwie gegen die dem Kaiser geschworene Treue vergangen, so würde er sicher nicht gewagt haben, in jenem Rechtfertigungsschreiben so offen zu behaupten, daß man den Schwur gegen den Kaiser nicht verletzt habe. Das Rechtfertigungsschreiben ist vom 4. Februar, am 8. rückte schon Grotte ein; was hätte da eine Lüge helfen können, da dieser bei seiner Anwesenheit ohne Mühe den wahren Sachverhalt erfahren mußte. Weder Grotte, noch nach ihm Tilly machen dem Rathe und der Stadt einen Vorwurf in dieser Hinsicht. Wohl aber gab das Benehmen der niederen Klasse und deren schwankende Gesinnung Grotte gegründeten Anlaß, gleich nach seiner Ankunft noch einmal dem Kaiser huldigen zu lassen, um damit gleichsam die Spuren von Mansfeld's Anwesenheit wegzuwaschen.

- 1) Er war dann der erste, dessen Haupt bei dem Blutgerichte auf dem altstädter Ringe (21. Juni 1621) fiel.
- 2) Den Namen entnehme ich dem im folgenden erwähnten Briefe Leiningen's an Schlaggenwald vom 8. Februar, worin es heißt, daß die Bürger „dem Herrn Obristen Grayen“ kümmerlich beigeprungen. Da nun dann als Commandant im belagerten Falkenau gleichfalls ein Oberst Gray erscheint, und zwar ein Engländer, so vermuthe ich, daß derselbe identisch sei mit dem von Leiningen genannten, daß also Gray erst nach seinem Abzuge aus Schlaggenwald, der in der Nacht vom 7. zum 8. Februar erfolgte, nach Falkenau beordert wurde.

6.

## Aus der Fraiſ.

(Geſchichtliches. — Tracht. — Sprachliches. — Sagen von verſchollenen Städten. — Abſtammung der Oberpfälzer.)

Die Fraiſ iſt ſowohl in geognostiſcher,<sup>1)</sup> wie in ethnographiſcher und geſchichtlicher Beziehung ein höchſt intereſſantes Gebiet.

Der Name iſt jetzt bloß mehr ein hiſtoriſcher und man verſtand darunter in früherer Zeit jene Orte des zum Kloſter Waldſaſſen gehörigen Stiftgebietes, die theils in Böhmen, theils in der Oberpfalz lagen. Dem langen, zeitweiſe blutigen Streite, der aus dem Widerſtreite der Hoheitsverhältniſſe zwiſchen dem Kloſter Waldſaſſen und dem Magiſtrat der Stadt Eger erwuchs, machte ein Uebereinkommen vom Jahre 1591 ein Ende, welchem zu Folge die höhere Gerichtsbarkeit (das Fraiſgericht) jeden Jahres am 1. Juli zwiſchen Eger und dem Kloſter Waldſaſſen wechſeln ſollte. Daher der noch jetzt übliche Name „Fraißgebiet,“ obwohl die Landesgrenze bereits abgeglichen iſt.<sup>2)</sup>

Im Jahre 1846 iſt nämlich durch eine Kommiſſion das Fraiß-Gebiet der Art getheilt worden, daß die Ortſchaften Ernſtgrün, Hardeck, Maiersgrün, Neu-Albenreut, Ottengrün, Pſedermühle, Querbach und Schachten an Baiern fielen und der Oberpfalz, reſpective dem Landgerichte Waldſaſſen zugetheilt wurden, dagegen ſind die Ortſchaften Alt-Albenreut, Goſel, Neu-Mugel und Schönkind an Böhmen gekommen.

Der Hauptort des Fraißgebietes iſt Neu-Albenreut (1392 Albrechtsreut) am Fuße des Tillenberges, im hügeligen Vorlande des Teplergebirges mit etwas über hundert Wohnhäuſern, und wie erwähnt bis zum Jahre 1846 zum Dominium der Stadt Eger gehörig. — Im Jahre 1138 beſaßen die Grafen von Leiningen das Gut Neu-Albenreut, welche nebitdem auch noch die Güter Tirschenreut und Mitterteich als Hohenſtaufiſche Lehengüter beſaßen. Dieſen folgten Konrad und Berchtold von Waldau, die es dem Kloſter Waldſaſſen ſchenkten. Es ſcheint aber nur ein Theil an das Kloſter gekommen zu ſein, weil im Jahre 1279 Gebhard Landgraf von Leuchtenberg dieſes Gut an ſeinen Bruder Friedrich abtrat, von dem es wieder an das Kloſter kam. Im Jahre 1427 am Martiniſtag drangen die Huſiten in das Egerland unter Anführung Friedrich's von Schwamberg, und nachdem ſie geplündert und die Einwohner mißhandelt, ſteckten ſie Paliz und Albenreut in Brand.<sup>3)</sup> Im Jahre 1534 kam das Gut an Chriſtoph von Rhein, der es 1554 an die Stadt Eger verkaufte.

- 1) Böhmen beſitzt bekanntlich nur zwei unzweifelhafte ehemalige Vulkane, nämlich den Kammerbühl bei Franzensbad und den Eisenbühl zwiſchen Alt-Albenreut und Boden in der Fraiß. Der Eisenbühl erhebt ſich in der Südſeite des Rehberges bei dem Dorfe Boden als kaum 90 bis 100 Fuß hoher kegelförmiger Hügel, aufgethürmt aus wirr über einander geſchütteten, zuweiſen ſchwammigen Schladen baſaltiſcher Maſſe.
- 2) Die Fraiß, Fraiſch, Fraiß, Fraiſ iſt ein oberdeutſches Wort, welches die Gerichtsbarkeit über Leben und Tod, den Blutbann, das Obergericht bedeutet; daher „Fraißrecht“, die Gerichtsbarkeit über Leben und Tod; „Fraißſhamt,“ das Gericht, welches den Blutbann ausübt; „Fraißherr“ u. ſ. w.
- 3) Die Erinnerung an die Huſiten-Stürme lebt in dem Volke der angrenzenden Oberpfalz noch ganz friſch und die Gräueltaten bilden in den Chroniken ein ſtehendes Kapitel. An der Schwarzach erzählen die Bauern von der Hiltersrieder Schlacht (1433, wo 1400 Huſiten erſchlagen wurden) und ſonderlich von der Wuth der Huſiten gegen alle geweihten Glocken. Das ſoll von den vier Glocken zu Burglengenfeld herrühren, die ſo hellen Klang gaben, daß er bis nach Böhmen drang und bei den Böhmen das Geſüße erregte, eine dieſer Glocken zu

Die Häuser im Fraissgebiete sind schmucker gebaut, als in der Hirschauer oder Nachbar- Gegend; es ist Kiegelbau mit bloßliegenden, häufig braun oder roth angestrichenen Balken. Die Ähnlichkeit der Bewohner des Fraissgebietes ist sowohl der Ausdruck der Stammverwandtschaft, als des zur Zeit noch bestehenden lebhaften Verkehrs zwischen dem Eger- und dem Klostergebiete, welche der breite, freie Paß des Wondrebbettes hier mehr begünstigt, als die Scheidewand des Böhmerwaldes den Verkehr zwischen der übrigen Oberpfalz und dem Böhmerlande. Der Bauer im Fraissgebiete kleidet sich daher auch noch heute nach Egerländer Weise, ohne zu fragen, ob sein Ahne stiftischer oder böhmischer Unterthan war.

Der reiche Bauer läßt seine Tochter noch nach ächter Egerländer Sitte nur mit dem über den Kocke niederhängenden Brautgürtel, dem sogenannten Glockenpendel und dem langen schwarzen Wollmantel mit rothem Futter zur Trauung führen. Der Bräutigam hinwieder trägt neben dem Sonntagsstaate ein Paar Pelzhandschuhe und eine Pelzmütze unterm Hütchen. Erst wenn die Trauung vorüber ist, setzt ihm die Kranzjungfer (Brautmoidla) ein Kränzchen auf den Kopf, welches er nach beendigtem Messopfer auf den Hut steckt.

Der Tracht im Fraissgebiete steht die des „Stiftlers“ (Unterthanen der ehemaligen Zisterzienser-Abtei Waldsassen) am nächsten. Die lederne Kniehose verengt sich wieder, aber sie wird häufig über dem Unterleibchen, vorn mit dem bekannten großen Knopfe und dem breiten ledernen Hosenträger getragen. Auch das Egerländer Hütl hat noch hie und da Geltung. In dieser Mischlingstracht führt der stiftische Bauer den Namen „Trummler“.<sup>1)</sup>

Die Mundart ist oberpfälzisch, und Schönwerth weist in seinem Buche „Aus der Oberpfalz“ (I. S. 27.) die Behauptung zurück, daß sie lediglich ein verdorbenes Altbairisch sei, sie habe vielmehr ihre präcisen Formregeln und ihre Lautlehre beruhe auf ähnlichen bestimmten Gesetzen, wie jene des bairischen oder schwäbischen Dialektes. Als eines sprachlichen Rätselfels erwähnt er den geläufigen Ausdruck: Sam Godiga, sam Godala, sam Godigala, wenn die vorgebrachte Rede durch eine weitere Erklärung verdeutlicht werden will. Schönwerth („Aus der Oberpfalz“ S. 24 — I.) erklärt ihn mit „Auf gothisch“, gleich bedeutend mit der Erklärungsformel „Auf Deutsch“ und erblickt darin gleichzeitig eine Bestätigung seiner Ansicht über die gothische Abstammung der Oberpfälzer. Fentsch versucht eine andere Erklärung in folgender Weise: Sam (vergleiche Schmeller bayer. Idiotikon III. S. 242) hat dialektisch noch heutzutage die Bedeutung von gleich: á dót neá sam = er thut nur so. Godika kommt südlich der Donau als Godigkeit, Gottlkeit vor; die Endsyllbe keit (oberpfälzisch ka tiefe sich etwa von dem alten keden = sagen ableiten, das nach Baron von Hormayer in den oberitalienischen sette communi noch gehört wird. Hiernach wäre sam Godiga zu interpretiren: „Wie Gott spricht.“<sup>2)</sup>

Auf der Platte des hohen Tillen in Fraissgebiete blinkten einst vor vielen Jahrhunderten die Thürme der Tillenstadt. Das war, so geht die Sage, der

fehlen. Sie versuchten es mit größter Vorsicht, aber außerhalb der Stadt versanken sie ihnen in den Sand und konnten trotz aller Mühe von den Dieben nicht weiter geschafft werden. Noch heutigen Tages wird in den meisten Städtchen und Märkten der östlichen Oberpfalz um neun oder zehn Uhr Nachts der „Hufaus“ geläutet zur Erinnerung an jene schweren Zeiten. (Ed. Fentsch „Bavaria“ II. Bd.).

- 1) Fentsch vermutet, daß diese Bezeichnung von Trumm pl. Trümmer = Stück herzuleiten sei. Wir erlauben uns bei diesem Anlasse zu bemerken, daß im Saazer Lande die Bewohner jener Dörfer, die deutsch und czechisch sprechen scherzweise „Hälbtrummler“ genannt werden, welchen Namen auch die Bastarde der Trommeltaube führen. D. R.
- 2) Uns scheinen diese Erklärungen doch etwas zu gesucht und wir fügen nur bei, daß im Saazer Land ein ähnlicher Ausdruck vorkommt, nämlich sam gok, durch welche ebenfalls eine vorgebrachte Rede durch eine weitere Erklärung verdeutlicht werden will. Auch der Ausdruck Godala kommt vor, als Ausdruck des Staunens. D. R.

Sitz eines verderbten und verkommnen Geschlechtes. Unter den Töchtern des Landes war eine einzige fromme, adelige Maid, die auf der Aeltern Geheiß einen reichen, aber gottlosen Grafen zum Altar geleiten mußte. Alsbereits war das Hochzeitsmal zugerichtet, da suchte die Braut noch die Einsamkeit des nahen Waldes auf, um ungestört ihren bekümmerten Gedanken nachhängen zu können. Wie sie so einherwandelt, erscheint ihr der Berggeist des Tillen in Gestalt eines schönen Jünglings, tröstet sie und geleitet sie zurück an den Waldsaum. Hier treffen sie die suchenden Diener und künden es dem Grafen, wie ihnen seine Angetraute im Geleite eines jungen Mannes in den Weg gekommen. Die Maid wird des Ehebruches angeklagt, zum Tode verurtheilt und zur Richtstätte geführt. Im entscheidenden Augenblicke aber erscheint der Berggeist, der Jungfrau Unschuld bezeugend. Die Richter jedoch achteten dieß nicht und der Schwertstreich fiel. Da sprach der Geist den Fluch aus über die Stadt und ihr Geschlecht. Finsterniß fiel nieder auf die Hochfläche; der Tillen wankte, die Erde spaltete sich und die Tillenstadt versank in ihre Tiefen. In der Charwoche, während die Passion gelesen wird, kann ein Sonntagskind eindringen in die Höhlungen des Berges und dort noch die ganze Stadt gewahren, wie sie weiland auf der Höhe stand.

Bei Kalnreith, nahe an der böhmischen Grenze (Pfarrei Floß), ist eine Flur, heißt „Aigen“, darauf soll von Alters eine Stadt gleichen Namens gestanden haben. Nördlich von Eschelbach (in Baiern) ebenfalls unfern der böhmischen Grenze führt ein Ausläufer der Hügelkette den Namen „Miega“ oder „Megga“. Auf der Hochfläche stand dereinst eine mächtige Stadt gleichen Namens, und noch in neuerer Zeit stößt der Bauer beim Ungraben häufig auf Baustücke, auf Reste von Grundmauern, Pfählen und Klammern. Man sagt, es sei das die Residenz des Moricus, des ersten Moriskerfürsten gewesen.

Neben den verschollenen Städten weiß man in der benachbarten Oberpfalz aber auch von verlassenen und versunkenen Heerstraßen zu erzählen. Einer von Waldkirch, so erzählt Schönwerth, einem kleinen Dorfe bei Waldthurn, ging Nachts heim; da hörte er Schritte hinter sich und nicht lange, so wurde er auf die Schulter geklopft. Er wandte sich um und sah einen fremden Mann in alter Tracht. „Wohin des Weges?“ fragte der Fremde. Auf die Antwort: „Nach Waldkirch,“ fuhr dieser weiter fort: „Ich kenne Waldkirch noch als große Stadt und bin die Heerstraße, welche vom Schellenberge herführte, gar oft gegangen; jetzt ist sie tief unter Erde gelegen. Du mußt wissen, ich kenne Waldkirch schon zu einer Zeit, wo Waldthurn noch aus drei Höfen bestand.“ Damit verschwand er.

Schönwerth, welcher die Sage erzählt, knüpft hieran die Erörterung mannigfache Reste uralter Landstraßen, womit namentlich die Ost-Oberpfalz in der Richtung von Morgen gegen Abend überzogen ist und schließt mit der Bemerkung: „Nimmt man hierzu noch die weitverbreiteten Hochäcker in Mitte von Urwald, die Spuren ehemaliger Felder auf hohen, nun bewaldeten Bergen, wie um Reichenstein deren Beete gleich den heutigen oberpfälzischen Bisängen<sup>1)</sup> sind, und die Höhe der Feldköpfe oder Abwand an manchen Aekern, so muß man auf eine Zeit der Kultur schließen, welche weit hinter die unsrige zurück geht und auf eine Bevölkerung, welche dichter war als die heutige.“ Durch die ganze oberpfälzische Sage klingt eine Mahnung dieser uralten Kultur. Nach der Volksage soll der Böhmerwald schon neunmal Wald und neunmal Feld gewesen sein.<sup>2)</sup>

1) Schmale, vierreihige, hochgewölbte Ackerbeete. D. R.

2) Schönwerth weißt (III. Bd. S. 364, „Drei Bücher Sitten und Sagen aus der Oberpfalz.“ Augsburg 1857–1859) auf das Zusammentreffen mannigfacher litthauischer und oberpfälzischer Sagen hin und erachtet die Oberpfälzer als von der Ostsee herabgekommen. — Im Kastler Lehnrechte wird berichtet, daß Herzog Ernst von Kastel durch eine Wasserfluth aus seinem Heimatslande Meotide vertrieben und im Jahre 975 unter Kaiser Otto II. nach Deutschland gekommen sei, wo ihm dieser die sumpfige, waldreiche Gegend um Kastel „im Morikau“ für sich

Von Natur-, Zauber- und Spuksagen<sup>1)</sup> besitzt die Oberpfalz einen unergründlichen Schatz, und weisen dieselben großentheils auf altnordische und germanische Sagen zurück, und geben kräftige Gegenbeweisstücke für die mannigfach aufgestellte Behauptung, daß die Oberpfälzer germanisirte Slaven seien.

Der Wald gilt noch heutzutage als geweihte Stätte. An seinen Bäumen werden die Martertafelchen und Heiligenbilder aufgehängt und die Todtenbretter finden ihren Platz am Saume des Waldes oder im Schatten eines wilden Birnbaumes auf dem Felde. Herr und Hüter des Waldes ist der Haymann<sup>2)</sup> (von Hoy = Hag, eingegogter Wald). Er ist gewaltig groß, trägt einen Scheidenhut und hat statt des Haares und Bartes Moos und Baumsflechten. **W.**

## 5.

### Heidnisches aus Böhmen.

Von **Dr. Jos. Virgil Grohmann.**

#### 3. Sonne und Mond.

Schon in der ältesten Nachricht über die Religion unserer Vorfahren finden Sonne und Mond ihre Erwähnung. Deorum numero eos solos ducunt, sagt Cäsar, quos cernunt, et quorum opibus aperte juvantur, Solem et Vulcanum et Lunam. Sonne und Mond sind seit dieser Zeit in der Religion unserer Vorfahren immer bedeutsam hervorgetreten. Sol, die Sonne, wird in der Edda unter den Aennen aufgezählt und der Mond ihr Bruder genannt.

In dem Merseburger Zauberspruche heißt sie Sunna, ihre Schwester Siedgund, worunter wiederum die Mondstirn verstanden sein mag. Es ist daher sicherlich von Interesse, wenn wir die verschiedenen Aberglauben, welche sich in Böhmen an Sonne und Mond heften, einer näheren Besprechung unterziehen.

Wie überall in Deutschland herrscht auch unter den Deutschen in Böhmen der Glaube, daß die Sonne am Ostermorgen bei ihrem Aufgange drei Freudenstrünge mache. Man berichtet mir darüber Folgendes: In der Nacht vor dem Ostersonntage ziehen die Leute auf einen benachbarten Berg, um dort den Ausgang der Sonne zu erwarten. Wie die Uhr auf dem Thurme zwölf schlägt, verkünden zahlreiche Flinten- und Pöllerschüsse den Anfang des Ostersonntags, die Musikanten spielen einen Tusch und das Volk singt eine Strophe von: „Großer Gott.“ Der Lärm dauert solange, bis die Morgenröthe das Nahen der Sonne verkündigt. Da tritt eine Pause ein und alle erwarten den Anblick der Sonne und ihre Freudenstrünge. Sobald diese sichtbar wird, läuten die Glocken, die Musik spielt, die Leute singen und das Schießen beginnt von Neuem. Im nördlichen Böhmen geht die Sache ruhiger zu. In meiner Heimat gingen die Leute in aller Stille auf den benachbarten sagenreichen Bozenberg, um die Freudenstrünge der Sonne zu sehen. Die Sonne hüpfte an diesem Morgen vor Freude über die Auferstehung Christi, sagen die Leute. Es liegt aber in diesem Gebrauche ein Rest alter Verehrung der Sonne, die ja an diesem Tage das Fest ihrer Wiederkehr, den Anbruch des Frühlings feierte. (Menzel, Altd Deutsche Sonnenlehre. Germania I. 66.)

und seine Mannen als Wohnsitz angewiesen habe. Eine Ahnung unsünderlicher Selbsthaftigkeit am Meeresgestade zieht sich durch einen großen Theil des oberpfälzischen Sagenkreises und spricht sich in der reichen Mythe von Wasserriesen und Wasserzwerge, von Meerfrauen, Geisterfischen und Eisriesen aus.

1) Der oberpfälzische Blocksberg ist Mariakalm in Böhmen.

2) In der Tschuziger Gegend heißt der Waldgeist das „Heimäunchen“, im Erzgebirge das „Heimäunchen“ (bei Sonnenberg), bei Graslitz der „Haymann.“ S. Dr. J. V. Grohmann's Sagenbuch.



Auch die übrigen Aberglauben über die Sonne zeigen die engste Verwandtschaft mit denen im übrigen Deutschland. In Nordböhmen hält man es für unschicklich zu sagen: Die Sonne geht unter; man soll sagen: die Sonne geht zu Gott. Ähnlich erzählt schon Aventinus in seiner bairischen Chronik (v. J. 1580), daß man damals im Volke beim Untergange der Sonne sich ausdrückte: Die Sonne geht zu Gnaden.

Bei einer Sonnenfinsterniß glaubten die alten Deutschen, ein dämonischer Wolf, der beständig die Sonne verfolgte, habe einen Theil derselben in seinen Rachen gefaßt und drohe ihn zu verschlingen. Durch Geschrei und Lärm suchten sie daher das Ungeheum zu verschrecken, und der ringenden Sonne zu Hilfe zu kommen. Ähnliche Vorstellungen finden sich fast bei allen Völkern und auch heute noch unter dem unwissenden Volke in Böhmen. Wie im J. 1654 der Pfalzgraf Christian August zu Sulzbach seinen Unterthanen bei einer nahenden Sonnenfinsterniß befahl, die Brunnen und Zisternen zu bedecken (Anzeiger f. R. d. Vorzeit 1863 S. 326), so ist es noch heute in Böhmen Sitte, während der Sonnenfinsterniß die Brunnen zu bedecken, damit kein Gift hineinfalle. Die Sitte herrscht allgemein bei Slaven und Deutschen. In Auffig sagt man: Die Sonnenfinsterniß ist das Werk des Teufels. Während einer Sonnenfinsterniß darf Niemand aus offenen Brunnen trinken; denn das Wasser ist während dieser Zeit durch die bösen Geister vergiftet. (Mündlich.) Wenn man während der Sonnenfinsterniß in die Erde gräbt, findet man Gold darin. (A. Bloch aus Jungbunzlau.)

Noch zahlreicher sind die Aberglauben, die sich aus dem Mondcultus unserer heidnischen Vorfahren erklären. Der wunderbare Wechsel des Mondlichtes hat die Gemüther der Menschen schon in frühester Zeit beschäftigt und frühzeitig knüpfte die Phantasie des Menschen seine Gescheide an die des holden göttlichen Wesens, das bald im vollen Glanze über ihm am nächtlichen Himmel strahlte, bald wieder an Licht und Schönheit abnahm. Schon Tacitus berichtet daß die Germanen nur zur Zeit des neuen und vollen Mondes ihre Versammlungen hielten; denn diese Zeit hielten sie für die glücklichste zum Beginne einer Sache. Die weisen Frauen verkündigten dem Ariovist, die Germanen würden die Schlacht verlieren, wenn sie dieselbe vor dem Neumonde, also zur Zeit des abnehmenden Mondes begämen. Ueberall, und auch in Böhmen herrscht denn auch heute noch der Aberglaube, daß der zunehmende Mond eine glückliche Zeit sei für Unternehmungen, bei denen ein Wachsen und Gedeihen gewünscht wird, der abnehmende Mond dagegen jene Handlungen begünstige, wo man, wie bei Besprechungen von Krankheiten, auf eine Abnahme, ein Verschwinden hofft. Wenn du zum erstenmale wieder den neuen Mond erblickst, so schlage einigemal auf deine Tasche, wenn Geld darin ist, und es wird sich dir mehren. Alte Weiber gehen wohl abends zur Zeit des zunehmenden Mondes in's Freie und sprechen: „Komm du Mond in die Tasche.“ Sie glauben dann, daß sie viel Geld erhalten werden. Bei zunehmendem Monde soll man sich die Haare schneiden, wenn sie recht stark werden und nicht ausfallen sollen. Zur selben Zeit soll man das Getreide säen, damit es recht zunimmt, da das Getreide dann mit dem Monde wächst. Sollen Pflanzen recht in's Kraut schießen, so muß man sie bei zunehmendem Monde säen und aussetzen. Hecken, die recht stark und dick werden sollen, müssen bei zunehmendem Monde beschnitten werden. Insbesondere auf die Pflanzenwelt übt der Mond einen geheimnißvollen Zauber. Zur Zeit des Neumondes wachsen die Pilze rascher und in größerer Anzahl. (Casop 1856. S. 66.) Wenn man bei Vollmond eine Blume berührt, so verdorrt sie. (Mündlich.) Im Vollmonde soll man Bäume pflanzen, bei wachsendem Monde Blumen und Pflanzen setzen. Bäume bei abnehmendem Monde gepflanzt wachsen nicht; und die in Neumonde blühen wohl, aber tragen keine Früchte.

Dieser Glaube an den geheimnißvollen Einfluß des Mondes auf die Pflan-

zenwelt war schon bei den Indern zu Hause. Wenn die milden freundlichen Strahlen des Mondes über die Landschaft ein ungewisses Licht spannen, schienen ja gerade die geheimnißvollen Kräfte der Natur am thätigsten zu schaffen. Bei Mondschein entfaltet die weiße Lotus seine glänzende Blüthe und hieß daher der Mondlotus, candrikambuca wie alle Nymphäen, die bei Nacht erblühten candrêstas Geliebte des Mondes. Wenn der Inder an Morgen hinaustrat in die Landschaft und alle die Pflanzen erblickte, die über Nacht aus der Erde emporgesproßt waren, wer anders konnte diese Pflanzen geschaffen haben, als der Mond, der freundliche Herr der Nacht? Daher nannte er den Mond den Herrn der Kräuter ôsadhi pati. Wenn die Deutung richtig ist, so spielt der Mond bereits im Merseburger Zaubersprüche bei der Besprechung von Krankheiten eine Rolle. In unserm heutigen Aberglauben über die Befugung von Krankheiten ist der Mond von größter Bedeutung. Bald muß die Befugung bei abnehmendem Monde geschehen, damit die Krankheit schwinde wie das Licht des Mondes, bald beim Neulichts, damit die geschwundenen Kräfte des Körpers gleich dem Monde zunehmen und wachsen mögen. Der Beispiele sind unzählige. Willst du dich von Zahnschmerzen befreien, so gehe zur Zeit des abnehmenden Mondes in's Freie, blicke den Mond an und sage:

„Ich saich 'n Mound met zwe Spützen,  
Gout gâb mer, doß mer maine Zähne wäder hützen nou schwützen  
Weder jahren, nou schwarzen.  
Im Namen der heil. Dreifaltigkeit.“

Ein Spruch aus Braunan wider die Schwindsucht verlangt sogar den zunehmenden und abnehmenden Mond zur Heilung: Der Kranke tritt einmal, wenn der Mond alt und einmal, wenn er neu ist, in's Freie, schaut den Mond an und spricht: „Das alte (neue) Licht, das ich ansah,

Das nehme zu an Mark und Bein, an Fleisch und Blut.

Im Namen der heiligsten Dreifaltigkeit.“<sup>1)</sup>

Die Flecken und schattigen Vertiefungen im Lichte des Vollmonds haben bei allen Völkern seltsame mythische Vorstellungen hervorgebracht. In deutschen Sagen ist es entweder ein Holzdieb, der wegen des Waldsrevels, den er in heiliger Zeit begangen, zur Strafe in den Mond versetzt ward oder eine Spinnerin, die weil sie an heiliger Zeit gesponnen, die nämliche Strafe erleidet. In norddeutschen Sagen ist es ein Kohldieb, welcher fürchtet, der Mond, der eben schien, möchte ihn verathen. Da nahm er einen Eimer voll Wasser, um den Mond auszugießen. Zur Strafe für diesen Frevel sieht man ihn noch heute im Monde stehen, den Wassereimer in den Händen. (Schwarz und Kuhn, Nord. S. S. 349.) Im Westfalen stiehlt der Kohldieb am heiligen Christabend und wird vom heiligen Christ, der gerade vorüberreitet, in den Mond gebannt. (Kuhn Westf. Sag. 2. S. 84.)

In Böhmen scheiden sich die Sagen. Die Deutschböhmen schließen sich zum größern Theil an die deutschen Sagen an. Ihnen ist der Mann im Monde ein Holzdieb, der das Reißigbündel noch auf dem Rücken trägt. Anders bei den Tschechen. Hier ist es der König David, der im Monde sitzt und auf der Harfe, oder wie es in Mähren heißt auf der Geige spielt. Man soll jedoch nicht in den Vollmond schauen; denn wer gerade in dem Augenblicke hinauf sieht, wo dem Könige eine Saite springt, der erblindet. Zuweilen kann man den heiligen König auch auf der Harfe spielen hören, nämlich zur Adventzeit während des Vollmonds. Wer ihn hören will, muß zu Mitternacht, nachdem er den ganzen Tag gefastet hat, in's Feld gehen; dann wird man ihn hören und auch sehen, wie er sich beim Spiele bewegt. (R. Czermak aus Prag.) Der Aberglaube ist merkwürdig und unterscheidet sich wesentlich von dem deutschen. In den deutschen Sagen ist der Aufenthalt im Monde eine Strafe, welche der Frevel wegen Verletzung einer hei-

1) Fr. Kahler aus Braunan.

ligen Zeit erleidet. Die Deutung Simrock's, daß die heilige Zeit ursprünglich die Zeit des Mondscheins gewesen sei, ist ansprechend und die Sagen könnten so- nach auf die heidnische Verehrung des Mondlichtes zurückgeführt werden. In der böhmischen Mythe ist von einer Strafe nicht die Rede. Der Platz im Monde scheint ein Ehrenplatz zu sein, wie in den indischen Sagen, wo Budha den Hasen, der sich ihm opfern will, aus Dankbarkeit in den Mond versetzt (Grimm Mythol. S. 679). Vielleicht bringen weitere Sagen hierüber näheren Aufschluß.

**Bitte:** Der Verfasser bereitet den ersten Band seiner „Aberglauben und Gebräuche in Böhmen und Mähren“, dessen Herausgabe der historische Verein übernommen hat, sowie den 2. Theil seiner „böhmischen Sagen“ zum Drucke vor und bittet daher jene Mitglieder, die ihn durch Mittheilungen freundlichst unterstützen wollten, ihm dieselben in seine Wohnung (Prag, Clemensgasse Nr. 1203) spätestens bis Ostern 1864 unfrankirt übersenden zu wollen.

## Geschäftliche Mittheilungen.

### Vortrag zum Mitgliederverzeichnis.

Geschlossen den 31. Oktober 1863.

### Ordentliche Mitglieder.

- |   |  |
|---|--|
| Herr <b>P. Albert</b> Wendelin, Prämionsr.-Ordens-<br>prieſter und äbſlicher Sekretär<br>in Tepl. | „ <b>P. Liebsch</b> Maxim., Präm.-Ord.-Prieſter<br>und Stiftsprovisor in Tepl.                       |
| „ <b>Bayer</b> Franz, Bürgermeiſter in Elbogen.   | „ <b>P. Prochaska</b> Ant., Pfarrer in Proboscht<br>b. Auffig.                                       |
| „ <b>Chriſten</b> Anton, Fabriksbuchhalter in Duz.  | „ <b>Rasp</b> Hans, k. k. Poſtmeiſter in Plan.   |
| „ <b>Diener</b> Jakob, k. k. Telegraphenamtslei-<br>ter in Plan.                                  | „ <b>Nödl</b> Sigm., Bräuer in Plan.   |
| „ <b>P. Frank</b> Adalbert, Pfarrer in Lanž bei<br>Fallenau.                                      | „ <b>Schade</b> Joh., Fabriksdirektor in Duz.  |
| „ <b>Fritsch</b> Jakob, Gemeinderechnungsführer<br>in Plan.                                       | „ <b>Schleſinger</b> Joh., k. k. Notar in Kö-<br>nigswart.   |
| „ <b>Güllich</b> Fr., Berv. in d. adel. Reſſource<br>in Prag.                                     | „ <b>Schneider</b> Alois, Brunnenverwalter in<br>Marienbad.  |
| „ <b>Habich</b> Joſef, k. k. Bezirksamts-Aktuar<br>in Plan.                                       | „ <b>Schwaab</b> Ferd., k. k. Steuereinnnehmer<br>in Elbogen.  |
| „ <b>Hanke</b> Alexander, Buchhalter in Prag.   | „ <b>P. Staab</b> Endolf, Präm. Ordensprieſter,<br>Cirkator und Spiritual der Kle-<br>viker in Tepl. |
| „ <b>Heffinger</b> Fr. k. k. Poſtamts-Aſſiſtent in<br>Eger.                                       | „ <b>P. Stein</b> von Nordenſtein Ernest, Be-<br>nediktiner-Ordens-Prieſter in<br>Prag.              |
| „ <b>Hecht</b> Oſtar, Jur. Stud. in Prag.   | „ <b>Theumer</b> Anton Hauptschullehrer in<br>Auffig.  |
| „ <b>Krautſchneider</b> Ferd., Profeſſor a. d.<br>höh. Handelslehreanſtalt in Prag.               | „ <b>Ulmann</b> Franz, Apotheker in Plan.  |
| „ <b>P. Langhans</b> Alois Pfarrer, in Buchau.  | „ <b>Wokſch</b> Karl, Ph. St. in Prag.   |
| „ <b>Lehnert</b> Joh., Kaufmann in Prag.  |  |

## Verzeichniß

der Geschenke, welche vom 1. bis 31. Oktober 1863 dem Vereine gemacht worden sind und wofür hiemit der geziemende Dank ausgesprochen wird.

- Alterthums-Verein** zu Wien: Berichte und Mittheilungen des Alterthums-Vereines zu Wien. II. Band und eine Broschüre.
- Frau André** in Prag: Bohemia von 1862, 1. u. 2. Semester — 13 Werke in 14 Bänden und 8 Broschüren.
- Herr Ant. Banhans**, J. U. Dr. in Prag: Chronik der Gewerke von H. A. Berlepsh. 3 Bände.
- „ **Otto Bischoff**, Präsident der Handelskammer in Pilsen: Ein kleines Gewehr aus dem 16. Jahrhundert sammt dazu gehörigem Schlüssel und Pulvermaß — 3 Stahlstiche — 3 Lithographien — 4 besonders werthvolle Werke in 11 Bänden — Pläne zum Behufe des Baues des Haupttunnels am Semmering und der während dem Baue daselbst in Anwendung gebrachten Dampf- und anderer Hilfsmaschinen. 19 Tafeln — Kreibitz's Karten der 16 Kreise Böhmens.
- „ **Carl Baron Callot**, Ingenieur in Prag: Beiträge zur Höhenkunde des Königreiches Böhmen 1. Heft.
- Deutsches Casino** in Prag: Constitutionelle österr. Zeitung vom 1. Oktober 1862 bis 30. Juni 1863 — Donauzeitung vom 1. Oktober 1862 bis 30. Juni 1863 — Hlas vom 1. Oktober 1862 bis 30. Juni 1863 — Kölnische Zeitung vom 1. Jänner bis 30. Juni 1863 — Národní Listy v. 1. Oktbr. 1862 bis 30. Juni 1863 — Nationalzeitung v. 1. Oktbr. 1862 bis 30. Juni 1863 — Neueste Nachrichten vom 1. Jänner bis 30. Juni 1863 — Ostdeutsche Post vom 1. Oktober 1862 bis 30. Juni 1863 — Politik vom 1. Dezember 1862 bis 30. Juni 1863 — Prager Zeitung vom 1. Oktbr. 1862 bis 30. Juni 1863 — Reichenberger Ztg. vom 1. Oktober. 1862 bis 30. Juni 1863 — Süddeutsche Ztg. vom 1. Oktbr. 1862 bis 30. Juni 1863 — Vaterland vom 1. Oktbr. 1862 bis 28. Juni 1863 — Wanderer vom 1. Oktbr. 1862 bis 30. Juni 1863. —
- „ **August Dimter**, Gymn. Lehramtsandidat in Prag: 1 Silbermünze und 3 Siegelabdrücke.
- „ **Richard Dohauer**, Großhändler in Prag: 3 Folio-Bände Manuscripte.
- „ **W. Dreßler**, Med. D. in Prag: 2 Urkunden.
- „ **Herm. Hallwich** Phil. Dr. in Prag: 2 Broschüren.
- „ **Anton Fron v. Leuchtenberg**, k. k. pens. Hauptmann in Pilsen: 1 Plan von Jerusalem — 1 alte Karte von Böhmen — 1 Autographen Abdruck — 2 Ansichten von Prag und eine Lithographie.
- „ **Franz Krause**, Realschulprofessor in Böhm. Leipa: 1 Broschüre.
- „ **David Kuh**, Redakteur der Tagesboten in Prag: Beiträge zur Höhenkunde des Königreiches Böhmen von Baron Callot. 1. Heft und 3 Broschüren.
- Fräul. Theresie Laube** in Teplitz: 62 Siegelabdrücke.
- Herr Gust. Lauda**, Med. Dr. in Leitmeritz: Die Hilscher-Denk Münze.
- „ **Ernst Popp**, Professor des Modellirens in Prag: 59 Bogen Manuscripte — 93 Kupferstiche — 22 Radierungen — 1 Lithographie — 1 Photographie — 4 Holzschnitte — 1 Tuschzeichnung und 1 Siegelabdruck.
- „ **Med. Stud. Neuß**: 24 Stammbätter aus dem Anfange des 17. Jahrhunderts mit Wappen und Autographen.
- „ **Ant. Schmalzfuß** J. U. Dr., k. k. Notar in Prag: Einen bronzenen Armring aus der Markomannenzeit, Reste von einem Opferrmesser und einem römischen Schwerte gefunden in der Gegend von Saaz.
- „ **Phil. Teweles**, Kultusgemeindefekretär in Prag: Das ehemalige Prämonstratenser-Chorfrauenstift Chotieschau von C. Kob. Köpl.
- „ **Phil. Dr. Wilh. Volkmann**, k. k. Univ.-Prof. in Prag: Privilegia Calvinistarum. 1611

Mittheilungen des Vereines  
für  
**Geschichte der Deutschen**  
in  
**Böhmen.**

II. Jahrgang.

Redigirt von **A. Schmalzfuß.**

Nebst der

**literarischen Beilage.**

Redigirt von

Prof. Dr. **C. Höfler.**



— Eigentum des Vereines. —

**Prag, 1864.**

Druck der k. k. Hofbuchdruckerei von Gottlieb Haase Söhne.

# Mittheilungen des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen.

Redigirt von  
A. Schmalzfuß.

Zweiter Jahrgang.

Viertes Heft.

## Die deutschen Bauern-Colonien in Böhmen und ihr Einfluß auf das Land und die Landwirthschaft.

Die Ansiedelung der deutschen Bauern in Böhmen und in den Slawenländern überhaupt, war ein Ereigniß von hoher Bedeutung für die Entwicklung der volkwirthschaftlichen Verhältnisse daselbst, denn sie gab den socialen Zuständen des Landes eine neue Gestaltung und schuf stellenweise einen freien Bauernstand, wie er selbst in manchen Gegenden Alt-Deutschlands damals nicht zu finden war. „Die neuen Ansiedler verwandelten die großen Waldwildnisse der Grenzwälder in blühendes Ackerland und überall, wohin deutsches Recht und deutsche Sitte verpflanzt wurden, sind jene Zinsbauern, die oft schlimmer daran waren als Pächter, wirkliche Nutzungseigenthümer geworden, die nicht mehr von der Laune und Willkür des Oberherrn abhingen, deren Rechte und Pflichten durch milde und billige Verträge gesichert waren.“<sup>1)</sup>

Der deutsche Bauer ist der ächte Repräsentant des deutschen Schaffens; er leistet, wenn er für sich arbeitet, das Unglaubliche. Er ist ein Held im Bezwingen der Naturgewalten; man weise ihm eine Haide oder einen Felsengrund an, man komme nach zehn Jahren wieder und man wird ein Kornfeld finden. Den Beweis dafür hat er noch überall geliefert, wie in Amerika, im südlichen Rußland, so auch in Böhmen, und mehr als dritthalbhundert auf „schlag“, „reit“ oder „grün“ endigende Dorfnamen geben uns heute noch den Beleg, welche großartigen Hinterwäldler-Dienste der deutsche Bauer in Böhmen geleistet hat.

Die neuen Ansiedler kamen aus Thüringen, Franken, Baiern, Schwaben und den Niederlanden.

Um die Mitte des zwölften Jahrhunderts war das Gebiet des Erzstiftes Magdeburg schon größtentheils deutsch.

Um dieselbe Zeit finden wir deutsche Colonien in Thüringen in der „goldenen Au“ bei den Klöstern Pforte, Walkenried und Schmöln.

1) Chlumetzky: „Karl von Zierotin.“

1154 übergab der Bischof Martin von Meissen den Flämingern das Dorf Coryn und sagt in der Urkunde, daß er die gestrengen Männer, welche aus Flandern gekommen seien, an einem unkultivirten und von den Einwohnern fast leeren Ort, Namens Coryn angesiedelt habe.<sup>1)</sup>

Zu Ende des zwölften Jahrhunderts waren auch auf den Besitzungen des Klosters Dobrußk und an mehreren anderen Orten in der Lausitz bereits deutsche Ansiedlungen.

Nach Schlesien kamen die ersten deutschen Ansiedler durch die Stiftung des Klosters Leubus (1175), welches mit Mönchen aus Pforte besetzt wurde. Im Jahre 1203 kommen aber urkundlich bereits neun andere Dörfer bei Schönau, Zauer und Vollenhain vor, die von deutschen Kolonisten gegründet wurden.<sup>2)</sup>

In Böhmen selbst kommen urkundlich die ersten Dorfanlegungen nach deutschem Rechte zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts vor, und zwar meist auf Klostergebütern. Unter Přemysl Otakar II. wurden in den Bezirken von Elbogen, Trautenau, Glaz und im mährischen Gesenke, die Deutschen massenhaft angesiedelt.

Der Hauptgrund für Ansiedelung deutscher Bauern war das Streben der Grundherren nach Vermehrung der Einkünfte. Wir finden dieß in vielen Urkunden mit klaren Worten ausgesprochen.<sup>3)</sup> Der slawische Bauer war durch den großen Druck, der auf ihm lastete, träge und stumpf geworden, denn er hatte kein zu erstrebendes Ziel in seiner Wirthschaft, weil die besten Früchte seines Fleißes nicht ihm, sondern seinem Herrn zu Gute kamen. Die angesiedelten deutschen Bauern dagegen sah man in stets wachsendem Wohlstande, das gefiel den Fürsten, Bischöfen, Äbten und Herren und sie verschrieben sich deutsche Bauern zur Gründung neuer oder zur Uibernahme der früher von Slawen innegehabten Dörfer.

Die landwirthschaftlichen Zustände in jenen Gegenden, welche die neuen Ansiedler betraten, waren sehr traurig. Die Schilderung des Zustandes, welchen die Mönche bei der Gründung des Klosters Leubus in Schlesien vorfanden, gibt uns einen Begriff von dem damaligen Zustande des Volkes und der Landwirth-

1) Stenzel: Urkundenbuch S. 141.

2) Eschoppe und Stenzel Urkundensammlung deutscher Kolonisten und Rechte 2c.

3) Der Abt des Augustiner-Chorherrenstiftes zu Breslau, Zodocus, erzählt in seiner Chronik: Herzog Heinrich I. habe im J. 1221 dem Abte Bitoslaus die Freiheit gegeben, mehrere Dörfer nach deutschem Rechte anzusetzen, welche früher nach polnischem Rechte angelegt gewesen wären und wenig Nutzen gegeben hätten. — Die Äbtissin Gertrud von Trebniz setzte 1237 einen Theil des Waldes Zadel (bei Frankenstein) aus, weil er ihr bis jetzt nicht den geringsten Nutzen gebracht habe. — 1251 wird dem Kloster Trebniz gestattet das Dorf Schawoime nach deutschem Rechte anzusetzen, um den Ertrag zu vermehren. — Der Abt des Augustiner-Stiftes Breslau erzählt, es habe sein Vorgänger Mathias ein Borwerk bei Klein-Linz mit polnischen Bauern besetzt, spottweise sei es aber Mätzendorf genannt worden. Sechzehn Jahre hindurch hätten die polnischen Bauern weder Erb- noch Grundzins bezahlt, bis endlich der Abt Benedikt dadurch genöthigt worden sei, es umzugestalten und nach deutscher Weise in sechs Hufen zu legen.“ (Langenthal.)

schaft. Der Chronist erzählt: Als die Mönche nach Leubus kamen, fanden sie das Land in einem erbärmlichen Zustande; das waldige Gelände lag unbebaut, denn die polnische Bevölkerung war arm und auch wenig arbeitsam. Mit einem hölzernen Haken ohne Eisen, gezogen von zwei Kühen oder Ochsen, durchfurchte der Bauer den sandigen Boden. Städte fand man im ganzen Lande nicht, sondern nur Burgen, vor denen bei einer Kapelle Markt gehalten ward. Das Volk hatte kein Salz, kein Eisen, weder Geld, noch Metalle, trug eine ärmliche Kleidung und trieb fast ausschließlich Weidewirtschaft.<sup>1)</sup>

Nicht viel verschieden von jenem Zustande mag auch der gewesen sein, welchen die ersten deutschen Ackerbau-Kolonisten in den waldigen Thälern der Grenzgebirge Böhmens vorgefunden haben. Der bei weitem größere Theil der ersten Ansiedelungen waren neue Dorfanlagen auf gerodeten Waldboden.

Bei der Anlegung eines Dorfes nach deutschem Rechte mußte vorher die Genehmigung des Landesfürsten eingeholt werden, dieser leistete auf die ihm nach böhmischem Rechte zukommenden eigentlichen Dienste und die aus ihnen entstandenen Abgaben Verzicht und behielt sich gewöhnlich nur einen Theil der Gerichtsgefälle und den Heeresdienst vor.

Alle nach deutschem Rechte ausgesetzten Dörfer wurden von der Gerichtsbarkeit der Kastellane und der königlichen Beamten überhaupt befreit. Die niedere Gerichtsbarkeit erhielt der Grundherr und dieser gab sie dem Schultheiß des Dorfes; die höhere Gerichtsbarkeit und die Appellation von den Dorfgerichten blieb bei dem König, der zu ihrer Ausübung mit gehöriger Vollmacht versehene Beamten senden konnte. Die daraus entspringenden Gerichtskosten bezogen zu gleichen Theilen der König, der Grundherr und der Schultheiß des Ortes.

Nach diesem erlangten königlichen Privilegium schloß nun der Grundherr mit einem oder mehreren der Kolonisten einen Vertrag, nach welchem er sich verpflichtete, das Stück Landes von gemessener oder nur geschätzter Hufenzahl den Ansiedlern überlassen zu wollen. Zu diesem Behufe wurden die Grenzen bestimmt und sorgfältig mit Steinen vermarkt oder auch Erdhäufen, Malbäume und Flüsse zu Flurscheiden gewählt. Anfangs begnügte sich der Grundherr nur mit einer Nutznießung, welche aus den Abgaben entsprang, mit der Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts aber kommen auch Kaufgelder vor und dienen zum Beweise, daß sich die einwandernden Kolonisten sehr vermehrt haben müssen.

Die Verträge laufen gewöhnlich auf folgende Bestimmungen hinaus:

1. Verpflichtete sich der Unternehmer der Kolonie die ihm übergebene Hufenzahl mit Bauern zu besetzen, den Zins und Zehnten einzusammeln und abzuliefern, an Gerichtstagen den Grundherrn und sein Gefolge mit einer Mahlzeit zu beköstigen und als Vasall des Obergerichtsherrn dem Landesherrn Lehndienste zu leisten.<sup>2)</sup> Dafür bekam er ein freies, erbliches, theilbares Eigenthum, ein Frei-

1) Monumenta Lubensia.

2) Beide wurden in der Folgezeit in Geldabgaben umgewandelt.



schulzengut, welches aus einer bestimmten Anzahl von Hufen,<sup>1)</sup> oder aus einer Quote sämmtlicher Bauergüter des Dorfes bestand und auch noch mehrere Nebennutzungen, z. B. Schank- und Schmiede-Gerechtigkeit, Fleisch- und Brodbauk u. s. w. besaß. Damit war aber zugleich das Amt des Schultheiß, der Vorsitz im Dorfgerichte, die polizeiliche Aufsicht im Dorfe, und der dritte Theil der Strafgeelder verbunden.

2. Sollten die ansiedelnden Bauern als persönlich freie Leute, ihre Hufen erb- und eigenthümlich als Erbzinsgüter besitzen, indessen nicht ohne Bewilligung des Grundherrn verkaufen oder verpfänden können. Der jährliche Zins betrug von einer Hufe gemeinlich eine Viertel, selten eine halbe Mark (1 Mark = 20 fl.) Silber und zum Anfange erhielten sie auch noch mehrere Freijahre, deren Zahl sich nach der Beschaffenheit des Landes richtete. War das Land ein Wald, so wurden 3 bis 16 Jahre, war es schon in Kultur 1 bis 4 Jahre, auch wohl gar keine Freijahre festgesetzt.

Zu diesen an den Grundherrn zu entrichtenden Lasten kam aber die Abgabe des Zehnten an die Geistlichkeit hinzu. Der Zehnt war zwar verschieden, wurde aber schon in der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts für jede Hufe auf ein gewisses Maß Getreide festgesetzt, bestehend aus einer gleichen Mengenanzahl von drei oder vier Getreidearten, zuweilen auch noch Erbsen, selten Honig und Schmalz-zehnt. Später verwandelte man die Getreide-Abgabe in Geld und unter Umständen geschah dadurch den Bauern Erleichterung.

Aus dem Allen ersieht man, daß die Bedingungen, unter welchen die Bauern ihr Erbzinsgut erwarben, für die damaligen Verhältnisse keineswegs eben allzugünstig waren. Doch ist zu erwägen, daß sich die Bauern durch Beschwerden, Drohung mit Auswanderung zu helfen wußten und stellenweise sich mehrerer Lasten entledigten. Wirkliche Auswanderungen werden auch erwähnt, wie z. B. in der Urkunde der Äbtissin von Trebnitz im Jahre 1297.

Die Folgen dieser Dorfsansiedelungen waren für Böhmen in doppelter Beziehung segensreich, in materieller und in socialer.

In materieller Beziehung wirkten die neuen Bauern-Kolonien höchst wohlthätig für das Land, weil sie wahre Musterwirthschaften für die slawischen Nachbardörfer waren. Ein Hauptunterschied zwischen der bei den Slawen üblichen

1) Im Jahre 1252 schloß das Byschehrader Domkapitel einen Vertrag mit Heinrich, Münzmeister in Humpolez, welcher sich verbindlich machte, in der noch unangebauten Gegend vom Walde Melechow zwischen Zahradka und Kauty bis an die Grenzen der jetzigen Stadt Humpolez neue Dörfer für Kolonien unter emphyteutischem Rechte mit Vertheilung der Hufen in derselben Weise, wie in den benachbarten deutschen Dörfern des Klosters Selau anzulegen, wofür die siebente und achte Hufe in jedem Dorfe als Lehen vom Kapitel ihm zufallen sollten. Auf diese Weise entstanden damals nebst anderen Ortschaften wahrscheinlich die Dörfer Schönfeld (Schonfeld) und Lichtenfeld (Lychensfeld), die aber schon in Vergessenheit gerathen sind, so daß sich ihre Lage nicht näher bestimmen läßt. (Tomel. Gesch. v. Prag 408.)

Bodenbearbeitung gegenüber der deutschen war schon durch die Acker- und Bodenbearbeitungs-Werkzeuge begründet; der Deutsche arbeitete nämlich mit einem schweren Pfluge, der Slawe mit einem leichten Haken.

Soweit Deutschland und deutsches Leben sich erstreckte, war der Pflug (aratrum) das Werkzeug zur Bearbeitung der Acker. An diesem befand sich eine eiserne Schar, ein Name, welcher in den lateinischen Urkunden als deutsche Bezeichnung erwähnt wird (ferramenta aratri, quae vocantur sear). Der deutsche Feldbau unterschied sich vom slawischen eben darin, daß der deutschen Bauer mit dem Pfluge jeden, auch den schwersten Boden tiefer zu bearbeiten und vollständiger zu wenden im Stande war, während der Slawe mit seinem Haken nur leichte Böden leicht durchzufurchen, aber weniger zu wenden vermochte.

Hieraus ist auch erklärlich, warum die Slawen nur die Gegenden mit leichtem Boden aufsuchten und alle Landstriche mit bindigem Boden als Weideland liegen lassen mußten.

Wollen wir uns eine klare Vorstellung von den Wirkungen dieser Kolonisierung auf die damalige Landwirtschaft machen, so dürfen wir nur bedenken, welchen Einfluß es auf unseren heutigen Wirtschaftsbetrieb in Böhmen äußern würde wenn jetzt massenhaft belgische Landwirthe in Böhmen sich ansiedelten. Würden diese nicht durch ihre wahrhaft industriöse Bodenkultur weit höhere Erträge demselben Boden abgewinnen und würde ihr Beispiel nicht vielfach den einheimischen Landwirth zur Nachahmung anspornen?

Wie weit aber die deutschen Ansiedler in der Bodenkultur schon voraus waren, das sehen wir am besten an dem Landwirtschaftsbetrieb der königlichen Städte in Böhmen. Wir finden im Bereiche der Stadtfluren schon den Anbau von Gemüse, Hopfen, Waid und Wein, kurz von Handelsgewächsen, welche einen bedeutend höhern Ertrag als der Getreidebau liefern, aber auch eine viel sorgfältigere Bodenbearbeitung und eine unermüdlige Pflege während des Sommers erfordern; dadurch entstand ein rationellerer Betrieb, welcher später auch mehr oder minder auf den Anbau der Cerealien übertragen wurde und in welchem wir die ersten Anfänge der höheren Landwirtschaft unverkennbar erblicken.

In socialer Beziehung wirkten die Ansiedelungen wohlthätig auf das Land zurück, weil auch die Lage des slawischen Bauern eine bessere wurde. Die, sowohl für den Grundherrn, als den Ansiedler, im Vergleich zur Lage des böhmischen Bauern ungemein günstigen Bedingungen verursachten bald ein solches Drängen nach königlichen Privilegien, wodurch die Befreiung von der Gerichtsbarkeit der königlichen Burggrafen ertheilt und die geschlossenen emphyteutischen Verträge bestätigt wurden, daß binnen einem Jahrhundert alle böhmischen Dörfer mit seltenen Ausnahmen nach deutschem Rechte angelegt erscheinen. Die in den Dörfern nach deutschem Rechte angesiedelten Bauern erfreuten sich einer vollen Freiheit gegenüber den königlichen Beamten und lebten unter eigenen Rechtsbedingungen, die man von nun an mit dem Namen „deutsches Recht“ im Gegensatze zu dem

bisher im Lande üblichen (böhmischen) bezeichnete. Das Hauptmerkmal des Verhältnisses war der Umstand, daß die nach deutschen Rechten angesiedelten Bauern keine Erbpächter, wie bisher die meisten böhmischen, sondern emphyteutische Besitzer derjenigen Gründe waren, die sie von den Eigenthümern unter bestimmter Erbzinspflicht gekauft hatten, auch wieder verkaufen konnten. Ferner waren diese Bauern von allen Lasten der Gesamtbürgerschaft, so wie von den Staatsfrohen<sup>1)</sup> befreit, hatten eigene Schulzen mit niederer Gerichtsbarkeit und wurden in Bezug auf die Kriminal-Gerichtspflege an die Magistrate der nächstliegenden Städte gewiesen.<sup>2)</sup>

Dieses Drängen nach königlichen Privilegien bezüglich der Aussetzung der Bauernhöfe nach „deutschem Rechte“ beweist doch wohl unwiderleglich, daß es große Vortheile gegenüber der heimischen Pachtform gewährt haben muß. Diese Vortheile bestanden darin, daß der Bauer nicht mehr von der Laune und Willkür seines Oberherrn und dessen Beamten abhing, und daß seine Pflichten und Rechte durch Verträge gesichert waren; es mehrten sich daher mit der Aussetzung der Bauernhöfe nach „deutschem Rechte“ Selbstzucht, Freizügigkeit und Standesbewußtsein.

Später wurden freilich die Bauern durch Frohndienste wieder mehr gedrückt. Während man zur Zeit der Einführung deutschen Rechtes die Kolonisten durch Privilegien und Exemtionen zu locken und zu gewinnen trachtete, überging man später, als die Bevölkerung mit dem Bedarfe nach Arbeitskraft nicht gleichmäßig wuchs, zu den wohlfeileren Mitteln, diese Kräfte mit Gewalt an den Zinsgrund zu fesseln. Im zweiten und dritten Viertel des vierzehnten Jahrhunderts finden sich bereits Landtagschlüsse und königliche Privilegien, welche die Freizügigkeit der Unterthanen wesentlich beschränkten, ein Beweis, daß der verhängnißvolle Prozeß der Leibeigenschaft thatsächlich den Anfang genommen hatte.<sup>3)</sup>

Da die Deutschen in Böhmen überhaupt gar keine Verdienste um das Land haben dürfen, so hat man in neuerer Zeit die Behauptung aufgestellt, daß die slawischen Bauern und Ortsgemeinden ursprünglich freier gewesen seien, als die deutschen.<sup>4)</sup>

1) Dahin gehörte: Das Bauen oder Verbessern der Burgen, Brücken und Straßen, das Anlegen von Gräben und Verschanzungen oder Verhauen in den Wäldern zum Behufe der Landesverteidigung, das Wachen in den Burgen und Versorgung der letzteren mit Lebensbedürfnissen, verschiedene andere Abgaben in Naturalien bei verschiedenen Gelegenheiten, Zufuhren für den Bedarf des Kriegsheeres, die Beherbergung der fürstlichen Beamten und Diener, wie auch des Fürsten selbst mit seinem Hofe auf Reisen, besonders aber bei einem Kriegszuge, ja selbst bei den Jagden auf die Verpflegung der Jäger und Hundewächter sammt den Jagdhunden. Daß dabei allerlei Bedrückungen verlaßen, wird man begreiflich finden.

2) Siehe Palacky Geschichte Böhmens II. Bd. S. 159.

3) Ohlmeßky. „Landtafel“ a. a. 1366 Beschluß die Freizügigkeit aufzuheben.

4) Diesen Einwurf widerlegt schon Fordan in seinem „Königthum Georg's von Podiebrad“ (1861 S. 201), indem er sagt: „Wäre dem so, wie hätten es gerade die Aussetzungen nach deutschem Rechte für die Bauern und die Verleihung des Magdeburger, Kulmer, Renmarker Rechtes für die Städte sein können, was den Aufschwung hier wie dort förderte? Wenn es gleichwohl be-

Für den Verein für die Geschichte der Deutschen in Böhmen sind diese Bauern-Kolonien in vielfacher Beziehung von hohem Interesse. — Durch seine Abgeschlossenheit und durch die Form seiner Arbeit bewahrt der Bauer am längsten den nur leise und unmerklich sich verschiebenden Grund des Volksgepräges und die Bauernsitte ist ein Schrein, worin gar viele uralte Heiligthümer noch geborgen liegen, daher bewahrt der Bauer auch, wenn er nicht zu vereinzelt wohnt, treuer seine Nationalität, als der Städter. Wir haben Städte, die schon zweimal ihre Sprache gewechselt, aber unsere deutschen Bauern-Kolonien, über welche die Husitenstürme eben so wild hintosteten, wie über die Städte, sind deutsch geblieben. — Die genaue Durchforschung der Dialekte wird uns sicher auch noch Rückschlüsse auf das ursprüngliche Heimatland dieser vor nun mehr als sechshundert Jahren angesiedelten Ackerbauer erlauben.

**A. S.**

## **Graf Mansfeld und die Stadt Schlaggenwald.**

(Ein Beitrag zur Geschichte des böhmischen Aufstandes von **A. Kobl.**)

### **4.**

(Schluß.)

So ging allmählig der sogenannte böhmische Krieg seinem Ende entgegen; allein eben noch in seinen letzten Ausläufern schien die Entscheidung in unsere Gegend sich zu legen; der bairische General Grotte rückte allmählig näher und auch die Sachsen vermochten endlich die Hemmnisse des Marsches zu überwinden und sich mit den Baiern zu vereinigen. Als nun die Hauptmasse der Mansfeld'schen am 4. Februar nach Elbogen abzog, da trat in derselben Stunde der Rath von Schlaggenwald zusammen, um sich in einem längeren Schreiben an die „hoch- und wohlgebornen Herrn Herrn, edlen gestrengen Ritter, N. N. der röm. kaiserlichen auch zu Ungarn und Böhmen königlichen Majestät wohlverordneten Herrn Kriegscommissarien und Offiziere“ bezüglich der im Umlaufe befindlichen bösen Gerüchte,

gründet scheint, daß der Begriff dinglicher und persönlicher Unfreiheit in seinem Extreme, der Leibeigenschaft erst seit der engeren Verbindung mit Deutschland in den slawischen Ländern um sich gegriffen hat, und aus dieser Erscheinung geschlossen wird, daß deutscher Einfluß dieselbe mit sich gebracht habe, so ist dieß ein falsches post hoc propter hoc. Denn in Deutschland wie in Böhmen war es erst die spätere Rechtsentwicklung, welche diese Erscheinung erzeugte und nur die Einwanderung, die nach diesem Zeitpunkte erfolgte, ist für diesen Umstand mit verantwortlich. Daß aber die damaligen deutschen Einwanderer diese traurige Ausartung vielmehr verhütet als beschleunigt haben, ist hinlänglich erwiesen. Als wichtigster Erklärungsgrund für die Entwicklung der Leibeigenschaft erscheint der Umstand, daß der böhmische Adel dem deutschen, welcher sich territorialisirte, nachgeeifert hat, aber nur in socialen Gebiete und darum ungerechtfertigter erreichen konnte, was jener politisch ward. Dem Streben nach Autonomie aber, d. h. der Freiheit nach Oben, entspricht Knechtung nach Unten und wo das erstere vereitelt wird, geschieht die Entschädigung durch das letztere. So ist es gekommen, daß während in Deutschland unter den landesherrlichen Obrigkeiten die Rechtsstellung der untern Stände allmählig besser wurde, sie in Böhmen bei dem zwar unüberwundenen, aber später sehr geschwächten Königthume unter übergreifender Nobilität mehr und mehr zu patrimonialer Knechtschaft verkümmerte.“

zu denen natürlich die Haltung der unteren Klassen Anlaß gegeben, und namentlich in dem Punkte zu rechtfertigen, als hätten sie dem Grafen Mansfeld im Namen des Pfälzers auf's Neue geschworen. Sie führten aus:

Hoch- und wohlgeborne Herrn! Wir machen uns keinen Zweifel, es werde von dem durchlauchtigen hochgebornen Fürsten und Herrn, Herrn Karl, Fürsten und Regierer des Hauses Lichtenstein, unserem gnädigen Herrn, sodann auch von dem edlen gestrengen Herrn Christian von Now, Subernator der Garnison Nies, Euer Gnaden referirt sein, was uns der Graf zu Mansfeld nunmehr unterschiedene Mal schriftlich angesonnen, derowegen wir zu Bezeigung unserer unterthänigsten gehorsamsten Devotion gegen Ihre kaiserliche Majestät öfters um Schutz wider denselben flehentlich gebeten und angefleht haben. Wiewohl wir nun vertröstetermaßen (wie E. Gnaden aus beigefügter Abschrift des Antwortschreibens Ihrer fürstl. Gnaden von Lichtenstein zu vernehmen) täglich auf den Succurs oder andere Erledigungsmittel gehofft; weil aber jedoch dieselben in etwas verzogen; hat unterdessen obgedachter Graf seinen Vortheil ersehen, also, daß er uns wie auch das benachbarte angrenzende Stift Tepl mit einer starken Armada überraschet, uns arme Bergstädte wie auch andere benachbarte zu brandschatzen; hat uns auch mit Einquartierung allerhand Drangsal zugesügt. Dabei wir noch Gott dem Allmächtigen danken, daß er uns keinen Abfall von Ihrer kais. Majestät, noch viel weniger eine neue Pflichtleistung zugemuthet, sondern uns bei vorigem Ihrer Majestät geleistetem homagio verbleiben lassen, also, daß wir noch bis dato in der röm. kais. Majestät, unsers allergnädigsten Herrn, Devotion verharren und auch nachmals beständig dabei zu verbleiben gedenken. Denn ob wir zwar diesen Gewalt<sup>1)</sup> von uns gerne abgewendet gesehen hätten, so sind wir doch (mit Gott es bezugend) als ein offener, ganz bloßer und unbewehrter Ort viel zu schwach gewesen, als daß wir dergleichen Macht zu widerstehen vermocht hätten. Daher wir solches, auch was gegen unsere armen Unterthanen vorgegangen, geschehen lassen und Gott und der Zeit befehlen müssen, damit wir nur Weib und Kind erhalten, Haus und Hof vor Brand salvirt, zuvörderst aber Ihrer kais. Majestät allhiefiges edles Bergwerksregal vor Ruin bewahrt haben.

Demnach uns aber vorkommt, wasmassen Euer Gnaden mit Dero unter sich habenden Armada sonder Zweifel sowohl zum Schutze des Stiftes Tepl als auch unser, in die Nachbarschaft gerückt, welches wir zwar gerne vernommen; weil wir aber daneben so viel in Erfahrung bringen, wie E. Gnaden ungleiche Reden vorgebracht worden sein sollen, als ob wir von der röm. kais. Majestät Gehorsam wieder abgewichen wären und uns neuerdings zu dem Pfalzgrafen gewendet hätten (wofür uns Gott gnädig behüte), wir aber mit unserm reinen Gewissen ein anderes zu bezugen haben: also haben wir nicht unterlassen sollen noch können bei E. Gnaden uns hiemit durch dies unser Schreiben gehorsamst zu purgiren und Dieselben zu versichern, daß uns dergleichen nie in den Sinn gekommen, sondern wir auch nachmals bei der kais. Majestät, unsers allergnädigsten Herrn, Gehorsam beharrlich und standhaft zu verbleiben entschlossen sein, mit der gehorsamsten Bitte, weil wir bei solcher Verwandtnis und unplötzlichem Überfall wider Gewalt nicht gekonnt, und auch überhaupt nichts anderes gethan haben, als daß wir dem Grafen Quartier geben und zu Verhütung vor Plünderung und anderem ihn einnehmen müssen, uns dies nicht im Argen zu verdenken, sondern als arme unschuldige Leute uns gnädig und großgünstig sitr entschuldiget zu nehmen, auch uns und unsere armen Unterthanen, die ohne dies bis auf den letzten äußersten Grad ausgejaugt und in Grund verderbt sind, mit weiterem Überzug und Einquartierung gnädig zu verschonen und daneben bei Dero Armada die gnädige und großgünstige Verfügung zu thun, daß wir neben unseren armen Leuten mit Plünderung, Brand und Verheerung verschont und nicht verderbt werden mögen.

Im Übrigen bleiben wir einmal bei der kais. Majestät, unsers allergnädigsten Herrn, Devotion. Und weil gleich jezt diese Stunde das Mansfeld'sche Volk von dannen nach Elbogen aufgebrochen und wir noch nicht ganz vor ihnen gesichert: also bitten E. Gnaden wir um Gottes willen, Die geruhen von höchstermeldester kais. Majestät wegen uns in Deroselben gnädigen Schutz und Schirm zu nehmen und nach Dero beliebigen Discretion zu notwendiger mündlicher Unterredung Ort und Zeit zu bezeichnen u. s. w.<sup>2)</sup>

1) nämlich den Einfall Mansfeld's.      2) Concept.

Doch ward das Schreiben erst am 7. expedirt, offenbar weil Schwierigkeiten vorhanden waren, es von der Mansfeld'schen Besatzung umbemerkt aus der Stadt zu bringen. Am selben Tage waren aber auch schon die Baiern ganz in die Nähe gerückt, man mußte eines heftigen Zusammenstoßes gewärtig sein. Die Mansfeld'schen rechneten darauf, von der zahlreichen Bürgerschaft unterstützt zu werden. Sie sahen sich hierin getäuscht; nur ein Theil, unzweifelhaft aus den Revoltirern der untersten Klasse bestehend, hielt zu ihnen; der größere und bessere Theil der Bürgerschaft jedoch gab ihnen keine Sympathien zu erkennen. Im großen Unwillen darüber rief Mansfeld seine Besatzung aus der Stadt nach Elbogen ab; ihr Abzug erfolgte noch in der Nacht vom 7. zum 8. Februar. Gleichzeitig verließ Mansfeld auch Elbogen, um, wie es heißt, einer dringenden Erforderung von Seite des Pfalzgrafen Folge zu leisten. Seine Leute aber blieben daselbst, und der gräfliche Regimentschultheiß Wilhelm von Leiningen erhielt bei der Abreise des Generals den Auftrag die Schlaggenwalder ernstlich um ihre Gefinnungen zu fragen. In dem Schreiben, das nun Leiningen am 8. Februar von Elbogen aus an die Stadt richtete, wird das Königthum des Pfalzgrafen noch immer aufrecht erhalten, so sehr auch Mansfeld überzeugt war, daß es mit demselben vorüber sei. Es ist in dem Schreiben zuerst von einer, nicht näher bekannten, Verwahrlosung des Pulvers die Rede, dann heißt es weiter:

„Sonderlich haben Ihr Gnaden mit höchstem Misfallen verstanden, daß, als es gestrigen Tages das Ansehen gehabt, als wollte es an den Mann gehen. Eure Bürgerschaft so schlecht zum Handel gethan und dem Herrn Obristen Grafen kümmerlich an die 300 beigeprungen, die übrigen hie und her verlossen, als wie der Haase bei der Trommel gehalten. Ob welcher bei Euch verspürten Zaghaftigkeit und Kleinmüthigkeit, und weil Ihr sehr geringen Eifer, zu Eurer Selbstwohlfahrt (besitz), Ihr Gnaden nicht unzeitigen Anlaß gewonnen, das bei Euch zu Eurer Defension gelassene Volk, welches bei mehrerem Ernst, eurethalben wohl sämtlich um die Hälse gekommen wäre, zu seiner Rettung anher abzufordern, immassen Ihr Gnaden Gemüth (derart) ist, daß Sie keinen Soldaten ohne Ursach in Gefahr zu stecken begehren. Weil denn aus solchem Verlaufe man nicht recht ziehen kann, ob Ihr Fisch oder Fleisch, kalt oder warm: also haben Ihr Gnaden vor Dero nothdränglichem Abreisen zu Ihrer königlichen Maiestät, von der Sie ernst-eifrig und unverzüglich sich zu erheben erfordert worden, mir gnädig anbefohlen, über obangeregte Unachtsamkeit und Fahrlässigkeit, und nicht weniger auch über den geringen verspürten Eifer, auß höchste Beschwerde zu sithren und dabei zu vernehmen, ob Ihr nachmals für den Fall (der Belassung) Eurer Gewissens — und anderer Freiheit neben denjenigen, die solche Euch beschützen helfen sollen, Gut und Blut standhaft daran zu setzen gewillt seid oder nicht. Im ersten Falle sind Ihr Gnaden kraft mir gelassenen Auftrages entschlossen, Euch wiederum mit nothwendiger Soldateska zu versehen und nichts zu unterlassen, was zu Eurer Rettung dienen kann, sondern das Äußerste mit beizusetzen. Im widrigen Fall aber werdet Ihr es Ihr Gnaden nicht verdienen, daß Sie die Hand abziehen und Euch hilflos lassen. Derentwegen ist Derselben günstiges Anstunnen (an Euch), daß Ihr Euch, was Euer Gemüth und Meinung, fürderlich erkläret; denn auf einen wie den andern Fall hat Ihr Gnaden Statthalter seinen Befehl, was er zu thun oder zu lassen. Welches auf erhaltenen gnädigen Befehl den Herrn wir nicht bergen wollen.

Der Herrn

jederzeit dienstwilliger Wilhelm von Leiningen, gräf.  
Mansfeld'scher Rath und Regimentschultheiß.

Von einer nochmaligen Besetzung der Stadt durch Mansfeld'sches Volk war nun schon aus dem einfachen Grunde keine Rede, weil eben auch am 8. Februar

der bairische General Alexander Freiherr von Grotte mit seinen Leuten in Schlaggenwald einrückte und unverzüglich die gesammte Einwohnerschaft auf's Neue in Pflicht und Huldigung gegen den Kaiser nahm.<sup>1)</sup>

Als daher obiges Schreiben Leiningen's am gleichen Tage präsentirt wurde, bemerkte der Stadtschreiber einfach darauf: „Mansfeld'scher Regimentschultheiß begehrt, ob wir pfälzisch oder kaiserlich sein wollen. Ist nicht beantwortet worden. Keine Antwort auch eine Antwort.“ Der Stadtschreiber hat damit überhaupt die Meinung des besseren Theiles der Bürgerschaft bezeichnet.

So war die Mansfeld'sche Invasion glücklicher als man gedacht vorübergegangen. Dagegen begann jetzt wieder eine trübe Zeit für die Stadt, da dieselbe nun einen beträchtlichen Theil der Bequartierung, und besonders der Verpflegung für die bairischen Truppen, die sich zur Belagerung von Falkenau und Ebogen anschickten, zu tragen hatte. Schon unter dem 13. Februar, also fünf Tage nach dem Einrücken der Baiern, wandte man sich an den Kammersekretär Basel in Prag; man berichtete ihm kurz, daß der Graf von Mansfeld nach abgesehenem Vortheile die Stadt mit einer ziemlichen Armada attackirt habe, nun aber nach seinem Abzuge die bairische Armee eingerückt und noch in beträchtlicher Anzahl hier befindlich sei. Es fehlte aber den hiesigen Bergstädten durchaus an Kräften solche auszuhalten; zudem herrsche eine solche Wasserklemme, daß die Leute zu keinem Brot gelangen könnten, und doch sollten sie dabei auch noch die Soldaten unter-

1) Grotte eruchte später (6. Juli 1621) von Hayd aus den Rath von Schlaggenwald, ihm ein amtliches Zeugniß seines Verhaltens während seines Commando's in hiesiger Gegend auszustellen; er erhielt dasselbe auch unter dem 20. Juli, es lautet folgendermaßen:

„Wir Bürgermeister, Richter und Rathmannen der kais. und königlichen freien Bergstadt Sch. erkunden hiemit und bekennen gegen männiglich: Demnach der wohlgeborne Herr Herr Alexander Freiherr von Grotte, der kais. Durchl. in Baiern Rath, Kämmerer, wohlverordneter General über die Artillerie, und Obrister, auch Pfleger zu Mitterfels, an Uns begehrt, Ihr Gnaden schriftlichen und beglaubten Schein wiederfahren zu lassen wegen Ihres allhie verrichteten Commando, und Wir Uns gleich willig befunden, der Wahrheit zum Besten, doch so weit es Uns in diesen Sachen gebührt, Ihr Gnaden zu gratificiren: also bezugen Wir hiemit und kraft dieses, so hoch Uns eine Wahrheit zu bezugen obliegt: daß wohlgedachter Herr Grotte, damals der bei sich habenden bairischen Armada General und Obrister, den 8. Montagstag Februarii dieses laufenden ein und zwanzigsten Jahres, als die Nacht zuvor das Mansfeld'sche Kriegsvolk von hinnen auf und davon gezogen, bei dieser Bergstadt ohne einige feindliche Thätigkeit eingekommen, dieselbe in Ihrer röm. kais. Maiesät Gewalt, sowohl von Dero wegen Uns und ganze Bürgerschaft de novo in Pflicht genommen. Desgleichen haben Wir und so viel Uns bewußt ein Jeder in vorfallenden Beschwerden die Zeit Ihr Gnaden Hierseins bei Deroselben guten Zutritt und Expedition, so viel sich's in solchen Länften leidet, gehabt und Dero Schutzes gegen benachbarten Feinden wohl genossen, so daß Wir gewünscht hätten, Ihr Gnaden und Dero untergebene Armada sollten vor Ankunft der Mansfeld'schen dieser Orten sich befunden und Uns bei ehemaliger unterthänigster Ergebung an Ihre kais. Maiesät vor widerwärtigem Attaquiren manutemirt haben. Gelanget derowegen an Alle und und Jede nach Standesgebühr Unser Dienst gebührlich und freundlich Bitten, dem Vorgescriebenen allen Glauben zuzustellen, wie Wir auch auf alle Fälle kein anderes wissen noch berichten können. Dessen zu Beglaubigung Wir Unser und gemeiner Stadt kleines Inseigel fürdrucken lassen u. s. w.“

halten. Futter, Heu und Haber, sei bereits aufgezehrt, die Bergleute seien entlaufen, das Bergwerk stehe ungebaut, und müsse, wenn es so fortgehe, in Grund hinein verderbt werden. Er möge daher beim Fürsten Lichtenstein, an den sie sich bittlich gewandt, dahin zu wirken trachten, daß die Armee anderweitig bequartirt werde.<sup>1)</sup> Allein das Alles war nur der Anfang; und so lange Falkenau und Elbogen im Widerstande verharrten, konnte von einer Erledigung Schlaggenwalds und seiner Umgegend schon gar keine Rede sein. Das stellte auch Fürst Lichtenstein der Stadt in einem Schreiben vom 22. März vor. Nachdem er zuerst versichert, er habe die vorgebrachten Klagen wohl zur Kenntniß genommen, fährt er fort: „Dieweil man aber wegen der daselbst herum zu Elbogen und Falkenau noch vorzüglich widerwärtigen Rebellen diesfalls nicht Rath schaffen und Euer, wie gern man auch wollte, verschonen können: also thun an Statt und im Namen der kais. Majestät Wir Euch nochmals zu beharrlicher Standhaftigkeit und Devotion in Gnaden vermahnen, mit der gewissen Vertröstung, daß Wir alles Fleißes bedacht sein wollen, damit obgedachte in ihrem bösen und höchststräflichen Vornehmen verharrende Rebellen wiederum ehestens zu Recht gebracht und Ihr der beschwerlichen Kriegeslast, wo nicht gänzlich, doch zum Theil, enthoben, auch in Zukunft mit kaiserlichen Gnaden, Euerem Vorschlag nach, so viel möglich bedacht werden möget.“<sup>2)</sup>

Dieser Vorschlag war der, daß die Schlaggenwalder angesucht hatten man möge ihnen nach der Unterwerfung von Elbogen und Falkenau auf Kosten dieser Orte eine Entschädigung für die bei den Belagerungen derselben ausgestandenen Lasten anweisen. Wir werden sehen, wie diese Bitte wiederholt vorgebracht wurde.

Auch bei dem Oberanführer der bairischen Armee, dem berühmten Johann Tischerlas Freiherrn von Tilly, suchte die Stadt um Abhilfe ihrer Beschwerden nach (30. März), und dieser schrieb auch unter dem 2. April von Wies zurück er habe den Generalzeugmeister Freiherrn von Grotte bereits beauftragt, einen Theil des einquartierten Volkes in die Falkenauer Gegend zu verlegen und der Stadt überhaupt so viel als möglich zu schonen.<sup>3)</sup> Gleichwohl dauerte es noch eine geraume Zeit, ehe die bairischen Truppen aus dieser Gegend aufbrachen, und auch, als dieß erfolgt war, trat für die Stadt keine Ruhe ein; Durchzug auf Durchzug, meist kaiserlicher Regimenter, erfolgte auch weiterhin, verbunden mit einem Gelderpressungssystem, das auch den Rest des früheren Wohlstandes bis in den innersten Grund vernichten mußte.

Die Wirksamkeit der bairischen Armee in unserer Gegend erstreckte sich zunächst auf die Belagerung der festen Plätze Falkenau und Elbogen. Die Sachsen, welche unter General Wrzowez Eger besetzt hatten, sollten sie hiebei unterstützen. Beide Orte leisteten wacker Widerstand. In Falkenau lagen 750 Engländer un-

1) Concept. — 2) Orig. — 3) Orig.



ter dem Obristen Gray, die Reste jener 2000 Mann, welche König Jakob seinem Schwiegerohne dem Pfalzgrafen zu Hilfe geschickt hatte. Elbogen, dessen Besatzung beträchtlich stärker war und unter den Befehlen Heinrichs Grafen von Ortenburg stand, war dazu seiner Lage und Befestigung nach noch besser zur Vertheidigung geeignet, um so mehr da man gewisser Hoffnung sein mochte, es werde Mansfeld mit frischen Kräften zum Entsatz anrücken.

Die Reihe kam zuerst an Falkenau. Der sächsische General meldete am 28. März nach Hause: „Verwichenen Sonntag den 26. zu Abend bin ich mit den zweien Freisändlein neben den Baiernischen vor Falkenau ankommen, haben alsbald die bairischen Stücke anfangen zu beschießen. Der Feind ist gewaltig trotzig, hat wie er unsere Ankunft vernommen, alle Häuser vor der Stadt, wie auch etliche schöne Vorwerke angezündet, und ist resolvirt, sich bis auf den letzten Mann zu wehren. Ich habe an einem anderen Orte seithalben die ganze Nacht Laufgräben und Batterien machen lassen. Will, geliebt es Gott, morgen sehen, was die zwickauischen und das egerische große Stück werden thun können. Der Hauptmann Rascha, so zu Petschau liegt, hat gestern zum General Zeugmeister Grotta geschickt und an denselben begehrt: wo man ihm und seinen Soldaten mit Sack und Pack den Abzug zulassen thäte, wollte er das Schloß aufgeben. Es hat sich aber Grotta darauf resolvirt: sie nicht anders als mit Stecken in der Hand passiren zu lassen. Beliebete denselben aber, Ihre Durchl. in Baiern zu dienen, wollte er ihnen bald zwei Monat Sold auf die Faust geben und alle ihre Sachen lassen. Vermerke auch sonst, daß sie, die bairischen Generale und Befehlshaber, vielmehr geneigt, wann es möglich, alle Besatzungen des Feindes durch Geldmittel, als de facto und mit Gewalt an sich zu bringen.“<sup>1)</sup>

Noch am 7. April befahl Grotte den Schlaggenwaldern Brot, Bier und andere Victualien in's Lager vor Falkenau zu schaffen, wofür baare Bezahlung geleistet werden sollte. Zur Sicherung der Zufuhr verordnete er die Aufstellung einer Wache im Walde „beim alten Gemäuer.“<sup>2)</sup> Doch mochte der in Falkenau liegende englische Obrist mit seinen Landsleuten allgemach die Lust verlieren für eine so wenig Erfolg versprechende Sache weiter zu streiten. Schon am 9. April schloß er deshalb seinen Vertrag mit General Grotte ab in der Weise, daß er versprach am anderen Tage (10. April) die Stadt zu räumen und mit seinen Leuten zu schwören, daß sie innerhalb 6 Monaten sich nicht wider den Kaiser gebrauchen lassen wollten, wofür er jedoch freien Abzug mit Sack und Pack, mit Ober- und Untergewehr verlangte. Grotte, dem es mehr um den Besitz des Ortes und damit um Gewinnung eines der letzten Stützpunkte Mansfeld's in Böhmen, als um weitere Demüthigung der Besatzung zu thun war, ging ohne Zögern darauf ein, um so mehr, da Mansfeld selbst drohend an der pfälzischen

1) Mitgetheilt in Müllers verdienstlichem Werke: Fünf Bücher vom böhmischen Kriege in den Jahren 1618 bis 1621 (Dresden und Leipzig 1841), S. 439. — 2) Orig.

Grenze stand und man nicht wissen konnte, daß er wirklich zur Entsetzung der belagerten Plätze keinen Schritt thun werde. Dieß hatte der anwesende sächsische General im Auge, als er über den abgeschlossenen Vertrag nach Hause berichtete: „Hat also, weil der Mansfelder sich noch immer stärket und die Entsetzung dieses Ortes zu besorgen gewesen, aus der Noth eine Tugend gemacht werden müssen.“<sup>1)</sup>

Auf die Nachricht von diesem Accorde schrieben die Schlaggenwalder noch am 9. April selbst an Grotte. Sie sprachen ihm ihre Freude darüber aus, weil es nun mit Gottes Hilfe bei ihren widerspänstigen Nachbarn so weit gekommen, daß dieselben sich accomodiren müssen. Zugleich bitten sie ihn aber, in Gemäßheit des vom Fürsten Lichtenstein gethanen Versprechens, er möge nach erfolgter Ausführung des Accordes auch auf die Entschädigung der Stadt für die ausgestandenen Lasten, auf Kosten der nun unterworfenen Rebellen, bedacht sein.<sup>2)</sup>

Die Übergabe von Falkenau erfolgte wirklich; wie Müller anführt, nahmen von der Besatzung über fünfzig Mann auf der Stelle bayerisches Handgeld<sup>3)</sup>. Von einer Entschädigung Schlaggenwalds aber hören wir nichts.

Um dieselbe Zeit capitulirte auch der im Schloße zu Petschau liegende Mansfeld'sche Hauptmann Rascha; das von ihm zurückgelassene Getreide u. s. w. verkaufte Grotte den Schlaggenwaldern um 474 fl. 13 kr., welche diese ihm freilich vor der Hand schuldig bleiben mußten, da der gemeine Sackel völlig erschöpft war.<sup>4)</sup>

Nun kam das feste Elbogen an die Reihe. Man hoffte hier sehnlichst, daß Mansfeld den Platz entsetzen werde. Noch vor der Übergabe von Falkenau, am 5. April, hatte sein Commissarius, der schon bezüglich Schlaggenwalds bekannte Friedrich Georg von Oldenburg in eindringlicher Weise an ihn geschrieben:

„Mit unterdienstlicher Vorentbietung meiner gehorsam willigen und treuen Dienste kann E. F. Gnad. ich nicht bergen, daß dieses Orts männiglich nach E. F. Gn. anhero ein großes Verlangen trägt, weil sonderlich der ehrliche Capitain Rascha zu Petschau ziemliche große Noth leidet und eilende Hilfe gar sehr bedarf. Derowegen seind E. F. Gn. um Gottes willen, ja demüthig gebeten, Sie wollen ja nicht länger säumen, sondern zu uns herein eilen. Gleich diesen Tag hat der Feind Falkenau mit aller seiner Macht belagert und gestern hat man uns zugeschrieben, es wolle der Kurfürst zu Sachsen mit zwanzigtausend Mann zu unseren bayerischen Sänen stoßen, wiewohl ich es nicht glauben kann; denn der Sachse hat kein geworben Volk, sondern nur lauter Landvolf zur Defension gehörig. E. F. Gn. säumen nur nicht und kommen uns armen Leuten mit Ihrer starken Armada zu Hilfe.“<sup>5)</sup>

Alein es fiel Falkenau und Schloß Petschau, und Mansfeld brachte keinen Entsatz. Wahrscheinlich lag ein solcher überhaupt nicht mehr in seinem Plane. Doch hielten seine Leute in Elbogen sich wacker. Die Belagerung leitete auch

1) Müller a. a. D. S. 440. — 2) Concept. — 3) Müller a. a. D. S. 440. — 4) Unter dem 16. April wird er um Geduld ersucht. Concept. — 5) Müller a. a. D. S. 440.

hier General Grotte; es mangelte den Baiern aber an starkem Belagerungsgeschütz und die Festigkeit des Places kam der Besatzung sehr zu statten. So schrieb der sächsische General am 17. April nach Hause: „Gestern bin ich bei der Belagerung vor Elbogen gewesen, und so viel gesehen, daß sie sich darinnen sehr feindselig erzeigen; haben schon manchen ehrlichen Mann beschädigt und erlegt; wie dann die Stadt und das Schloß sehr feste, hat nur ein Thor und zu beiden Seiten Gebirge und Felsen, daß man nur an einem Orte zukommen.“<sup>1)</sup> Am 20. April verlangte Grotte von Schlaggenwald schleunigst 6 Zimmerleute und eben so viele Schanzgräber gegen einen gehörigen Lohn.<sup>2)</sup> Um diese Zeit traf auch der bairische Feldherr Tilly in Person bei der Belagerungsarmee ein. In einem Schreiben vom 23 April drückte ihm der Rath von Schlaggenwald die Freude der Stadt über seine Ankunft aus. Es wäre den Bürgern, heißt es darin, nichts lieber gewesen, als wenn man ihm hätte pro dignitate entgegenziehen können; allein da ihm der jämmerliche Zustand des Ortes ohnehin bekannt sein werde, so wolle er sie deshalb günstig für entschuldigt halten und sich die Erbietung ihrer sonstigen gehorsamen Dienste genügen lassen.<sup>3)</sup>

Die Belagerung von Elbogen nahm die Schlaggenwalder wesentlich in Anspruch. Am 25. April befahl Tilly von seinem Hauptquartier Neufattel bei Elbogen aus der Stadt, die ausgerissenen Zimmerleute schleunigst wieder gestellig zu machen, widrigenfalls er bedacht sein werde in Person eine gebührende Demonstration vorzunehmen.<sup>4)</sup> Den Ausschreitungen und Übergriffen der Soldaten, welche sich Plünderungen u. dgl. erlaubten und dadurch die Straßen beunruhigten, versprach Grotte unter dem 26. April nach Möglichkeit Einhalt zu thun.<sup>5)</sup> Am 28. befahl derselbe den in der Kirche zu Schlaggenwald verwahrten Pulvervorrath ungesäumt in's Lager abzuliefern,<sup>6)</sup> was auch am folgenden Tage geschah; es waren 4¼ Centner. Man sieht daraus, daß die Baiern keinen sonderlichen Überfluß an Munition hatten. Ebenso war es mit dem großen Geschütze. Der sächsische General berichtete daher am 29. April: „Elbogen ist immer noch nicht genommen; mangelt ihnen (den Baiern) nichts als große Stück, daß man eine rechte Bresche schießen könnte. Sie haben zwar zwei Singerrinnen, aber bishero nicht viel damit ausgerichtet. Ihre fürnehmste Stück sammt der Munition sind bald von Prag wiederum zurück in Baiern geführt worden.“<sup>7)</sup>

Am 30. April sandte Tilly den Generalquartiermeister der bairischen Armee nach Schlaggenwald, und beauftragte den Rath die Verordnung zu thun, „damit die Schmied und Schlosser daselbsten sich nit säumen, alles dasjenige, was Zeiger dieses, der hochfürstl. Durchl. in Baiern Generalquartiermeister aus meinem habenden Befehl zu machen andingen wird, schleunig und unver säumlich zu verfertigen.“<sup>8)</sup>

1) Daselbst. — 2) Drig. — 3) Concept. — 4) Drig. — 5) Drig. — 6) Drig. — 7) Müller a. a. D. 441. — 8) Drig. —

Doch erfolgte auch schon am 7. Mai die Übergabe von Elbogen, da es nun klar war, daß eine Hoffnung auf Entsatz vergeblich sei. Die Besatzung zog unter ehrenvollen Bedingungen ab; nur der oben erwähnte Dr. Friedrich Georg von Oldenburg ward nicht mit in die Capitulation eingeschlossen, da er sich mit unter denjenigen befand, über die der Spruch der zu diesem Behufe eigens eingesetzten kaiserlichen Commission erging. Es ward verordnet, ihn deshalb nach Prag einzuliefern.<sup>1)</sup>

Mit der Übergabe von Elbogen war eigentlich für unsere Gegend der sogenannte böhmische Krieg beendet; doch wurden auch jetzt nach Bezwingung ihrer rebellischen Nachbarn die Bewohner von Schlaggenwald noch nicht der Lasten enthoben, unter denen sie nun schon geraume Zeit seufzten. Mansfeld's Diversionen an den Grenzen des Egerlandes erschienen noch immer gefährlich; deshalb blieben die Truppen in unserer Gegend stehen, ohne daß es jedoch zu einem entscheidenden Schlage kam. Was Schlaggenwald betrifft, so wurden begreiflicherweise die Kräfte der Stadt durch die bis in die Mitte des Jahres 1621 dauernde zahlreiche Einquartierung auf's äußerste erschöpft. Dazu gesellten sich vielfache Übergriffe der durch die glücklichen Erfolge übermüthig gemachten Soldaten. Ausplünderungen, Straßenräubereien und dgl. fielen wiederholt vor und selbst die rastlosen Bemühungen Tilly's, dem Unwesen mit den schärfsten Strafen zu begegnen, vermochten nicht vollständig abzuhelpfen. Die Noth der Bergstädte bewog den Fürsten Lichtenstein, sich persönlich bei Tilly behufs einer wenigstens theilweisen Erleichterung derselben zu verwenden (22. Mai).<sup>2)</sup> Von dieser seiner Intercession verständigte sodann Lichtenstein die Bergstädte gleichfalls<sup>3)</sup> und am 27. Mai schrieb er an Schlaggenwald besonders, daß er die Bitte der Stadt um eine Vergütung ihrer großen Lasten auf Kosten der Elbogner und Falkenauer, welche dieselben verursacht, zur Kenntniß genommen habe und daß dieselbe bei der verhofften Ankunft des Kaisers in Prag ohne Zweifel erwünschte Berücksichtigung finden werde.<sup>4)</sup> Allein schon am 17. Juni ging ein neues flehentliches Schreiben an ihn ab, da der sehnlichst erwartete Abmarsch der Truppen noch immer nicht erfolgt war. Es sei unnöthig, heißt es darin, dem Fürsten neuerdings den Mangel aller Victualien u. s. w. zu schildern, welcher in Schlaggenwald, den zugehörigen Dorfschaften und dem abgebrannten Städtlein Betschau herrsche. Er selbst wisse ja zur Genüge, daß die Stadt an einem rauhen winterlichen und im Verhältnisse zu anderen unfruchtbaren Orte gelegen sei und daher selbst in guten Friedenszeiten die Lebensmittel vielfach anderswoher beziehen müsse. Trotzdem aber sei ein ansehnlicher Theil der bairischen Armee nun schon gegen 5 Monate hier einquartiert, und in Ermangelung ihres Soldes von den Bürgern beköstet, auch mit dem nöthigen Futter versehen worden, wodurch es denn so weit gediehen, daß nicht we-

1) Müller das. — 2) Copie im Bercins-Archiv. — 3) Orig. — 4) Orig.

nige Bürger und Bauern, die dieß nicht mehr leisten konnten, von Haus und Hof gegangen und ein gleiches von noch mehreren stündlich erwartet werden mußte, da der Aufbruch der Soldaten trotz der Hoffnung, die man auf des Fürsten Intercession gesetzt, und trotz der vielfältigen Bitten sich immer noch von einer Woche zur anderen verzöhere, und die Soldaten, wenn sie von den Bürgern nichts mehr erhalten können und da sie selbst den Unterhalt sich nicht zu schaffen vermögen, ganz ungeduldig werden, ganz zu geschweigen, was für Unheil bei längerer Dauer dieses Zustandes noch erwachsen möchte. Der Fürst möge daher nicht nur ferner den Abzug der Soldaten befördern, sondern auch im Namen des Kaisers durch ein offenes Patent es bewirken, daß die Stadt künftighin von jeder Einquartierung sowohl kaiserlicher als bairischer Truppen verschont bleibe „in Ansehung, daß dieselben auch das wenigste für Ross und Mann bei uns nicht könnten haben und wir bei diesem elenden armen Ort dergleichen Last und so lange Zeit getragen, als wohl unseres Wissens sonst einer Stadt nicht widerfahren.“<sup>1)</sup>

Um diese Zeit erfolgte denn auch wirklich der lang ersehnte Abmarsch; zu Anfang Juli steht Tilly mit Grotte schon in Hayd und bald im Feldlager vor Kofshaupt, also an der bairischen Grenze, wo sich dann der sogenannte pfälzische Krieg als Fortsetzung des böhmischen anspricht.

Der Hauptlast war so die Stadt enthoben; allein sie war auch auf's äußerste herabgekommen, so daß eine Erholung nur im Falle fernerer Schonung und auch da nur langsam hätte vor sich gehen können, allein eine solche Ruhe war ihr nicht gegönnt; besonders brachte dann das Jahr 1623 neue drückende Einquartierungsplagen, so daß, abgesehen von dem Ruine des Einzelnen, auch die Schuldsummen in's Enorme stiegen, welche die Kämmererei aufnehmen mußte.

Keine kleine Plage waren auch jetzt nach Tilly's Abzuge die „streifenden Rotten“ aus Nachzügeln, Ausreißern u. dgl. bestehend, die von Plünderung und Wegelagerung sich unterhielten. Tilly schritt mit aller Strenge gegen solches Unwesen ein, doch half bei der damaligen Gliederung der Heere auch die schärfste Disciplin nicht ab, und gar manche Klage in dieser Art mußte schon deshalb erfolglos sein, weil der Thäter, wenn er nicht ergriffen war, nicht ermittelt werden konnte. Noch am 3. Juli beauftragte Tilly von Hayd aus die Schlaggenwalder, fleißig auf jene zu invigiliren, die sich täglich zu 4 oder 5, zu Ross und Fuß, sehen ließen und es namentlich auf Wegtreiben des Viehes abgesehen hätten. Sie sollten besonders auszumitteln trachten, zu welchem Regiment dieselben gehörten und ihm sodann ungesäumt Anzeige machen.<sup>2)</sup> Am 13. Juli schrieb er an eben dieselben, er habe die Verfügung gethan, daß die Stadt dormalen von niemanden mit Contributionen oder auf andere Weise beschwert werden solle. Würde aber einer von seinen Leuten sie in dieser Hinsicht schädigen und dessen überwiesen werden, so wolle er ge-

1) Concept. — 2) Orig.

gen denselben eine Demonstration vornehmen, daß sich die andern daran zu spiegeln hätten.<sup>1)</sup>

Ebenso erlaubt er unter dem 24. Juli, die bisher an einen seiner Rittmeister gethane Zahlung einzustellen und ihn selbst sogleich zu avisiren, falls etwa der Betreffende sich unterstehen sollte die Stadt noch ferner „anzustrengen.“<sup>2)</sup>

Auch jetzt noch nach Tilly's Abzuge muß Schlaggenwald ihm Führer und Proviant liefern; er stand im Feldlager vor Rosshaupt.<sup>3)</sup> Die Erklärung liegt offenbar darin, daß über Schlaggenwald her doch noch immer etwas zu erhalten war, während Tilly jetzt in jener Gegend sich befand, die Mansfeld selbst schon gründlich ausgefogen hatte, die also nicht den genügenden Unterhalt bot. Schlaggenwald mochte ihm da besonders geeignet erscheinen, da es die Zufuhren aus dem fruchtbareren Mittellande heraus mit am ehesten zu vermitteln vermochte. Er hat immer noch ununterbrochen mit der Stadt zu thun. Am 5. Sept. war ihrerseits eine neue Klage an ihn gekommen wegen häufiger Plünderungen<sup>4)</sup>; alsbald beauftragte er sie scharfe Execution gegen die Übelthäter (welche von den Schlaggenwaldern selbst meist für Ausreißer gehalten wurden) zu üben, was dann von Schlaggenwald unter dem 13. Sept. den Nachbarn in Karlsbad und Schlackenwerth zur Darnachachtung mitgetheilt wurde.<sup>5)</sup>

In gleicher Weise sorgt er für die Sicherheit der Zufuhren. In einem Schreiben an Schlaggenwald vom 21. Sept. ordnet er neuerdings die Herbeschaffung von Brot, Bier, Fleisch u. s. w. an und fügt hinzu: „Und damit sich keiner wegen der Unsicherheit zu entschuldigen, haben Wir die Straßen der Plünderung halber sicher zu halten alles Ernstes befohlen, und soll ihnen sammt allen andern Marktendern Schutz gehalten und diejenigen, so sie antasten und betreten, alsbald und ohne weiteren Proceß am nächsten Baum gehängt werden.“<sup>6)</sup>

Ich führe dieses an, weil zur wahren Beurtheilung eines so ganz verschieden dargestellten Mannes, wie eben Tilly war auch das kleinste authentische Schärfelein als willkommen angesehen werden muß; es sind bei Characteren dieses Schlages im Grunde dieselben Seiten, betrachten wir sie innerhalb kleinerer Kreise oder im Orange weltbewegender Ereignisse.

Wir sind aber damit am Schluß unserer Betrachtung angelangt, die sich die Dauer des böhmischen Krieges zur Grenze steckte. Nur eines muß noch erwähnt werden, daß nämlich die Hoffnungen Schlaggenwalds auf eine Vergütung der erlittenen Unkosten auf Rechnung von Elbogen und Falkenau zuletzt vergeblich er-

1) Orig. — 2) Orig. — 3) Das letzte daselbst datirte Schreiben Tilly's an Schlaggenwald, das ich bisher fand, ist vom 29. Sept. Er verweilte also ziemlich lang daselbst. 4) Concept. — 5) Concept. 6) Orig. Besonderes Gewicht legt Tilly auch auf seine Barzahlung. Am 29. Sept. schrieb er an Schlaggenwald in den Lieferungen nach den bisher gezahlten Preisen fortzufahren, und setzte hinzu: „insonderheit, weil es nicht geschenkt oder umsonst begehrt wird und vornehmlich zu Ihrer kais. Majestät Diensten und Eurem eigenen Frommen anzusehen ist“. Orig.

schienen. Ja bald zogen ernstere Ereignisse herauf, über denen die ganze Angelegenheit fallen gelassen wurde. Die angestellte Revision der Theilnahme am Aufstande brachte Schlaggenwald um alles, was es durch seine baldige Unterwerfung und sein Ausharren auf kaiserlicher Seite erreicht zu haben gemeint. Jetzt ward man für die Theilnahme am Aufstande selbst noch einmal zur Rechenschaft gezogen. Wie stach dieß so sehr von einer gehofften Entschädigung ab! Das kaiserl. Patent dd. Innsbruck 3. Februar 1622 verhiess wohl persönlichen Generalpardon für jene, die sich wegen der Theilnahme am Aufstande angeben würden; allein mit den Gütern der Betreffenden ging es anders. Es hieß: „Was aber die Strafe und Verfallung der Güter belangt; weil aller dieser Unfrieden von ihnen hergerührt und Wir zum Kriegswesen und auf das Kriegsvolk große Unkosten führen, Unsere eigenen Herrschaften verkaufen, ja auch Unsere Erbländer versehen, auch Uns nochmals mit großer Ungelegenheit und Schaden einschulden thun: so haben Wir gedachte Ihre Liebden (Lichtenstein) wie auch etliche Unserer vornehmsten Rätthe und Diener zu Commissarien gnädigst verordnet und ihnen dazu Unsere Instruction ertheilt, dieses alles rechtmäßiger Weise zu ersehen, welchergestalt solche Unsere Schulden von den Schuldigen gezahlt, die andern aber, welche Uns treu verblieben, respectirt werden könnten. Derowegen Wir hiemit allen Unseren Unterthanen und Einwohnern aus allen Ständen des Königreichs Böhmen sämtlich und sonderlich, welche sich besagter Rebellion theilhaftig gemacht und diese Unsere Gnade und Unseren Pardon genießen werden wollen, (befehlen) daß sie sich von Publicirung dieses Patentes an aufs längste in den nächsten 6 Wochen bei obgedachtem Unserem Statthalter anmelden sollen. So wird alsdann Sr. Liebden auf solche Anmeldung einem Jeden eine gewisse schriftliche Kundtschaft, daß derselbe diese Unsere Gnade und Pardon erlangt, wie auch gewisse Ausmessung, was er ferners thun und wie er sich verhalten solle, zu ertheilen nicht unterlassen.“ Und sie ließ sich nicht wegleugnen, diese Theilnahme an der Rebellion! Und doch, mochte der Rath von Schlaggenwald meinen, sei die Schuld genugsam gesühnt durch die baldige Unterwerfung und das feste Ausharren Mansfeld gegenüber, so wie durch die fünfmonatliche drückende Kriegslast, für die man nun doch keine Entschädigung erhielt! Ob man aber oben eben so dachte? Das war die Frage, und die Antwort, kurz sei es gesagt, war mit der Wegnahme der Herrschaft Petschau gegeben.

---

## Industrie des Braunauer Bezirkes.

Das Braunauer Ländchen bildet die nordöstliche Ecke Böhmens und wird auf drei Seiten von Preuß.-Schlesien begrenzt; es ist ein von hohen Gebirgen eingeschlossenes beinahe kesselförmiges Thal mit einem Flächeninhalte von etwas über 3 Quadrat-Meilen und einer Bevölkerung von 25359 Seelen; davon entfallen auf die die Stadt 3993 und auf das Land 21366.

Braunau selbst liegt in der Mitte des Thales am Abhange eines Bergrückens auf dem rechten Ufer des Flüsschens Steine; ringsherum ziehen sich in langgestreckten Linien die zahlreichen, mitunter äußerst stark bevölkerten Dörfer (viele haben an 2000 und mehr Einwohner) von einer Wohlhabenheit, welche die der Stadt bei weitem übertrifft und vielleicht nur im gerühmten Egerland ihres gleichen findet; sie ist die Frucht des rastlosen Fleißes, der unermüdblichen Ausdauer und des unlängbaren Geschickes, mit welchem hier zu Lande der Feldbau betrieben wird. Dieser war zwar von jeher die Hauptbeschäftigung der Dörfler, hinderte aber keineswegs, daß nebenbei nach Art der Hausindustrie viel in Leinen gewebt und gesponnen wurde; in der Stadt blühte gleichzeitig die Tuchmanufaktur.

An industriellen Unternehmungen jedoch mit fabrikmäßigem Betrieb hatte die ganze Gegend bis auf die neueste Zeit nichts aufzuweisen, was um so mehr auffällt, als, wie sich aus dem oben Gesagten leicht schließen läßt, billiges Kapital und billige Arbeitskraft — zwei Grundbedingungen der großen Industrie — in ausreichender Menge vorhanden waren; freilich fehlt bis heutzutage billiges Brennmaterial, da Kohlen aus Waldenburg und Neurode in Preuß. Schlesien bezogen werden müssen. Erst im J. 1855 begann sich in Folge günstiger Konjunkturen der Spekulationsgeist zu regen; es entstanden in rascher Aufeinanderfolge mechanische Werbereien und Spinnereien, ferner eine Oelfabrik und eine Dampfmühle.

Sämmtliche Etablissemens sind, soweit sie die Baumwollkrisis nicht berührt, in erfreulichem Aufblühen begriffen. Ihnen gegenüber hat die Hausindustrie allerdings einen schweren Stand; sie produziert trotzdem viel in Cottonen und Leinwand und weiß ihren Platz mit Ehren zu behaupten.

Die nachfolgende Darstellung, die sich zum Theile auf den Bericht der Reichenberger Handelskammer stützt, mag als Versuch gelten, durch gedrängte Skizzirung der einzelnen Industriezweige ein Gesamtbild der Industrie des Braunauer Ländchens zu liefern. Die beigegebenen statistischen Daten werden, was Verlässlichkeit und Genauigkeit anbelangt, wenig zu wünschen übrig lassen; sie entsprechen den gegenwärtigen Betriebsverhältnissen sicher in dem Grade, in welchem überhaupt eine ununterbrochene Schwankungen ausgesetzte industrielle Thätigkeit zum ziffermäßigen Ausdruck gelangen kann.

### A. Schafwoll-Industrie, und zwar Tuchmanufaktur.

Unter der Regierung König Ottokars II. wurden durch den Abt Martin die ersten Tuchmacher in Braunau eingeführt; ihr Gewerbe ist somit eines der ältesten der Stadt; es galt aber auch Jahrhunderte hindurch bis auf die neueste Zeit mit Rücksicht auf die Größe und Ausdehnung der Geschäfte und die Zahl der Arbeiter für die hauptsächlichste Erwerbsquelle der hiesigen Bewohner.

Die Blüthezeit der Tuchmanufaktur fällt offenbar in jene Periode, wo die Braunauer rothen Tücher eine Art Weltruf und ein Marktgebiet besaßen, welches sich über die südlichen Länder des österreichischen Kaiserstaates bis weit in die Türkei hinein erstreckte. Erst in unsern Tagen verschwand dieser einst so berühmte Export



artikel theilweise vom industriellen Schauplatz. Mannigfache Ursachen wirkten dabei zusammen: verminderte Nachfrage auf der einen, vermehrte Konkurrenz auf der andern Seite, viele Absatzquellen versiegten beinahe gänzlich, z. B. in der Türkei, wo durch Uniformirung der Armee nach europäischem Muster die rothen Tücher entbehrlich wurden; dazu kam noch der fatale Umstand, daß, wie der Bericht der Reichsberger Handelskammer hervorhebt, die Produktionsmethode hinter den rapiden Fortschritten der Neuzeit zurückblieb.

Zwar versuchten die Tuchmacher vor einigen Jahren durch Gründung eines fabrikmäßigen Genossenschafts-Etablissements dem drohenden Verfall zu begegnen; allein Mangel an Betriebskapital und energischer Leitung verhinderten jeden Aufschwung. Ein Glück war es, daß ein großer Theil der brodlos gewordenen Arbeiter in den mittlerweile errichteten Baumwollfabriken sein Unterkommen fand.

Gegenwärtig liegt das ganze Manufakturgeschäft in den Händen einiger wenigen Produzenten; diese beschäftigen bei der mechanischen und Handspinnerei 18, bei den 40 Stühlen, auf welche sich die Weberei reduziert hat, also zusammen 58 Arbeiter<sup>1)</sup> und erzeugen jährlich aus 1450 Centnern ungarischer Schafwolle an 3800 Stück zumeist rothe Tücher im Werthe von circa 152,000 fl.

Den Absatz der Manufakturen nach Croatien, Serbien, Italien und zu einem geringen Theile nach der Türkei vermitteln Wiener Commissionäre.

Die voranstehenden Ziffern beweisen hinlänglich, daß die Tuchmanufaktur in Braunau noch immer von Belang ist; sie lassen zugleich einen Schluß auf die Bedeutung dieses Industriezweiges in den frühern guten Zeiten ziehen.

### B. Leinen-Industrie.

Flachs-spinnerei und Leinweberei waren hierorts von altersher Gegenstand einer ausgedehnten Hausindustrie, die namentlich als Nebengewerbe des kleineren Landwirths und Häuslers im Winter und wenn der Feldbau freie Zeit ließ, äußerst schwunghaft betrieben wurde. Stark besuchte Wochenmärkte erwiesen sich zugleich als wirksames Unterstützungsmittel; denn Spinner und Weber fanden hier ihren Rohstoff in gehöriger Auswahl und einen lohnenden Absatz für ihre Produkte. Da begann sich in den vierziger Jahren die Maschinenspinnerei und Baumwollfabrikation auszubreiten; ihre riesigen Fortschritte schlugen die Konkurrenz, welche seitens der Spinner und Weber einige Jahre hindurch mit ungeheurer Anstrengung und namhaften Opfern geführt wurde, aus dem Felde. Die Folge davon waren wie in materieller, so in sozialer Beziehung traurig genug: die Mehrzahl der Spinner und Weber sah sich gezwungen, beim Cottoneriegeschäft ihr Brod zu suchen; hiemit verloren sie ihre wirthschaftliche Selbstständigkeit und sanken zu abhängigen Lohnarbeitern herab; nur ein geringer Theil der Weber blieb der frühern Beschäftigung treu, und unter diesen befanden sich die wenigsten in der Lage, Garn selbst anzukaufen und ihre Leinwand selbst zu verwerthen.

Dieser Stand der Dinge änderte sich jedoch plötzlich, als mit Ausbruch des amerikanischen Bürgerkrieges die Baumwollpreise eine nie geahnte Höhe erreichten und die fast verkommene Leinen-Industrie zu neuem Leben erweckten. Leider erstreckte sich diese Wiederbelebung nur auf den einen Theil der alten Hausindustrie, nämlich auf die Weberei; das Spinnrad mußte der Maschine wahrscheinlich für immer weichen.

Freiwillig oder durch Mangel an Arbeit gezwungen wandten sich nun zahlreiche Hände von der Cottonerzeugung der Leinenweberei zu, was um so leichter geschehen konnte, als die Konstruktion des gewöhnlichen Webstuhles den Übergang

1) Der durchschnittliche Wochenlohn des Arbeiters beträgt 3 fl.

von einer Branche zur anderen ohne Anstand gestattet; nicht wenig verlockend mag für manchen Weber die Aussicht gewesen sein, bei der Nähe der Spinnfabriken mit Umgehung eines Arbeitgebers sein Garn in kleinen Quantitäten selbst beziehen zu können, und auf diesem Wege, wenn die Situation keine Verschlechterung erfährt, seine verlorene wirtschaftliche Selbstständigkeit wieder zu gewinnen.

### a. Flachsgarnspinnerei.

Für die Maschinen-Flachsgarnspinnerei, welche an die Stelle der Handspinnerei getreten, hatten sich bei uns in den letzten Jahren die Chancen außerordentlich günstig gestaltet. Ihr Produkt war leicht und mit Vortheil zu verwerthen; der hohe Zoll namentlich in starken Nummern und das hohe Agio schützten sie vor englischer Konkurrenz, mit der sie es auch in Preis und Qualität aufzunehmen vermag, indem sie außerdem noch an dem Vortheil partizipirt, in gröbern Nummern eine nicht unbeträchtliche Menge nach Preußen exportiren zu können. Für feinere Garne verringert sich freilich der Schutz und müssen dieselben auch hauptsächlich wegen der geringern Eignung unserer Flächse für die Feinspinnerei aus England und Belgien bezogen werden.<sup>1)</sup>

Man begreift, daß unter solchen Umständen auch die zu Braunau bestehenden 2 Spinnfabriken vollauf zu thun hatten und ihre Produktion von Jahr zu Jahr steigerten. Jede von ihnen arbeitet mit einer Dampfmaschine von 24 Pferdekraft. Während aber beide bis zum Jahre 1860 zusammen nur 1600 Spindeln und 70 Arbeiter beschäftigten, welche jährlich an 2800 Schock Garn von Nr. 40—60 im Werthe von 62,000 fl. lieferten, erzeugen sie heutzutage auf 2124 Spindeln mit 128 Arbeitern<sup>2)</sup> aus 5729 Centnern Rohflachs, der zum Theile aus dem Inlande, zum Theile aus Preußen und Rußland bezogen wird, an 3640 Schock Garn von No. 18 — 70 im Werthe von 185,000 fl. — ein Quantum, das lange nicht hinreicht, den Lokalbedarf zu decken und nur in einigen wenigen Nummern einen Export nach Preußen und Rußland gestattet.

### b. Leinweberei.

Aus dem, was über Leinenindustrie im Allgemeinen gesagt wurde, geht zur Genüge hervor, daß die Leinweberei ihre jetzige Höhe keineswegs eigenem Verdienste, sondern einzig und allein jener kritischen Lage zu danken hat, in welche die Baumwollindustrie durch ihr ungewöhnlich vertheuertes Rohmaterial versetzt ward. Ob mit dem Eintreten normaler Zustände das Verhältniß sich nicht umkehren werde, um schließlich einem gewissen Gleichgewichte Platz zu machen, muß die Zukunft lehren.

Hier sei noch bemerkt, daß die Leinweberei, wenngleich über das ganze Land verbreitet, sich doch vorzugsweise in den obern Dörfern concentrirt, weil diese bei einer relativ dichtern Bevölkerung und einem weniger kulturfähigen Boden die meisten überschüssigen Arbeitskräfte besitzen.

Im Ganzen zählt man an 400 Weber<sup>3)</sup> — die Hilfsarbeiter, wie Spuler u. dgl. nicht miteingerechnet — welche auf ebensoviel Stühlen jährlich aus 5200 Schock Garn beiläufig 26000 Stück rohe Leinwand im Werthe von 280,000 fl. verfertigen.

Das Garn dazu liefern die Flachsgarnspinnereien von Braunau und Trautenau; die fertige Leinwand wird im In- und Auslande (Preußisch-Schlesien) abgesetzt.

1) Dem Bericht der Reichenberger Handelskammer entlehnt.

2) Der durchschnittliche Wochenlohn des Arbeiters beträgt 2 fl.

3) Der durchschnittliche Verdienst eines Webers beläuft sich pr. Woche auf 1 fl. 20 kr. bis 2 fl.

## Übersichts-Tabelle der Leinenindustrie (pr. Jahr).

### A. Flachsgarnspinnerei.

(Die Zahlen repräsentiren beide Spinnfabriken zusammen).

Zwei Fabriken	Welche Maschinen und zu wie viel Pferdekraft	Bewegende Kraft	Spindelzahl	Zahl der Arbeiter	Durchschnittlicher Wochenlohn pr. Arbeiter	Menge des Rohflachses	Menge des erzeugten Garnes		Werth	Gattung des Garnes	Bezugquellen des Rohmaterials	Abkäufer des Erzeugnisses
	Jebe Fabrik mit einer Maschine von 24 Pferdekraft	Dampf	2142	128	2 fl.	5720 Ctr.	Schock	Gulden		Nummern: 18—70	Inland Preußen Rußland	Inland Preußen Rußland
							3640	185000				

### B. Leinenweberei.

Zahl der Webstühle	Zahl der Arbeiter	Durchschnittlicher Wochenlohn pr. Arbeiter	Menge des verbrauchten Garnes	Menge des erzeugten Leinwand		Werth	Gattung der Leinwand	Bezugquellen des Garnes	Abkäufer des Erzeugnisses
				Stück (Schock)	Gulden				
400	400	1 fl. 20 fr. bis 2 fl.	5200 Schock	26000	280000	rohe Leinwand	Spinnereien von Braunau und Trautenau	In- und Ausland (Preussisch-Schlesien).	

### C. Baumwoll-Industrie.

Der ungemein blühende Geschäftsgang, dessen sich die Baumwollindustrie bis zum 3. 1860 erfreute, hatte allenthalben die Erweiterung schon bestehender und die Errichtung neuer darauf bezüglicher Etablissements zur Folge. Die Spekulation zog sich von diesem Gebiete auch dann nicht zurück, als die enorm gestiegenen Preise des Rohmaterials dergleichen Unternehmungen schon weniger rentabel erscheinen ließen. Der Fabrikant jedoch, der auf rasche Beendigung des amerikanischen Krieges, beziehungsweise auf billige Baumwolle spekulierte, fand sich in seinen Erwartungen arg getäuscht, und muß froh sein, wenn er heutzutage die Hälfte von dem producirt, auf was er in friedlichen Zeiten gerechnet hatte.

Dies gilt in gleicher Weise von der Baumwollspinnerei wie von der Cottonfabrikation und muß wohl beachtet werden, wenn man den Werth und die Bedeutung dieser Industriezweige jetzt nicht unterschätzen will.

#### a. Baumwollspinnerei.

Braunau erhielt erst in jüngster Zeit (1862) eine Baumwollspinnfabrik; ihre Produktion läßt sich in der gegenwärtigen Krisis schwer beziffern; doch kann angenommen werden, daß ihre Maschine von 70 Pferdekraft mit Hilfe von 70 Ar-

beitern auf 10.000 Spindeln jährlich gegen 2000 Centner roher Baumwolle, die theils aus England theils aus Egypten bezogen wird, zu 1600 Centnern Garn von den Nummern 8—20 - 36—42 im Werthe von 225.000 fl. verspinn. Böhmen und Preuß.-Schlesien dienen als Absatzquellen des erzeugten Garnes.

Der durchschnittliche Wochenlohn eines Arbeiters beträgt 2—3 fl.

## b. Baumwollweberei.

In der Cottonfabrikation, welche trotz des Ausfalles, den sie durch die Leinweberei erlitten, noch immer eine bedeutende genannt werden muß, nimmt die Hausindustrie unbedingt den ersten Platz ein; sie beschäftigt gegenwärtig auf 79 Regulatoren- und 1464 Handstühlen über 1500 Weber und erzeugt jährlich aus 7250 Centnern Garn gegen 70.380 Stück rohe Cottome im Werthe von 1,076.850 fl.

Solche Ziffern vermag die mechanische Weberei allerdings nicht aufzuweisen; ihre Produktion beträgt nur den fünften Theil der Handweberei; denn die beiden Cottonfabriken, welche hierorts bestehen, und wovon die eine über eine Turbine und Dampfmaschine von 25 Pferdekraft, die andere über eine Dampfmaschine von 18 Pferdekraft verfügt, erzeugen zusammen auf 200 Kraftstühlen mit 170<sup>1)</sup> Arbeitern jährlich aus 1800 Centnern Garn an 14800 Stück Cottome im Werthe von 275.000 fl. Die mechanisch wie die Handweberei beziehen ihr Garn aus Oesterreich, England und der Schweiz und setzen ihre Erzeugnisse in den österreichischen Kronländern mit Ausnahme Venetiens ab.

Mit der größern Cottonfabrik ist eine Bleich- und Appreturanstalt verbunden — eine Einrichtung, die um somehr nachgeahmt zu werden verdiente, wenn man bedenkt, daß aus dem Braunauer Lande allein für Bleich und Appretur jährlich weit über 200.000 fl. nach Preußen hinüberwandern. Die kleinere Fabrik disponirt zugleich über eine Färberei, und verausgabt für Indigo jährlich gegen 34.000 fl. und für andere Farbestoffe an 6000 fl.

Die nachfolgende Tabelle zeigt in übersichtlicher Zusammenstellung die Gesamtproduktion der Baumwollindustrie, wobei ausdrücklich bemerkt werden muß, daß die angegebenen Zahlen nur für die jetzige Krisis gelten und jedenfalls verdoppelt werden müssen, wenn es sich um ein Bild dieser Industrie in normalen Zeiten — wie die Jahre 1856 — 60 gewesen — handelt.

1) Der durchschnittliche Wochenlohn eines Arbeiters beträgt bei der Handweberei 2 fl., bei der mechanischen zwischen 2—3 fl.

## Übersichts-Tabelle der Baumwollindustrie.

### A. Baumwollspinnerei (pr. Jahr).

1 Fabrik mit einer Maschine von 70 Pferdekraft	Bewegende Kraft	Zahl der Spindeln	Zahl der Arbeiter	Durchschnittlicher Wochenlohn pr. Arbeiter	Menge der verarbeiteten Baumwolle	Menge		Gattung des Erzeugnisses	Bezugsquellen des Rohmaterials	Abfahquellen des Erzeugnisses
						des erzeugten Garnes	Werth			
	Dampf	10000	70	2-3 fl.	2000 Wiener Centr.	1600 Ctr.	225000 Gulden	Nummern 8-20-36-42.	England Egypten	Böhmen u. Preuß. Schlesien

### B. Baumwollweberei (pr. Jahr).

#### a. Mechanische Weberei.

2 Fabriken: die eine mit einer Turbine u. Maschine von 25 Pferdekraft; die andere mit einer Maschine von 18 Pferdekraft	Bewegende Kraft	Zahl der mechanischen Webestühle	Zahl d. Arbeiter	Durchschnittlicher Wochenlohn pr. Arbeiter	Menge des verarbeiteten Garnes	Menge		Gattung der Erzeugnisse	Bezugsquellen des Rohmaterials	Abfahquellen der Erzeugnisse
						der erzeugten Cottons	Werth			
	Wasser und Dampf	200	170	2-3 fl.	1900 Centner	14800 Stücke	275000 Gulden	rohe, gebleichte, appretirte Cottons	Oesterreich Schweiz England	Oesterreichische Kronländer mit Ausnahme Venetiens

#### b. Handweberei.

Zahl der Regulateursstühle	Zahl der gewöhnlichen Webestühle	Zahl der Weber	Durchschnittlicher Wochenlohn pr. Weber	Menge des verbrauchten Garnes	Menge		Gattung der Erzeugnisse	Bezugsquelle des Garnes	Abfahorte der Erzeugnisse
					der Erzeugnisse	Werth			
79	1464	1568	2 fl.	7250 Ctr.	70380 Stücke	1,076.850 Gulden	Cottons Gradl u. Shirting	Oesterreich Schweiz England	Oesterreich mit Ausnahme Venetiens

### D. Oelfabrik.

Die Fortschritte des Rapsbaues ermöglichten wie in vielen andern Gegenden so auch im hiesigen Bezirke die Anlage einer Oelfabrik; diese erzeugt mit einer Dampfmaschine von 12 Pferdekraft, 2 hydraulischen Pressen und 14 Arbeitern jährlich aus 7500 Megeu Rübsemen gegen 1875 Centner Rüböl im Werthe von

52.000 fl. Der Raps wird vom In- und Ausland bezogen, das Del in Böhmen verbraucht. Der Wochenlohn eines Arbeiters beträgt ungefähr 4 fl.

### E. Dampfmühle.

Die Dampfmühle arbeitet mit einer Maschine von 12 Pferdekraft und vermahl auf 4 Gängen täglich zwischen 30—50 Strich Getreide, während die damit verbundene Dampfbäckerei pr. Tag 400 Laib Brod zu liefern im Stande ist.

### Recapitulation.

Die Werthe also, welche die Gesamtindustrie des Braunauer Landes jährlich zu produciren vermag, beziffern sich, wie folgt:

1. Werth der Tuchmanufakte . . . . .	152.000 fl.
2. Werth des in der Flachspinnerei erzeugten Garnes . . . . .	185.000 "
3. Werth der Leinengewebe . . . . .	280.000 "
4. Werth des in der Baumwollspinnerei erzeugten Garnes . . . . .	225.000 "
5. Werth der Baumwollgewebe und zwar:	
der auf Handstühlen erzeugten . . . . .	1,076.850 "
der auf Kraftstühlen erzeugten . . . . .	275.000 "
6. Werth des in der Seltfabrik erzeugten Rüböles . . . . .	52.000 "

Gesamtwert: 2,245 850 fl.

NB. Cottonfärberei und Dampfmühle liefern nur höchst unsichere, schwer bestimmbar Werthe und wurden deshalb in die vorstehende Uebersicht gar nicht aufgenommen.

Joseph Ermer.

## An unsere Mitglieder.

### Ueber das deutsche Volkslied.

Motto: Mit vereinten Kräften.

1. Die Deutschen waren, so weit wir an der Hand der Geschichte in das Leben derselben zurückblicken können, von jeher ein sangesfreudiges Volk. Schon der alte römische Geschichtschreiber Tacitus, der um das Jahr 100 nach Christi Geburt blühte, und zuerst unsere Vorfahren mit ihren Tugenden und Gebrechen geschildert hat, sagt von ihnen, daß sie alte (schon damals alte!) Volkslieder hatten, und daß sie unter Absingung von Liedern in Krieg und Kampf zogen und dadurch sich selbst zu Kampfeswuth anfeuerten, dem Feinde aber Furcht und Schrecken einzufloßen suchten.

In ihren religiösen Liedern sangen die alten Germanen das Lob und die preiswürdigen Thaten ihres hammerbewehrten Donnergottes; wenn sie in die Schlachten zogen, erschollen Siegesgesänge, worin sie die Thaten ihrer Vorfahren verherrlichten und die Enkel zur Nachahmung derselben anfeuerten; bei der Leichenbestattung der Todten ertönten Lieder der Klage, eben so wie bei Gastgelagen das Herz vom Gefühle heitern Lebensgenusses überströmte; ja selbst das Leben der Thiere wurde, wie sonst bei keinem andern Volke der Welt, ein Gegenstand des Singens. Aber — alle die zahlreichen Götter- und Heldenlieder, die Kampf- und Siegesgesänge, die Klage- und Freudengesänge sind leider verloren gegangen.

Nachdem die Hunnen die Grenzen unseres Erdtheils überschritten hatten, begannen die Wanderungen germanischer Völker nach Süden und nach Westen. Bei den verschiedenen Stämmen traten verschiedene und immer wieder neue Helden auf und führten die Ihrigen, an Schlacht und Kampf gewöhnt, zu neuen Siegen.

Noch lange, als sich die letzten Wogen der Völkerwanderung bereits gelegt hatten, lebten die Helden derselben in den Volksliedern und Volksfagen fort. Die Gothen besangen ihren Ermenrich, den „scharenumgebenen Helden,“ den „starken Kämpfer“ gegen die Hunnen, ihren Dietrich, der erst gegen Otaker, dann gegen den Burgundenkönig Gunther und dessen Dienstmann, den grimmigen Hagen von Tronei, endlich gegen Riesen und Zwerge und Lindwürmer kämpft; die Franken haben ihren Sigfried, der als Knabe im Drachenblute badete, der den gewaltigen Mimer und seine Gefellen schlug; die Burgunden feierten in ihren Gesängen die drei Königsbrüder zu Worms, die Sachsen ihren Schwerting, die Langobarden ihren Ruother, die Niederdeutschen ihre Gudrun, und andere feierten andere.

Als Karl der Große, der Schwertumgürtete Herrscher, die zahlreichen deutschen Völker unter seinem Scepter vereinigte, ließ er nach dem Zeugnisse seines Biographen Eginhard als Pfleger deutscher Sprache und deutscher Sitte die deutschen Volkslieder sammeln, um sie als unschätzbare Vermächtniß der Nachwelt zu erhalten.

Und doch, die meisten sind verloren! Des großen Karls Sohn Ludwig, den die Deutschen den Frommen, die Franzosen aber den Stumpfsinnigen (*le Débonnaire*) nennen, fand die von seinem Vater gesammelten Heldenlieder mit der christlichen Gottesfurcht unvereinbar, weil sie zu sehr das Gepräge des Heidenthums an sich trugen, und wollte dieselben nicht einmal lesen. (Wilmar.) Die weltlichen Volkslieder wurden von den Synoden verboten und jene, welche auf den Gräbern der Verstorbenen gesungen zu werden pflegten, wurden geradezu als *carmina diabolica* (Teufelsgefänge) bezeichnet. So gingen abermals viele der alten Volkslieder verloren, und andere, welche sich erhielten, bekamen christliche Zusätze.

Nur das alte Hildebrandslied, von zwei Mönchen aus dem Gedächtnisse aufgezeichnet, hat sich als Vermächtniß für spätere Zeiten erhalten

2. Als im 12. und 13. Jahrhundert, insbesondere zur Zeit der hohenstaufischen Kaiser das Ritterthum und mit ihm die höfische Poesie blühte, als an den Höfen der Fürsten Sängerscharen aus- und einzogen und bei Kampfspielen und Gastgelagen ihre Kunst übten, da verstummte allgemach das Volkslied um so mehr, als die Ritter mit der eisernen Lehnverfassung dem gemeinen Manne die Freiheit und mit der Freiheit das Recht entrißen, in den Schlachtreihen mitzukämpfen. Es verstummte jedoch nur auf kurze Zeit, oder vielmehr es schlummerte, um in den folgenden Jahrhunderten neugestärkt zu erwachen. Denn die Gabe des Gesanges war dem deutschen Volke von jeher ein unentziehbares Eigenthum. Als daher die Kreuzzüge aufgehört hatten, den ritterlichen Dichtern immer neue und wieder neue Stoffe zu bieten; als mit der Erfindung des Schießpulvers und der dadurch bedingten veränderten Kriegsführung das ganze Ritterthum seine Bedeutung verloren hatte und der Bauer und Bürger neben dem geharnischten Ritter in gleicher Reihe kämpfte; als endlich das öffentliche Leben von den Burgen herab in die Städte einzog: da erwachte in Deutschland auch wieder das Volksleben und mit dem Volksleben das Volkslied.

Da hatte jeder Deutsche sein Lied. Der Soldat, mit Flinte und Säbel bewaffnet, sang von Siegen und Kriegen, der Jäger ließ unter Begleitung des Waldhorns sein Jagdlied erschallen; der reiche Student tobte seinen Muthwillen in Studentenliedern aus, während der arme als fahrender Schüler durch Schlösser und Abteien oder von Haus zu Haus zog, wie es später auch Luther gethan; der wandernde Burche bat die liebe Frau Nachtigall, zu fliegen an seinen heimatlichen Bach und Grüße zu bringen seinen daheimgebliebenen Theuern; der Müller, der wandernde Scherenschleifer hatte sein Lied, die Mutter sang zu Hause ihre lieben Kleinen in süßen Schlummer. Der freundliche Mai, der mit Blumen sich schmückt, der Sommer mit seinen goldenen Ähren, der Herbst mit seinen Früchten, der rauhe

Gefelle Winter, der Blumen auf die Fenster Scheiben malt, alles wurde mit gleicher Liebe besungen. So entstanden zahllose Volkslieder, die durch die Unmittelbarkeit, in der sie entstanden, durch den unverwüßlichen Humor, der sich darin geltend macht, und durch einfache Natürlichkeit noch heute anziehen, wenn sie auch in der Form den kunstmäßigen Minneliedern und Meistergesängen nachstehen.

War auf diese Weise mit der Hebung des Bürgerstandes und des Volkslebens der poetische Funke wieder erglommen, so wurde er zur hellen Flamme angefacht, als in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts von Wittenberg aus die Glaubensreformation die Gemüther in Deutschland nach allen Radien durchzuckte, als der Bauernkrieg mit allen seinen Gräueln und Leidenschaften in verschiedenen Gauen wüthete, als die Türken als geschworene Feinde der Christenheit Deutschlands Grenzen sich näherten und dieselben überschritten. Hatte schon früher das geistige Volkslied unter Priestern und Laien, bei Buß- und Bittgängen, bei Wallfahrten, im Gotteshause sowie auf dem Wege nach und von demselben seine große Geltung, so erhielt es durch die Reformation eine neue, kräftige Anregung, und Katholiken und Protestanten sangen aus voller Brust zur Ehre der Gottheit. Waren schon früher Begebenheiten, die das Volk erlebt, Verhältnisse, die ihm Leid oder Freude gebracht hatten, Gegenstand historischer Volkslieder gewesen, so erlangten dieselben neue Stoffe durch die großen Ereignisse der Zeit; denn große historische Ereignisse erschlossen von jeher Herz und Mund des Volkes zum Gesange.

An allen diesen Schicksalen nahmen auch die Deutschen in Böhmen thätigen Antheil oder wurden wenigstens davon berührt. So wie das Ritterthum mit allen seinen Licht- und Schattenseiten, mit seinen Burgen, Warttürmen und Verliesen, mit seinen Turnieren und ritterlichen Übungen, mit seinen Minnegesängen nicht bloß einfach von Deutschland aus nach Böhmen verpflanzt wurde, sondern auch die sorglichste Pflege daselbst fand, so daß namentlich rücksichtlich der ritterlichen Poesie deutsche Minnesänger aus Böhmen eine nicht unerhebliche Geltung erlangten: eben so waren die Deutschen die eigentlichen Begründer des Städtewesens in Böhmen, deutsche Sitte und deutsches Recht blühte daselbst, wie jenseits des Böhmerwaldes und des Erzgebirges; in Prag und in den Städten des Landes wurde, wie Prof. Tomek in seiner „Geschichte der Stadt Prag“ berichtet, meistens deutsch gesprochen, und der nationalste König des Landes, Karl IV., lernte erst auf dem Throne böhmisch. Dabei waren die Grenzgegenden seit jeher von Deutschen bewohnt. Sollten nicht auch die Deutschen in Böhmen, von gleicher Sangeslust ergriffen, wie ihre Brüder jenseits der Grenzwandlung, ihr Herz und Gemüth, ihre Freude und ihren Schmerz in Liedern ausgesprochen haben?

Zwar trat in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts der Hussitismus mit allen seinen Gräueln auf und hatte die große Heze im Gefolge, welche mit dem Aufgebote aller Kraft gegen die Deutschen in's Werk gesetzt wurde. Sie, die nach Pelzel's Ausdruck, für die Böhmen in Künsten und Wissenschaften die nächsten Muster waren, wurden in blinder nationaler Leidenschaft auf Tod und Leben verfolgt, und wäre es nach dem Willen jener Fanatiker gegangen, auch der letzte Deutsche hätte das Land räumen müssen, in welches seine Vorfahren von den besten Königen des Landes berufen worden waren. Doch das deutsche Element war in seinem innern Kerne lebenskräftig; es konnte in seiner weiteren Entwicklung wohl gehemmt, aber nicht völlig erstickt werden. Ganze Landesstrecken blieben deutsch, wie sie es vordem waren, und nach einem Jahrhunderte brach es sich abermals Bahn, um in angestammter Kraft sich zu entwickeln und auszubreiten.

Als die Reformation, für das deutsche Volkslied so fruchtbringend, in Deutschland sich ausbreitete, wurden auch die Deutschen in Böhmen in kurzer Frist dafür gewonnen, und in einem breiten Streifen Landes im Norden Böhmens lehrten mit geringen Ausnahmen an der Stelle katholischer Priester lu-



therische Pastoren. Sollten blos unsere deutschen Vorfahren in Böhmen, während im ganzen übrigen Deutschland allgemeine Sangeslust erwacht war, sollten sie allein nicht eingestimmt haben in das Lied, das aus Aller Herzen quoll?

Es kamen die Türkenkriege. Tausende von Christen gingen freudig in den Kampf gegen den Halbmond, der von Südosten her aufging; ihr bestes Herzblut versprigten sie gegen ihren Erbfeind. Immer standen auch böhmische Schaaren unter den Fahnen des Kaisers, und wie viel Deutsche aus dem Lande der St. Wenzelkrone mitkämpften, das zeigen die noch da und dort vorhandenen Werberegister. Sie hatten eben so gut ihren Antheil an den Siegen bei St. Gotthard, vor Wien, bei Zenta, bei Belgrad und an anderen Orten, wie die anderen Deutschen in den österreichischen Erbländern; und sollten sie nicht auch mit eingestimmt haben in die Volksmelodien über die Belagerung von Wien und Belgrad und auf den Prinzen Eugen?

Gewiß hatten unsere Vorfahren in Böhmen ihren Antheil an diesen historischen und anderen Volksliedern; gewiß waren auch sie von Sangeslust besetzt, wie der Deutsche überhaupt es ist. Sollen sie aber, diese Erzeugnisse der Volkspoesie, allmählig in den nach materiellen Zielen ringenden Zeiten verloren gehen? Sollen sie nicht von uns als ein treues Vermächtniß erhalten und unsern Enkeln überliefert werden?

Zahlreiche Sammlungen von Volksliedern sind bereits veranstaltet und veröffentlicht worden. Schon im vorigen Jahrhunderte (1778) erschienen Herders gesammelte Volkslieder, zu Anfange dieses Jahrhunderts (1806) veröffentlichten Achim von Arnim und Clemens Brentano in „des Knaben Wunderhorn“ eine Reihe der frischesten Lieder, und in kurzen oder längeren Zwischenräumen folgten andere Sammlungen: Volkslieder von Büsching und Hagen, 1807; — altdeutsche Volks- und Meisterlieder von Görres 1818; — eidgenössische Liederchronik von Kochholz 1835; — und im letzten Vierteljahrhundert: die Lieder Sammlung der Nonne Klara Häglerin von Haltungs, — das Ambrafer Liederbuch von Bergmann, — einhundert deutsche Volkslieder von Soltan, — alte hoch- und niederdeutsche Volkslieder von Uhland, — Schlesijsche Volkslieder von Hoffmann von Fallersleben, nebst mehreren anderen.

Wohl hat auch der Deutsche in Böhmen dazu seinen Antheil geliefert, und das Reichsdörfer Lied ist als urwüchsiges Produkt der derben Gebirgswohner mehrmals gedruckt worden; doch eine möglichst vollständige Sammlung von **Volksliedern der Deutschen in Böhmen** gibt es noch nicht!

Und doch wäre eine solche Sammlung nicht nur für jeden Deutschen in Böhmen, sondern auch für jeden, dem Volksthümlichkeit, Volkssitte, Volksgeschichte und Volkssprache nicht gleichgiltig ist, von hohem Interesse! Wo anders offenbart sich der Charakter eines Volkes mehr, als in dem Liede, das es singt? Was es fühlt und denkt, was es leidet und worüber es sich freut, alles was es anregt und bewegt, ist Gegenstand seiner Poesie. Welche Fundgrube sind nicht Volksgeodichte auch in sprachlicher Beziehung! Nicht leicht werden wir, so weit die deutsche Zunge reicht, ein Land finden, das so viele, von einander mehr oder minder abweichende Dialekte aufzuweisen hätte, als Böhmen und alle sind im Volksliede repräsentirt, so daß dasselbe zugleich als eine reichhaltige Quelle für den Forscher auf dem Gebiete der deutschen Sprachwissenschaft erscheint.

So schwer aber auch eine solche Sammlung für den Einzelnen erscheinen mag, so kann sie doch durch das Zusammenwirken Vieler ohne erhebliche Schwierigkeiten zu Stande kommen, und es gilt auch hier, wie in so vielen anderen großen Unternehmungen, der Wahlspruch unseres erhabenen Monarchen:

Mit vereinten Kräften!

Von diesen Gedanken geleitet und auf die im vorstehenden Aufsatze angeführten Gründe gestützt, hat der Unterzeichnete in der November-Sitzung der Sektion für deutsche Sprache und Literatur den Antrag gestellt, es mögen von der Sektion die geeigneten Schritte eingeleitet werden, um eine möglichst vollständige Sammlung von Nationalliedern der Deutschen in Böhmen zu erzielen, und es wurde einstimmig beschlossen, im Wege unserer „Mittheilungen“ die verehrlichen Mitglieder des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen aufzurufen, dieselben mögen die in den verschiedenen Gegenden des Landes im Munde des Volkes vorkommenden Volksdichtungen aufzeichnen und einsenden. Dabei bleibt es gleichgiltig, ob es eigentliche Lieder im strengen Sinne des Wortes, oder sogenannte historische Volkslieder, oder spruchähnliche Volkspoesien sind. Da ferner mancherlei, namentlich die sogenannten höheren Volkslieder in hochdeutscher Sprache gesungen werden, so werden für die Sammlung nicht nur im Munde des Volkes vorkommende Volkslieder in Dialekten, sondern auch in hochdeutscher Sprache, wenn sie nur den Charakter des Volksliedes überhaupt haben, geeignet erscheinen.

Der Unterzeichnete hat es ferner übernommen, die eingesandten Lieder zu übernehmen, zu sichten, zu ordnen und zum Drucke vorzubereiten.

Möge keines der zahlreichen Mitglieder unseres Vereines die Mühe scheuen, Einsendungen zu machen!

Im Nachhange folgen einige nicht uninteressante Proben deutscher Volksgedichte aus Böhmen.

Prag, den 14. Dezember 1863.

**B. Scheinpflug,**

(wohnhaft im gräf. Lazanitsky'schen Palais,  
Nr. 1012—I)

## Erinnerungen an den 30jährigen Krieg.

(Aus der Gegend von Tepl.)

A.

D' Schwed'n san kumma,  
Hom olles mitg'mumma,  
Hom d' Fensta ang'schlog'n,  
Hom 's Wei davoutrog'n,  
Hom Kugeln dras goff'n,  
Hom d' Bauaru daschoss'n.

B.

Bet', Kindla, bet,  
Sjga kummt da Schwed,  
Sjga kummt da Drensterna,  
Werd de Kindla bet'n lerna.

## Aus dem Tepliker Thale.

1.

Wullt ir wissen, war ich bin,  
Ich bin d'r luse Finke;  
Wenn ich 's Gald versuff'n ho',  
Gie 'ch in Brunn un trinke.

Schlöf, Kindel, schlöf,  
Zu Worten gih't ä Schöf.  
Die Mutter hüt die Lämmerlein,  
Sie ward nich mehr gor lange sein.  
Schlöf, Kindel, schlöf,  
Zu Worten gih't ä Schöf.

2.

Wiegentied.

Schlöf, Kindel, schlöf,  
Zu Worten gih't ä Schöf.  
s hot vier weiße Füße,  
's git die Milch gor süße.  
Schlöf, Kindel, schlöf,  
Zu Worten gih't ä Schöf.

Schlöf, Kindel, schlöf,  
Zu Worten gih't ä Schöf.  
Der Bóter fährt ins Niederland  
Ar brengt 'n Kind ä Wiedenband.  
Schlöf, Kindel, schlöf,  
Zu Worten gih't ä Schöf.

## Wiegenlied.

(Im Bärnsdorfer Dialekte.)

Bruppe, ninne, fause!	Un gibt 'n ej Butterfchnitte;
Der Tüd sticht hinter'n Hause.	Ar trät se bis uf'n Karchhof
Ar hout ej klejnes Körbelei	Un schmeißt se ei ej gruß Läch,
Un thut die biefen Rinder nei;	Ar schmeißt ou Stejn' un Are druf,
U trät se bis ei de Sitte*)	Un uben seht er 'ch salber nuf.

## Spruch des Hochzeitladers.

(Böhmerwald. Nach J. Hank.)

Glück as! Hölts eng im Hearz so föst wei mit'n Händ'n  
 Für' olle Maud<sup>1)</sup> und olle Lebnszät;  
 Denkt' 's Namls<sup>2)</sup> To<sup>3)</sup> fita To, lauft<sup>4)</sup> eng nöd wend'n,  
 Das nöd vo'n odan nöd,<sup>5)</sup> wenns rengt, wenns schnät;  
 Hölts zom! Hölts zom! wei Stoi in föst'n Moan<sup>6)</sup>  
 Wei Dama mit'n Wurzeln in da'n Ead,  
 Das enga Glückhos<sup>7)</sup>, enga Stombam<sup>8)</sup> doan.<sup>9)</sup>  
 Dös gloats nö! bis zum Gro und länga wead.  
 Des willts doch glückla ja, nöja! no fralß!  
 Des willts doch oas von oanan eng nöd trenna?  
 Jo no — so sat's no oas' r'onan halb,<sup>10)</sup>  
 So hots es scho! Hölts zom, mogs schnä'm, mogs renga.

## Kurzer Bericht

### über die wissenschaftliche Thätigkeit der einzelnen Sektionen.

#### Erste Sektion.

Allgemeine Landesgeschichte.

Obmann: Prof. Dr. Höfler.

Obmannsstellvertreter: Prof. B. Scheinpflug.

Schriftführer: Dr. Hallwich.

Nachdem vor mehreren Wochen das „Homiliar des Bischofs von Prag“ ausgegeben worden, hat die Sektion, von vielen Seiten unterstützt, wiederum ein bedeutendes Material zu neuen Veröffentlichungen gesammelt.

Hr. Pfarrer P. Mojs Kraus sandte eine von ihm verfaßte Chronik von Grulich und Mittelwalde ein, Herr Prof. B. Scheinpflug legte das Manuscript seiner Geschichte des Klosters Dfegg vor und Hr. Prof. P. Krahl übermitteln der Sektion die Geschichte von Komotau, während die Herren W. Pernikarž das Manuscript einer Chronik von Landskron und Ant. Jäger in Gablonz eine historische Abhandlung über die Dörfer Maffersdorf, Proschwitz und Neuwald dem Vereine zur Verfügung

stellten. Jede dieser Arbeiten ward einem Mitglied der Sektion zur Berichterstattung übergeben. Herr Prof. Dr. Höfler referirte in der Sitzung vom 6. November über das von ihm in der hiesigen k. Universitätsbibliothek vorgefundene Manuscript eines Geschichtschreibers des ersten Römerzuges Kaiser Karl's IV., Joannes de Porta de Adonusaco, das dem Ausschusse des Vereins zur Drucklegung empfohlen wurde. — Herr Dr. Stamm stellte brieflich eine „kulturhistorische Skizze über das Erzgebirge von 1720 bis auf die Gegenwart“ in Aussicht.

Am 3. Dezember hielt Herr Prof. Dr. Höfler einen Vortrag über von ihm in den Bibliotheken zu München und Bamberg gesammelte Materialien zu einer Biographie der deutschen Prinzessin Barbara von Brandenburg, Gemalin Wladislaw's Jagello von Böhmen, und berichtete zugleich in derselben Sitzung über Scheinpflug's Geschichte von Dfegg, die er nach einer eingehenden Würdigung zur Ber-

\*) Bis nach Zittau.

1) Noth. — 2) Namliche. — 3) Tag. — 4) Laßt. — 5) Eines von dem Andern nicht. — 6) Wie Steine in festen Mauern. — 7) Glückhaus. — 8) Stammbaum. — 9) Dauern. — 10) Seid nur Eins dem Andern heilig.

öffentlichung empfahl. — Herr Dr. Hallwich ist nach Durchforschung des Archiv's der Bergstadt Graupen beschäftigt, das reiche Material desselben zusammenzustellen und ist Aussicht vorhanden, daß die Geschichte dieser Stadt im Laufe des Jahres 1864 beendigt werde, so wie mit dem Beginne des nächsten Vereinsjahres Jul. Pippert's Geschichte von Trautenau die Presse verlassen wird.

### Zweite Sektion.

(Rechtsgeschichte.)

Obmann: J. U. Dr. Pelzel.

Obmannesstellvertreter: Prof. Dr. Schulte.

Schriftführer: Dr. Frank.

Seit Veröffentlichung des letzten Berichtes über die Thätigkeit dieser Sektion hat dieselbe, ihrem Programme getreu, ununterbrochen an der Beschaffung des Materials zur Geschichte des deutschen Stadtrechts in Böhmen fortgearbeitet. So hat Herr Dr. Pelzel allein aus dem Prager Stadtarhiv-Codex — der Grundlage aller Stadtrechtsgeschichte in Böhmen — das Prager Stadtrecht vom Jahre 1341 (in lateinischer Sprache) ausgezogen, so wie die beiden Landrechtsbücher des Codex, das des Andreas von der Eiche (c. 1370—1412) und die Landrechtsordnung aus der Zeit Karl's IV. aus der böhmischen in die deutsche Sprache übertragen. Derselbe hat aus dem rechtshistorischen Werke des Braccius (1536), bestehend aus einer böhmischen Übersetzung des genannten Stadtrechts von 1431 und den von 1431 bis 1536 zu demselben hinzugekommenen Zusätzen, den lateinischen Urtext hergestellt, die Zusätze aber, sowie eine dritte wichtige Quelle für die Geschichte des Stadtrechts in Böhmen, die „Pseudo-Boleslaw'schen Stadtrechte“ (v. 1439—1457) durch Übertragung in's Deutsche zugänglich gemacht. — Herr Dr. Hallwich sammelt durch Copirung des „liber sententiarum aureus“ des hiesigen Magistratsarchives die Statute des Neustädter Schuppenhofes aus den Jahren 1389—1409. — In der Sitzung vom 10. Dezember berichtete Herr Dr. Pelzel in einem längeren Vortrag über die Thätigkeit der Sektion, der es bei dem erfreulichen Zuwachs an Kräften in letzter Zeit wohl bald gelingen wird, ein bedeutenderes Resultat ihrer Bestrebungen vor die Öffentlichkeit zu bringen.

### Dritte Sektion.

17. Sitzung am 15. Oktober 1863.

Obmann: Dr. W. Volkmann.

Stellvertreter: Dr. Virgil Grohmann.

Schriftführer: P. Ernest Stein von Nordenstein.

17. Sitzung am 15. Oktober 1863.

Der Schriftführer des Vereines Hr. Dr. Wiechowitsch theilt mit, daß der Schriftführer der Sektion Dr. Ruzscho demüßigt Prag verlasse, und deshalb wird beschlossen, in der nächsten Sitzung die Wahl eines neuen Schriftführers vorzunehmen. Dr. Grohmann hält einen Vortrag über den Aberglauben, der sich in Böhmen an Sonne und Mond knüpft. Die Sektion beschließt, diesen Aufsatz zur Aufnahme in die Mittheilungen zu empfehlen.

18. Sitzung am 19. November 1863.

Prof. Scheinpflug theilt aus einer in Klostergrab aufgefundenen Handschrift (vom J. 1526) Mehreres mit. Es ist diese Handschrift ein sog. Formelbuch, welches Adressen an verschiedene Potentaten, Städte, Herrschaften und Formularien für Verträge enthält.

Ueber seinen und Dr. Grohmann's Antrag wurde beschlossen, in die Mittheilungen eine Aufforderung zur Sammlung von Volksliedern einzurücken zu lassen. Zugleich sollen mit dieser Aufforderung Proben von solchen Volkspoesien veröffentlicht werden.

Schließlich wurde fast einstimmig P. Ernest Stein v. Nordenstein, Benediktinerordenspriester des Stiftes Emaus zum Schriftführer gewählt.

19. Sitzung am 17. Dezember 1863.

Der Hr. Obmann Dr. Volkmann legt etliche Hefte vor, die dem Vereine im Wege des Christenaustausches gekommen sind.

Dr. Hallwich hält einen Vortrag über das Lied von der Schlacht bei Ausig, das er in der Übersetzung mittheilt.

Antiquar H. Pippmann legte eine Kupferplatte vor, darstellend einen heil. Matthäus nach Skreta, ausgeführt von dem verstorbenen Wiese aus Warnsdorf, und empfiehlt sie dem Ausschusse des Vereines zum Ankaufe, was auch einstimmig beschlossen wurde.

## Nachtrag zum Mitgliederverzeichnis.

Geschlossen den 15. Dezember 1863.

### Ordentliche Mitglieder.

- |  |  |
|--|--|
| Herr <b>Appelt</b> , Hauptschullehrer in Reichenberg.            | Herr <b>König</b> Jos., Fabrikant in Reichenberg.                        |
| „ <b>Bareuther</b> Ernst, J. U. Dr. in Wien.                     | „ <b>Kress</b> Jos., Eisenbahndirektor in Prag.                          |
| „ <b>Bareuther</b> J. C., Webwaarenfabrikant in Aßch.            | „ <b>Kunert</b> Gottlieb, Gutsbesitzer in Heinersdorf.                   |
| „ <b>Bayer</b> Jos. Franz, Kaufmann in Heinersdorf.              | „ <b>Milisch</b> Joh., Faumenister in Reichenberg.                       |
| „ <b>Dix</b> Karl, Meierhofepächter in Schelchowitz b. Lobositz. | „ <b>P. Moysel</b> Franz, Bezirksvikar in Köchlitz bei Reichenberg.      |
| „ <b>Elger</b> Jos., Gastwirth in Reichenberg.                   | „ <b>Oßmendor</b> Edmund, Oekonomieverwalter in Lobositz.                |
| „ <b>Finke</b> Fidelis, Fabrikant in Heinersdorf.                | „ <b>P. Papelt</b> Raimund, Stiftskaplan in St. Marienthal in Sachsen.   |
| „ <b>Fröde</b> Jos., prakt. Arzt in Heinersdorf.                 | „ <b>Dr. Preez</b> , Redakteur in Reichenberg.                           |
| „ <b>Geipel</b> Eduard, Färbereibesitzer in Aßch.                | „ <b>Pelzel</b> Georg, Buchhalter in Smichow.                            |
| „ <b>Geipel &amp; Jäger</b> , Webwaarenfabrikanten in Aßch.      | „ <b>Plösch</b> J. N., Strumpfwaaarenfabrikant in Aßch.                  |
| „ <b>Görlich</b> Wenzel, Bürger in Lobositz.                     | „ <b>Rosenkranz</b> Franz, Bürger in Lobositz.                           |
| „ <b>Grohmann</b> Alois, Handelsmann in Lobositz.                | „ <b>Salomon</b> Jos., Fabrikant in Reichenberg.                         |
| „ <b>Hampel</b> Ad., Beamte b. d. Creditanstalt in Prag.         | „ <b>P. Schwarz</b> Gustav, Kaplan in Reichenberg.                       |
| „ <b>Hauptvogel</b> Wenzel, k. k. Bezirksamtsadj. in Lobositz.   | „ <b>Seinl</b> Franz, Gemeindevorsteher in Priesen b. Lobositz.          |
| „ <b>Hehl</b> , Optischlhr. in Reichenberg.                      | „ <b>Teifel</b> Ludwig, Kaufmann in Lobositz.                            |
| „ <b>Hirt</b> Georg, Manufakturzeichner in Heinersdorf.          | „ <b>Ußmann</b> , Gastwirth in Reichenberg.                              |
| „ <b>Jaksch</b> , Professor in Reichenberg.                      | „ <b>Unger</b> Georg, Strumpfwaaarenfabrikant in Aßch.                   |
| „ <b>Kaizerowsky</b> W., Ph. Dr. Gymn.-Professor in Saaz.        | „ <b>Wagner</b> J. A., Mag. Phar., k. k. Haupt-Zollamt-Offizial in Prag. |
| „ <b>Klaubert</b> Christian, Webwaarenfabkt. in Aßch.            | „ <b>Weigandt</b> Chr., Webwaarenfabrikant in Aßch.                      |
| „ <b>Knappe</b> Jos., k. k. Realschulprofessor in Prag.          | „ <b>Zasche</b> Florian, Bürger in Reichenberg.                          |
| „ <b>P. Koehler</b> Alphons, Gymn.-Professor in Komotau.         | „ <b>Zörner</b> Wenzel, J. U. C. in Prag.                                |

### Verzeichniß

derjenigen Herren Mitglieder, welche es übernommen haben, in jenen Orten, wo der Verein eine größere Anzahl von Mitgliedern hat, die Jahresbeiträge zu Händen des Vereines einzukassiren und die Vereinschriften zu vertheilen.

- |                      |                                   |
|----------------------|-----------------------------------|
| <b>Arnau :</b>       | Herr Robert Schwarz, Ch. Dr.      |
| <b>Aßch :</b>        | „ J. C. Bareuther, Bürgermeister. |
| <b>Außig :</b>       | „ B. S. Walter, Apotheker.        |
| <b>Bensen :</b>      | „ Friedr. Seidel, k. k. Notar.    |
| <b>Bilin :</b>       | „ Karl Preiß, Med. et Chir. Dr.   |
| <b>Böhm.-Leipa :</b> | „ Ant. Zink, Bürgermeister.       |
| <b>Brüx :</b>        | „ Karl Heinrich, Reallehrer.      |
| <b>Budweis :</b>     | „ Wenzel Rosenauer, Stadtrath.    |

<b>Bürgstein :</b>	Herr Georg Max, Fabrikbuchhalter.
<b>Eger :</b>	„ Joh. Herget, J. U. Dr.
<b>Elbogen :</b>	„ Richard Richhorn, jub. k. k. Post-Offizial.
<b>Falkenau :</b>	„ Jof. Niemetschek, Stadtmundarzt.
<b>Friedland :</b>	„ Zul. Helbig, pens. k. k. Beamte.
<b>Gablonz :</b>	„ Joh. Künast, k. k. Bezirksamtsadjunkt.
<b>Hohenelbe :</b>	„ Ant. Hauffe, Gastwirth.
<b>Junsbruck :</b>	„ Phil. Dr. Wenzel Korn, k. k. Realschulprofessor.
<b>Joachimsthal :</b>	„ Jof. Waltherr, k. k. Berggrath.
<b>Kaaden :</b>	„ Ant. Fleischer, k. k. Bezirksamtsadjunkt.
<b>Karlsbad :</b>	„ Joh. Goldbach, Direktor d. Haupt- und Gewerbeschule.
<b>Komotau :</b>	„ P. Thim. J. Fassl, Gymn.-Direktor.
<b>Landskron :</b>	„ Rudolph Pissl, Buchhändler.
<b>Leitmeritz :</b>	„ Gustav Pauda, Med. Dr.
<b>Lobositz :</b>	„ Frau Pfannschmidt, Bürgermeister.
<b>Marienbad :</b>	„ Joh. Schlesinger, Lehrer.
<b>Mies :</b>	„ G. Adolph Streer Ritter v. Streeruwitz, k. k. Postmeister.
<b>Neubistritz :</b>	„ Frau Kollmann, Handelsmann.
<b>Petschau :</b>	„ Zul. Zickler, Med. Dr.
<b>Pilsen :</b>	„ Ph. Dr. P. Maurus Pfannurer, Gymn.-Prof.
<b>Plan :</b>	„ Jakob Fritsch, Gemeinberechnungsführer.
<b>Randnig :</b>	„ Anton Zeidler, k. k. Hofkammer-Rastner.
<b>Reichenberg :</b>	„ P. Val. Zödl, Professor a. d. Oberrealschule.
<b>Rumburg :</b>	„ Alois Lauerer, Agent.
<b>Saaz :</b>	„ Jof. Mik. Melzer, Bürger.
<b>Schönlinde :</b>	„ Wolfgang Huelle, Fabrikant.
<b>Staab :</b>	„ Wenzel Seifert, k. k. Postmeister.
<b>Steinschönau :</b>	„ F. C. Kuechtel, Bürgermeister.
<b>Tachau :</b>	„ Rudolph Kerl, k. k. Aktuar.
<b>Teplic :</b>	„ Ferd. C. Junl, Buch- und Kunsthändler.
<b>Tetschen :</b>	„ J. U. Dr. Franz Klier, Landesadvokat.
<b>Trautenau :</b>	„ B. Paner, Med. Dr.
<b>Wien :</b>	„ Em. Pjoh, J. U. Dr.

### Verzeichniß

der Geschenke, welche vom 1. November bis 15. Dezember 1863 dem Vereine gemacht worden sind, und wofür hiemit der geziemende Dank ausgesprochen wird.

- Herr Heinrich Bank, Historienmaler in Prag: eine Photographie und „Blätter für das 3. allgem. deutsche Turnfest zu Leipzig.“
- „ Karl Binder, Weinhändler in Prag: 70 Werke in 95 Bänden — 13 Broschüren — 50 Stück Silber-, 40 Stück Kupfer-Münzen, 25 Münzscheine — einen großen Atlas — einen kleinen latein. Atlas — 15 Landkarten — das Panorama der Semmeringbahn — 5 Copien von Adelsdiplomen — 2 Pergamenturkunden und die Schillermedaille.
- „ Karl Böhm, Fabrikbeamte in Branow bei Kolyban: 6 römische Kupfermünzen.
- „ Gust. Ad. Bonté, Med. Dr. in Reichenberg: eine Broschüre und ein Werk.
- „ Richard Dohauer, Großhändler in Prag: 3 Werke in 3 Bänden, 2 Bände Manuscripte und eine Urkunde.
- „ Ludwig Ehrlich, Bürgermeister in Reichenberg: 2 Werke, eine Broschüre.
- „ R. Eisenbach, Kfm. in Prag: 2 Silbermünzen.

- K. k. Geogr. Gesellschaft in Wien**: 5 Jahrgänge der Mittheilungen der Gesellschaft.  
**Germanisches National-Museum in Nürnberg**: 9. Jahresbericht des Museums.  
Herr **Dr. Aug. Seyer**, k. k. Univ.-Prof. in Innsbruck: 2 Werke in 2 Bdn.  
" **Karl Heinrich**, Reallehrer in Brüx: Abdruck des alten Brüxer Siegels.  
" **Amand Helm**, Photograph in Prag: 2 Photographien.  
**Historischer Verein f. Krain in Laibach**: 4 Jahrgänge der Mittheilungen des Vereines  
nebst einer Beilage.  
" **Franz Klutschak**, Redakteur der „Bohemia“ in Prag: ein Werk in 4 Bänden.  
" **Friedrich Lippmann** in Prag: 77 Kupferabdrungen von Bergler.  
" **Rudolf Müller**, Historienmaler in Prag  
Constitutionelles Blatt aus Böhmen vom 2. April bis 30. Juni 1848.  
" " " " II. Semester 1851;  
" " " " I. " 1852.  
" **Christian Ad. Pefschek** in Zittau: 4 Werke in 4 Bänden.  
" **P. Gabriel Sacher**, Guardian in Brüx: 3 Siegelabdrücke u. 2 Urkundencopien.  
" **Heinrich Schindler**, Redakteur der Prager Morgenpost: ein Werk.  
" **Josef Singer**, Fabrikant in Prag: 4 Werke in 4 Bänden.  
" **P. Ernest Stein von Nordenstein** in Prag: 3 Werke in 7 Bänden und ein Manuscript.  
" **Karl Strunz**, Jur. Stud. in Prag: ein Werk in 3 Bänden.  
**Verein für Geschichte und Alterthümer der Herzogthümer Bremen und Verden und  
des Landes Hadeln zu Stade**: 2 Werke in 2 Bdn. und 3 Broschüren.  
**Voigtländischer Alterthumsforschender Verein in Hohenleuben**: 14. — 33. Jahres-  
bericht des Vereines und 4 Werke in 4 Bänden.  
**Borarlberger Museums-Verein in Bregenz**: 1.—6. Rechenschaftsbericht des Vereines.  
" **P. Valentin Södl**, Professor in Reichenberg: 31 Volkslieder, 21 Silber- und 63  
Kupfermitzen.

Vom 1. Oktober bis 15. Dezember d. J. hat der Verein folgende Mitglie-  
der durch den Tod verloren:

- Herrn **Frz. Andr. Eichler**, Oberforstmeister in Paulusbrunn bei Tachau.  
" **Ferd. Hauger**, Oberrevident in Tachau.  
" **Hugo Jaschke**, Spengler in Lobositz.  
" **Dr. Emil Rössler**, fürstl. Sigmaringischer Bibliothekar.  
" **Moriz Schönfelder**, Buchhändler in Prag († 19. Juni. 1863).  
" **Ant. Jos. Sieber**, Rentmeister in Tachau.

Da überdieß während dieser Zeit 21 Mitglieder aus dem Vereine ausgetre-  
ten sind, so beträgt gegenwärtig die Zahl der Mitglieder 1962 (darunter 30 stift-  
tende), demnach um 24 mehr als Ende September.

Die Herren Mitglieder werden ersucht, die restirenden Jahresbeiträge  
einzusenden.

Correktur zum 4. Hefte des ersten Jahrganges der Mittheilungen.

Seite 44 soll es heißen: Hauke Franz statt Hauke Rudolph.

# Mittheilungen des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen.

Redigirt von  
**A. Schmalz.**

---

zweiter Jahrgang.

fünftes Heft.

---

## Programm

für die Wirksamkeit der IV. Sektion des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen.

Der Verein für Geschichte der Deutschen in Böhmen hat sich in seinen Statuten die historische Geographie, die Geschichte und Statistik des Handels und der Gewerbe zur Aufgabe gestellt, und damit die vierte Vereins-Sektion betraut.

Wer irgend mit Böhmens Verhältnissen bekannt ist, wird zugestehen, daß sich in dieser Aufgabe die Geschichte des Deutschthum's in Böhmen zumeist concentrirt.

Handel und Gewerbe wurden durch Deutsche in's Land gebracht, gepflegt und groß gezogen, im Handel und in der Industrie ruht ganz vorzüglich die Bedeutung der Deutschen. Indem wir auch die geographischen Bedingungen würdigen, von welchen die Geschichte Beider abhängig ist, indem wir die Gegenden, in welchen deutsche Industrie sich verbreitet, die Richtung, welche deutscher Handel eingeschlagen hat, um Böhmen zu befruchten, reich und einflußreich zu machen, kennen lernen, wird uns der kulturhistorische Fortschritt der Deutschen klar.

Die Aufgabe der Sektion, so lohnend an sich, ist jedoch nicht leicht. Dem Handel und Gewerbe, überhaupt der Arbeit stand in früherer Zeit selten eine Kraft zu Gebote, welche ihr Entstehen, ihre Entwicklung verzeichnet hätte. War es ja der Fall, so beschränkte man sich größtentheils auf den rechtlichen und politischen Theil; das Interesse am Sachlichen des Gewerbes und des Handels selbst wurde wenig oder gar nicht beachtet. Und doch ist dieses Interesse das wichtigere.

Der Ursprung, die Entwicklung und Ausdehnung der Industrie und des Handels, ihre kulturhistorische und volkswirtschaftliche Bedeutung müssen der Ausgangspunkt der Sektionsthätigkeit sein, wenn sie aus ihrer Sphäre für eine lebensvolle getreue Geschichte der Deutschen in Böhmen des Ihrige beitragen soll.

Die Sektion kann ihrer Aufgabe nur gerecht werden, wenn sie sich der allseitigsten Unterstützung erfreut. Wir laden daher die Herren Industriellen und Handelsleute ein, wir bitten alle Handelskammern, Gewerbs- und landwirthschaftlichen Vereine und die Gewerke, uns in unserem reellen Streben zu unterstützen, sei es, daß sie uns die reichlich vorhandenen Materialien in Originalien oder in Ab-



Schriften zur Verfügung stellen, oder deren Bearbeitung vom kulturhistorischen und volkswirtschaftlichen Standpunkte uns übermitteln. Wir wenden uns insbesondere an die ehemaligen Zünfte und Innungen, daß sie uns ihre Zunftladen öffnen, ihre Privilegien, Protokolle, Gedenkbücher, Statuten und Gesetze darleihen, ihre Gebräuche mittheilen und so im eigensten Interesse zum Gelingen des Ganzen beitragen.

Die Schwierigkeiten dürfen nicht abhalten an's Werk zu gehen.

Wer sollte nicht gerne das Seinige beitragen, wenn es gilt, den Anfang, den Ursprung des Gewerbes und Handels zu eruiren? Wem sollte es gleichgiltig sein zu wissen, wie viel Arbeiter sich einem Gewerbe gewidmet, wo dieses vorzüglich ausgeübt ward, in welchem Zusammenhange es mit der geographischen Lage, dem Klima des Ortes u.dgl. steht, welche Menge, zu welchem Preise dieselbe im Ganzen und von den Einzelnen producirt wurde, woher die Rohprodukte stammten, welchen Preis diese hatten, wie sich Kapital- und Arbeiterverhältnisse gestalteten, welchen Verdienst der Arbeiter pr. Jahr und Tag hatte, welche Steuern, Gaben und Zölle auf dem Gewerbe hafteten, wie sich der Produktpreis zu den Lebensmitteln verhielt?

Wem sollte der wichtige Unterschied nicht einleuchten, ob das Gewerbe unter der Hörigkeit, ob zunftgemäß oder frei, ob unbeschränkt oder mit Concession ausgeübt werden durfte, ob der Arbeiter bemüßigt war, seine Erzeugnisse selbst zu verschleifen oder ob er sie durch Mittelpersonen verschleifen konnte; ob endlich der Absatz auf den Ort oder das Land der Erzeugung beschränkt blieb oder ob ihm die ganze Welt offen stand?

Wenn wir uns ferner in die Geschichte der Zünfte vertiefen, ihren Ursprung erforschen, ihre gewerbliche, rechtliche, politische, kirchliche und militärische Stellung und den Einfluß der Kriegsereignisse und Friedenszeiten auf das Gewerbswesen würdigen und ihren volkswirtschaftlichen Einfluß auf die Zunftgenossen und das Gewerbe selbst kennzeichnen, wenn wir den Übergang von der Handarbeit zu Maschinen, überhaupt Hilfsmittel der Erzeugung, die Differenz der Preise der Produkte durch Menschen und Fabriken, Einfluß der letzteren auf das Kleingewerbe in ihrer Wechselwirkung beschreiben und endlich eine Geschichte der Produktion, die Entwicklung der Produktionsform sowie der Produkte selbst und deren Consumption liefern, so dürften wir der Geschichte der Gewerbe nahezu vollständig Rechnung tragen.

In ähnlicher Weise wollen wir auch bei der Geschichte des Handels vorgehen. Der Handel ist ja an sich ein selbstständiges Gewerbe, eine Tochter der Arbeitstheilung. Als Vermittler zwischen Producenten und Consumenten bedingt der Handel und seine Geschichte die Berücksichtigung derselben Momente, welche wir bei den Gewerben angeführt haben; nur wird sich hier Gelegenheit bieten, die Werth- und Preisverhältnisse der Produkte und der zur Erzeugung nöthigen Kapitalien, dann die Kommunikationsmittel ausführlicher in Betracht zu nehmen. Die Handelsgeschichte wird uns ferner den Zusammenhang der Deutschböhmern mit allen

Nationen klar vor Augen führen und uns das glänzende Zeugniß geben, daß die Deutschen in Böhmen durch alle Stufen hindurch der Civilisation ausdauernde praktische Vorkämpfer und Beschirmer waren.

Möge es daher Niemand veräumen zum Gelingen unserer Aufgabe das Seinige beizutragen. Der Geist der Arbeit und der Geschichte war immer zum deutschen Volke gestanden, er wird uns auch helfen, der Zukunft zu bewahren, was die Deutschen in Böhmen geleistet.

Prag im Februar 1864.

Vom Ausschusse des Vereines für Geschichte  
der Deutschen in Böhmen.

Dr. Emil Franz Rößler.

(Eine biographische Skizze.)

Am 5. Dezember vorigen Jahres endete zu Sigmaringen ein viel bewegtes, sorgenvolles Leben; schnell abgeschnitten zu einer Zeit, wo nach dem Schwinden aller höher strebenden Hoffnungen früher Jahre ein bescheidener Hafen glücklich erreicht, eine behagliche Ruhe dem nahenden Alter zu winken schien. — Nicht nur in unserer Vaterlande, sondern weithin hat die Kunde von diesem Todesfalle Bestürzung und Trauer erregt, denn Rößler hatte sich durch häufige Reisen und durch seine liebenswürdige Persönlichkeit in gelehrten und andern Kreisen sehr zahlreiche Freunde und Bekannte erworben. Einer dieser Freunde, Professor Dr. Wahlberg hat ihm in der „Allgemeinen österreichischen Gerichtszeitung“, ein anderer, Dr. W. Wattenbach, f. Provinzial-Archivar für Schlesien, (Letzterer lebte in dem Jahre 1847 in Wien und stand in dem freundschaftlichsten Verhältnisse zu Rößler,) in der „Süddeutschen Zeitung“ und ein Dritter, ein Freund und Schüler des Verstorbenen (A. R.), in der Beilage zur Allg. Zeitung. Nr. 55 einen herzlichen Nachruf gewidmet. Wir entnehmen diesen nekrologischen Skizzen die wichtigsten Daten über Rößler's schwer geprüftes Leben und fügen nur einige Berichtigungen und Ergänzungen bei.

Rößler war zu Brüz am 5. Juni 1815 geboren und der Sohn eines sehr geachteten Justitiärs. Bei der Vereisung der Ortschaften in Rechtsangelegenheiten begleitete er häufig den Vater und dadurch wurde seine Aufmerksamkeit frühzeitig auf die bäuerlichen Verhältnisse gelenkt; so lernte er schon als Jüngling die ungünstige rechtliche Stellung des Bauernstandes kennen und überzeugte sich von dem schweren Unrecht, welches durch den Mangel geschichtlicher Kenntniß, durch die Anwendung nicht zutreffender Sätze des römischen Rechts auf Verhältnisse, die auf ganz fremdem Boden erwachsen waren, gegen den Bauernstand begangen wurden. Eine Folge dieser in das noch jugendlich frische Herz unverlöschbar einge-

drungenen Erlebnisse war es ohne Zweifel, daß Rößler, als er sich nach vollendeten juridische Studien für das Doctorat vorbereitete, für die Inaugural-Dissertation ein dieser Richtung verwandtes Thema wählte, nämlich: „Das Ausgedinge auf Bauerngütern nach den bestehenden Vorschriften in Österreich mit besonderer Rücksicht auf Böhmen.“ Im Jahre 1842 wurde er zum Doctor promovirt.

Die Nähe der Grenze des deutschen und slawischen Wesens gab unserem Landsmanne bereits in frühen Jahren Anlaß, die Eigenthümlichkeiten beider Völker in's Auge zu fassen. Schon während seiner Studienjahre fortschreite Rößler dem Ursprung der deutschen Ansiedelungen nach und kam so zu urkundlichen Studien, welche ihn über damals noch ganz unverständene Verhältnisse aufklärten. Ihm gebührt die Ehre, den ersten Versuch unternommen zu haben, deutschen Dorfweisthümern in Böhmen nachzuforschen. Er bot als Probe dieser interessanten Rechtsdenkmäler die „Tschernowitzer Rüge von 1553,“ welche ihn zur erneuerten erfolgreichen Forschung angeregt hat. „Er durchforschte Bibliotheken und Archive mit rastlosem Eifer und mit jenem glücklichen Spürsinn, der ihn so manches Kleinod hat auffinden lassen, ein Sinn, der nur zu oft als Gunst des Zufalles aufgefaßt wird, während er doch eigentlich nur auf dem unverdroßenen Suchen einerseits und andererseits auf der gründlichen Vorbildung beruht, welche den Werth des Fundes mit raschem Blick zu ermessen befähigt.“

Die erste Frucht dieser Studien war die Herausgabe der „deutschen Rechtsdenkmäler aus Böhmen und Mähren,“<sup>1)</sup> deren erster Band 1845 mit einer Vorrede von Jakob Grimm erschien. Rößler hatte ihm den Anfang des gedruckten Textes zugesandt und sich in seiner Hoffnung auf warme Theilnahme nicht getäuscht. Dieser erste Band enthält das Altprager Stadtrecht aus dem vierzehnten Jahrhundert mit einer sehr gründlichen und für die Kenntniß des alten deutschen Bürgerthums, des Zusammenhanges der verschiedenen Stadtrechte unter einander außerordentlich lehrreichen Einleitung. Daß Prag eine ganz deutsche Stadt ist, daß aus der ersten Niederlassung der Deutschen auf dem Boritz die ganze Stadtgemeinde allmählig erwachsen ist, wurde von Rößler zuerst festgestellt und urkundlich unumstößlich erwiesen.

Es ist für uns jetzt schwer, sagt Dr. Wattenbach, eine richtige Vorstellung davon zu gewinnen, bis zu welchem Grade damals die Rechtsgeschichte in Österreich vernachlässigt war; wenn man aber die 1847 erschienenen Vorträge Rößler's „Über die Bedeutung und Behandlung der Geschichte des Rechts in Österreich“ liest, überzeugt man sich leicht, daß was damals im übrigen Deutschland

1) „Deutsche Rechtsdenkmäler aus Böhmen und Mähren, eine Sammlung von Rechtsbüchern, Urkunden und alten Aufzeichnungen zur Geschichte des deutschen Rechtes.“ Mit einer Vorrede von J. Grimm, oder auch unter dem Titel: „Das altprager Stadtrecht aus dem XIV. Jahrhunderte nach den vorhandenen Handschriften zum ersten Male herausgegeben und erläutert von Dr. F. E. Rößler.“ Prag 1845, bei Fr. Tempsky.

seit Jahrzehnten allgemein anerkannt war, hier noch für eine Thorheit galt. Mochten einzelne Männer sich aus Liebhaberei mit Forschungen der Art beschäftigen, — dem Fachmanne, dem Universitätslehrer nicht minder als dem Praktiker galt die Rechtsgeschichte nicht nur für überflüssig, sondern für schädlich, weil sie von der allein für zweckmäßig erachteten Weise des Studiums abziehe. Es wird daher immer als ein Epoche machendes Ereigniß betrachtet werden, daß es Rößler gelang, von der k. Studien-Hof-Commission die versuchsweise Gestattung rechtsgeschichtlicher Vorlesungen an der Wiener Universität zu erwirken, wohin er 1846 übersiedelte, und in selbem Jahre seine Vorträge über österreichische Rechtsgeschichte eröffnete, die lebhafteste Theilnahme fanden.

Die Einwirkung deutscher Wissenschaft war doch schon stark genug gewesen, um ein Bedürfniß in dieser Richtung fühlbar zu machen, ein Verlangen zu wecken. Es war ein Kreis höher gebildeten Männer, zum Theil sehr hochgestellter Staatsbeamten, welcher sich um den jungen Dozenten sammelte, der mit der Schwierigkeit des neuen Unternehmens mühsam ringend, ohne vorzügliche Begabung zu freiem mündlichen Vortrage, aber voll Eifers und Hingebung für die Sache, erfüllt von einer lebendigen Anschauung der ältern Rechtszustände, die Aufmerksamkeit zu fesseln, und Theilnahme für den Gegenstand anzuregen verstand. Es waren die Werke deutscher Männer, wie Savigny, F. Grimm, Stenzel, Homeyer, aus denen er sich die Grundlagen seines eigenen wissenschaftlichen Strebens gewonnen hatte; jetzt gelang es ihm, den lange gehegten Wunsch zu erfüllen und auf einen längern Reise im Jahre 1847 auch persönlich jene damals noch von der österreichischen grundverschiedene Art des Lebens und Lehrens auf deutschen Hochschulen kennen zu lernen, welche nach Oesterreich zu verpflanzen das Ziel seiner Wünsche war. Er besuchte verschiedene deutsche Universitäten, gewann im Verkehre mit den Meistern seines Faches vielfache Klärung und Fortbildung seiner Ansichten und verband damit eifrige Studien in Bibliotheken und Archiven. Er nahm auch Theil an der ersten Versammlung der Germanisten in Frankfurt a. M. und kehrte im Herbst nach Wien zurück, voll neuer Anregungen, aber auch erfüllt von der lebendigen Anschauung des wissenschaftlichen Lebens in Deutschland, welche er in Wien nur zu sehr vermissen mußte. Er fühlte sich von jetzt an dort nicht mehr heimisch; das aufmunternde Entgegenkommen, welches er anfangs in Wien fand, erkaltete bald, er fand sich immer mehr isolirt und verkehrte in diesem Winter fast ausschließlich mit Dr. Wattenbach, der mit freundschaftlicher Anerkennung rühmt, aus dem Umgange und den rechtsgeschichtlichen Vorträgen Rößler's mannigfache Belehrung geschöpft zu haben.

Es war damals eine schwere, dumpfe Zeit, erfüllt von einer unheimlichen Gährung, welche endlich im März 1848 zu gewaltsamem Ausbruche gelangte. Von Anfang an lebhaft dabei betheilig, sah sich Rößler bald vorzüglich durch die Zustände seines Heimatlandes in Anspruch genommen, durch den von den Czechen geübten Terrorismus, welcher die Deutschen in Böhmen endlich zu mannhafter

Bereinigung führte. In Wien wurde von den in Wien lebenden Deutsch-Böhmen ein „Verein der Deutschen aus Böhmen“ zum Schutze ihrer Rechte und ihrer Nationalität gegründet. Rößler nahm thätigen Antheil und wurde gleich in einer der ersten Sitzungen in das Comité<sup>1)</sup> gewählt, welches die Sprachengrenze festzustellen und die statistischen Daten bezüglich der Nationalitäten zu sammeln hatte. Indessen erfolgte die Ausschreibung der Wahlen für das Frankfurter Parlament und Rößler folgte einer Einladung aus seiner Vaterstadt Brüx und trat für den Wahlbezirk Saaz als Candidat auf, wo er auch wirklich gewählt wurde. In Frankfurt schloß er sich, als die Möglichkeit einer Einigung zwischen Deutschland und Oesterreich abgesehen war, offen der Gagern'schen Partei an, „weil er keinen Theil daran haben wollte, eine einheitliche Verfassung des übrigen Deutschlands zu hintertreiben.“ „Von der ganz kleinen Zahl unter den Oesterreichern,“ sagt Laube in seinem Werke über das erste deutsche Parlament,<sup>2)</sup> „welche Alles, auch die wahrscheinliche Rückkehr in die Heimat, opferten für den vollen Begriff eines deutschen Staates, gehörte Rößler. Er und Makowiczka, zum Theil auch Groß, sämmtlich aus dem nördlichen Böhmen stammend, führten ihre ideale Aufgabe mit voller Consequenz durch, ohne deshalb den Übertreibungen der Linken zuzustimmen.“

Daß er sich dadurch in Wien ungerechten Verdächtigungen aussetzte, wußte er, aber er schlug das in jener Zeit der Aufregung so hoch nicht an, um so weniger, als er den deutschen wissenschaftlichen Verkehr, den er in so reichem Maße genossen hatte, nicht wieder entbehren wollte. In dieser Stimmung ließ sich Rößler leicht bereden, in Göttingen als Privatdocent aufzutreten, weil er glaubte hier Ersatz zu finden. Das war der Wendepunkt seines Lebens; fortwährend verfolgte ihn die Erinnerung an seine Abstimmung und verhinderte seine Rückberufung nach Oesterreich, wo er doch mit seinen Studien, seiner früheren Bildung wurzelte, wo er anregend und segensreich im hohen Grade hätte wirken können. Sein besonderes Mißgeschick wollte, daß nicht nur sein eigenes politisches Leben ihm schadete, sondern fast noch mehr die Verwechslung mit Rösler von Öls, die ihn, was er erst später erfuhr, in Hannover wie in Wien verderblich geworden war. Hier hatten nämlich hochgestellte Freunde und Gönner mit Eifer eine Anstellung Rößler's befürwortet, aber alle ihre Bemühungen scheiterten an einem Berichte über sein politisches Verhalten im Jahre 1849.

In Göttingen fand Rößler in vollem Maße das wissenschaftliche Leben, den regen Verkehr und Austausch, wonach er sich sehnte. Hier las er außer deutscher Rechtsgeschichte regelmäßig über den Sachsen- und Schwabenspiegel, sowie über Landwirthschaftsrecht. Die Vorlesungen aber, welche er jetzt zu halten hatte, erforderten die angestrengteste Arbeit und zogen ihn mehr und mehr von derjeni-

1) In diesem Comité befand sich der unlängst verstorbene und als „Höhlen-Finder und Forscher“ bekannte Professor Adolf Schmidt D. V.

2) Das erste deutsche Parlament. Von Heinrich Laube. 3 Bände. Leipzig 1849. D. R.

gen Aufgabe ab, die er früher als seine Lebensaufgabe betrachtet hatte und sehnlichst wieder aufzunehmen wünschte. Erst im Jahre 1852 gelang es ihm, den zweiten Band der „Rechtsdenkmäler aus Böhmen und Mähren“<sup>1)</sup> zum Abschluß zu bringen, der das Brünnner Schöffengericht enthält, mit einer für die Geschichte der deutschen Colonisation in den östlichen Grenzländern classischen Einleitung. Aber vergeblich hoffte er auf irgend eine Anerkennung, auf eine Anstellung, welche ihn der immer drückenderen Sorge für seine materielle Existenz enthöbe. Es gelang ihm, einen äußerst reichhaltigen, völlig unbeachtet gebliebenen Schatz zu heben, die merkwürdigsten und für die Geschichte der Wissenschaft lehrreichsten Actenstücke und Briefe über die Gründung der Universität Göttingen, welche er, zum einem äußerst werthvollen Werke über diesen Gegenstand verarbeitet, im Jahre 1855 herausgab.<sup>2)</sup>

Allein auch das blieb ohne irgend einen äußerlichen Erfolg für ihn; auf eine ganz dürftig ausgestattete Anstellung an der Bibliothek beschränkt, mußte er sogar die positive Versicherung vernehmen, daß er auf eine Professur in Göttingen sich niemals Hoffnung machen dürfe, während bald hier, bald dort lockend eröffnete Aussichten immer vom Neuen an seiner katholischen Confession oder an politischen und persönlich Gründen scheiterten.

Im Verkehr sprach Kößler in gewandter, lebhafter und gewinnender Weise, aber bei seinen wissenschaftlichen Vorlesungen fehlte ihm die rechte Methode und er konnte nur eine bescheidene Anzahl von Zuhörern finden. Dennoch war Kößler unter den Studirenden wohl bekannt, geehrt und geachtet. Viele wußten seine Freundlichkeit und das offene theilnehmende Herz, das er der Jugend entgegenbrachte zu rühmen. Zu besonderer Dankbarkeit aber verpflichtete er sich Manche dadurch, daß er sie in ihren Studien mit Rath und That bei den ersten selbstständigen Arbeiten unterstützte. Ihm stand ein Schatz von Literaturkenntnissen, eine ansehnliche Bibliothek und eine erstaunliche Masse von Excerpten des mannigfachen Inhalts zu Gebote. Mit einer Uneigennützigkeit und Liebenswürdigkeit, wie man sie bei Gelehrten nicht allzu häufig findet, stellte er alles, was er bieten konnte, strebsamen Jüngern der historischen und juridischen Wissenschaften zur Verfügung. Der Lehrer ward zum einem hülfreichen Freunde.

Wer Kößler in Göttingen mit seinen Freunden in der muntern lebenswürdigen Art, die ihm eigen war, verkehren sah, konnte glauben, daß er die Trostlosigkeit seiner Lage nicht begreife; nur wer ihn näher kennen lernte, überzeugte sich bald, daß hinter dem scheinbaren Frohsinn eine trübe melancholische Stimmung

1) Er erschien auch unter dem Titel: „Die Stadtrechte von Brünn aus den XIII. und XIV. Jahrhundert nach bisher ungedruckten Handschriften.“ Prag 1852 bei Fr. Tempelky.

2) „Die Gründung der Universität Göttingen. Eine Sammlung bisher ungedruckter Entwürfe, Berichte und Briefe von G. A. v. Münchhausen, F. L. v. Mosheim, Ab. v. Haller, G. C. Böhmer und andern Zeitgenossen. Zur Geschichte des deutschen wissenschaftlichen Lebens im XVIII. Jahrhundert. Von Dr. E. F. Kößler.“ Göttingen 1855.

sich barg, die in einsamen Stunden die Herrschaft über ihn gewann. Mit der ganzen Elasticität seines Wesens kämpfte er gegen den Dämon an, aber indem er den Feind fliehend, Zerstreuung suchte, verlor er die Waffen, die ihm hätten den Sieg verleihen können.

Einer seiner wichtigsten Pläne war die Herausgabe der noch ungedruckten Werke des Leibniz.<sup>1)</sup> Daß sich Köppler mit Leibniz'schen Papieren beschäftigt habe, erwähnt auch Onno Klopp in der Vorrede des eben erschienen ersten Bandes der Schriften des Leibniz. Köppler hatte nämlich mit dem ihm eigenthümlichen Spürsinn aus den in Hannover auf der Bibliothek aufbewahrten Leibniz'schen Papieren eine Fülle von Briefen, Denkschriften und Aktenstücken herausgefunden, die für die Geschichte jener Zeit, für die Kenntniß politischer, gelehrter und anderer Kulturzustände von höchster Bedeutung, aber bis dahin unbeachtet waren. Er veröffentlichte darüber eine Abhandlung in den Schriften der Wiener Akademie und entwarf einen Plan zur Herausgabe der werthvollsten Stücke. Aber es blieb nicht bei dem bloßen Plane. Mit einem nicht unbedeutenden Aufwand an Zeit und Geld wurde eine große Menge von Abschriften angefertigt, ganze Tage mit der Collation der schwer zu lesenden Concepte des großen Philosophen zugebracht, eine Fülle von erklärenden Notizen wurde ausgearbeitet, kurz es fehlte nicht viel, um den ersten Band eines unschätzbaren Werkes zu vollenden. Da kommt ein französischer Gelehrter und gibt vor, daß ihm in Hannover höchsten Orts besondere Zugeständnisse in Beziehung auf die Herausgabe der Schriften des deutschen Philosophen gemacht worden seien. Köppler, der noch keinen Verleger, viel weniger eine Geldunterstützung in Aussicht hatte, läßt sich wegen seiner kostbaren Abschriften und Excerpte in Unterhandlungen ein, und bedürftig wie er war, verkaufte er seine Schätze dem reichen französischen Edelmann. Dafür mußte er erleben, daß mit den Göttinger Vorarbeiten von einem Franzosen Preise gewonnen wurden, ohne daß in dem herausgegebenen Werke Köppler's Name irgendwo genannt wäre.<sup>2)</sup>

In Göttingen hatte er eine bedeutende Wirksamkeit vorzüglich durch den Verkehr mit strebsamen jungen Freunden geübt, denen er durch seine vielseitigen Kenntnisse und seinen anregenden Umgang sehr förderlich geworden ist; er sah sie nach einander zu ehrenvoller Stellung berufen, während er selbst immer auf demselben Flecke blieb. Nach Enttäuschungen so mancherlei Art bot sich unserem niedergedrückten Landsmanne endlich im Frühjahr 1858 in Baiern eine letzte Aussicht auf eine

1) So schreibt Onno Klopp den Namen.

2) Es ist hier wahrscheinlich Foucher de Careil gemeint, der in neuester Zeit eine Herausgabe der Werke von Leibniz unternommen hat und der auch die neue Entdeckung machte, daß Leibniz ein Slawe sei, obgleich für dieselbe nicht der mindeste thatsächliche Anhaltspunkt vorliegt. Daß sein Geschlecht vor mehr als hundert Jahren in Sachsen ansässig war, ist festgestellt; daß es je eingewandert sei, davon findet sich nirgends eine Spur. Wer aber trotzdem slawisches Blut in ihm wittert, der lese seine Schriften und er wird in ihnen die reinste und kräftigste Ausprägung des deutschen Geistes finden. (S. Beilage zur Allg. Lit. N. 27 1863). D. R.

Anstellung, obſchon es ihm ſchwer wurde, dem ihm ſo theueren Lehramte zu entſagen. Zu Erlangen wurde nämlich von Seite der Univerſität ein zweiter Bibliothekar geſucht; die Wahl fiel auf den vielſeitig und warm empfohlenen Dr. Köſler, und dieſer, ſo gering auch die Stelle war, griff dankbarſt zu. Höher gehenden Hoffnungen früherer Jahre hatte er, wenn auch ſchweren Herzens, ſchon längſt entſagen gelernt; jetzt war er glücklich, nach ſo langem Sorgen und Ringen nur irgend eine auch noch ſo beſcheidene Exiſtenz zu finden. Küſtig, ja haſtig ſtürzte er ſich in ſeine neuen Amtsgeschäften und unternahm es mit größtem Eifer, die Bibliothek neu zu ordnen. Auch hier erwarb er ſich ein großes Verdienſt. Eine Sammlung werthvoller aber wenig bekannter Handzeichnungen, Kupferſtiche und Holzschnitte vermehrte er nicht nur durch eine Anzahl neu aufgefundener koſtbarer Blätter, ſondern er übernahm auch mit größtem Eifer die Reinigung, Ordnung, nähere Beſtimmung und Katalogiſirung der einzelnen Stücke. Erſt dadurch iſt, wie von Seite der Univerſität noch in dieſen Tagen öffentlich mit Dank anerkannt wurde, „der Werth der Sammlung vollſtändig anſchaulich geworden. Ohne ſeine zum Theil wahrhaft aufopfernde Thätigkeit würde es zum mindeſten noch Jahre bedurft haben, um die Sammlung zu dem zu machen, was ſie jetzt iſt.“

Einen andern für die Kulturgeſchichte des spätern Mittelalters hochwichtigen Schatz fand er in dem Schenck'schen Familienarchive zu Nürnberg. Allein es waren nur papierne Schätze, eine Verbeſſerung ſeiner Lage niemals zu erreichen, und immer neu, immer bitterer bedrängten ihn die alten Sorgen. Da ernannte ihn im Jahre 1862 durch Vermittlung ſeines alten Freundes Max Dunker der Fürſt von Hohenzollern-Sigmaringen unter dem Titel eines Hofrathes zu ſeinem Bibliothekar und Köſler folgte dem Ruſe, der ihm eine geſicherte Zukunft verſprach. Er hatte ſich in Erlangen ein Hausweſen gegründet und das eheliche Glück, beſonders nach der Geburt eines Knaben, mußte und konnte ihm Entſchädigung für ſo viele getäuſchte Hoffnungen gewähren. In München hatte nämlich Köſler die lebenswürdige Tochter eines ehemaligen hochgeſtellten Staatsbeamten kennen gelernt, vermählte ſich mit derſelben im September 1859 und lebte in ſehr glücklicher Ehe.

In Sigmaringen hatte Köſler mit ſeiner Frau eine freundliche Aufnahme gefunden und ſeine Freunde glaubten ihn jetzt geborgen in ſorgloſer Lage und ihm zuſagender Beſchäftigung. Es war nicht ſo; theils bedrängten ihn wirkliche Sorgen, theils entſprang vielleicht ſeine raſtloſe Unruhe und ſein zunehmender Mißmuth aus einem Gehirnleiden, deſſen Anfänge ſchon in frühe Zeit hinaufreichen.

Er ging mit gewohnter Energie an ſeine neue Arbeit; der Fürſt, welcher ihm ſehr gewogen war und deſſen edler Sinn und Herzengüte von Köſler oft gerühmt wurde, ſtellte ihm auch die Aufſicht über ſein Archiv in Ausſicht und er begann bereits nach dieſer Seite ebenfalls eine lebhaſte Thätigkeit zu entfalten und wichtige Documente aus tiefer Verborgenheit an's Licht zu ziehen, ſo wie für die Reorganifation des ganzen Archivweſens Pläne und Vorſchläge auszuarbeiten.



Mitten im Ordnen und Katalogisiren, in dem ihm spät gewordenen häuslichen Glück überfällt den nach langer harter Lebensfahrt gemüthlich auf schwäbischer Erde sich Ansiedelnden eine tiefe Schwermuth, so daß er kaum zusammenhängend zu sprechen im Stande war. In den letzten Tagen verfinsterte sich sein Gemüth immer mehr und nach dem Ausspruche der Ärzte hat ihn sein plötzlicher Tod, am 5. Dezember nur dem unabwendbaren Schicksale gänzlicher Geisteszerüttung entzogen. An dem genannten Tage verließ er ohne Abschied zu nehmen sein Haus und in einem unfernen Wäldchen vor der Stadt Sigmaringen, wohin er täglich seit geraumer Zeit seinen einsamen Nachmittagsspaziergang unternahm, fand man erst Tags darauf die Leiche des Unglücklichen, der an mehreren Stichwunden sich verblutet hatte.

An seinem engeren Vaterlande Böhmen hing Köppler stets mit besonderer Liebe. Der Entstehung und glücklichen Fortentwicklung unseres Vereines folgte er mit großem Interesse und zum Zeichen dessen schenkte er im vergangenen Jahre demselben einen großen Theil seiner Bücher, Urkunden und Chroniken, (377 Bände, worunter 42 Fascikel Manuscripte), weshalb ihn der Ausschuß in dankbarer Anerkennung in die Zahl der gründenden Mitglieder einreichte.

Wie glücklich hätte sich Köppler geschätzt, wenn ihm in den Jahren seines ersten Strebens eine solche Sammlung, wie sie unser Verein jetzt besitzt, für seine Studien zu Dienste gestanden hätte!

Die Stadt Brüx aber hat alle Ursache auf diesen ihren, wenn auch vom Glück nicht getragenen Sohn stolz zu sein, und wir zweifeln nicht, daß sie wenigstens durch eine Gedenktafel an seinem Geburtshause sein Andenken ehren werde!

**U. S.**

## Die Egerländer.

(Eine ethnographisch-geschichtliche Besprechung.)

Wer die deutschen Gaue Böhmens durchwandert, macht gar bald die Wahrnehmung, wie schnell und nach kurzen Wegstrecken die Dialekte der Bewohner in Ton der Aussprache, in der Wortbildung und in der Eigenheit der Wörter wechseln. Haben sich darunter Reste der vorislamischen Zeit — auch etwa im Riesengebirge oder im Böhmerwalde — erhalten? Wann sind aber die andern Deutschen nach Böhmen gekommen? Wir fassen aber gleich den Kern der Sache und fragen, sind die Deutschen, welche Böhmen bewohnen, germanisirte Slawen oder Einwanderer (Kolonisten) aus andern deutschen Landen? — Fragt ihre Sprache, ihre Gewohnheiten, ihre Sagen, ihren Aberglauben zc., ob sie Slawisches enthalten oder gar einen solchen Ursprung erkennen lassen?

Man muß Gelegenheit gefunden haben, einzelne Gegenden zu beobachten, wo Deutsche neben Slawen schon seit Jahrhunderten wohnen, und die Sprach-

grenze nicht um das Geringste verrückt worden ist. Man wird daraus erkennen, daß durch einen friedlichen oder wenigstens gewöhnlichen Verlauf der Dinge Nationalitäten nicht leicht zerrieben werden. Es wird aber dann Jeder, welcher Böhmen kennt, auch den Glauben auf ein friedliches und langsames Germanistren aufgeben und den eines massenhaften Einrückens deutscher Kolonisten in die einzelnen Gegenden des Landes gewinnen. Ich zweifle auch, daß dort, wo sich Dialekte erhalten haben, Germanisirungen statt gefunden haben. Wenn man daher der Gegend von Saaz nachrühmt, in Böhmen das reinste Deutsch zu sprechen,<sup>1)</sup> so bringt mich dieß auf die Vermuthung, daß gerade hier ein langsamer Übergang, ein eigentliches Germanisiren, stattgefunden hat.

Das Erzgebirge, welches nur auf den wenigen Punkten, welche den ältesten Verkehr mit dem benachbarten Auslande vermittelten, z. B. Pörsnitz, Grasslitz &c., böhmische Ortsnamen nachweist, scheint seine deutschen Ansiedlungen aus den nächsten Nachbarländern erhalten zu haben. Doch dürfte der Bergbau auch von weiterher Ansiedler gebracht haben. Bei Raaden, wo die frohe Lust an öffentlichen Fastnachtsergötzungen noch die ganze Bevölkerung beherrscht und Gesänge, wie „Adam hatte sieben Söhne &c. &c.“ aus dem Munde der Jugend erklingen, wird man unwillkürlich an die Rheingegenden erinnert. Von dort mag Přemisl Ottokar seine Ansiedler für diese Gegend,<sup>2)</sup> die im vierzehnten Jahrhundert schon keine Spur von slawischer Sprache mehr zeigt, geholt haben.

Die Gegend um Leitmeriz scheint erst in Folge der Entvölkerung durch den dreißigjährigen Krieg zu deutschen Ansiedlern gekommen zu sein.<sup>3)</sup> Die Gegend von Falkenau und Elbogen dürfte erst nach dem Jahre 973 deutsch geworden, vielleicht damals einige Zeit auch ganz von Böhmen gekommen sein. Eine der jüngsten Ansiedelungen von Deutschen geschah in der Gegend von Buchau<sup>4)</sup> und Ludiz<sup>5)</sup>. Hier war zu Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts noch alles slawisch. Die Grundbücher und Matrizen wurden hier noch bis zum Jahre 1652 und 1680 in czechischer Sprache geführt. Der dreißigjährige Krieg, der hier seine Hauptstraße nach Böhmen einschlug, mag aber die slawische Bevölkerung so sehr aufgezehrt haben, daß die Grundherren veranlaßt wurden, deutsche Ansiedler

- 1) Gibt es wirklich solche enthusiastische Saazer, die in dieser Einbildung leben? D. R.
- 2) Einige Orte in der nächsten Umgebung sollen noch zu Anfang des vorigen Jahrhunderts czechische Bewohner gehabt haben, wie der Pilsner Bürger Phrosin berichtet. D. R.
- 3) Leitmeriz, das zuerst das Magdeburger Stadtrecht in Böhmen einführte, war vor den Hussitenkriegen eine deutsche Stadt, wie dieß ja auch aus den deutschen Urkunden unter Karl IV. u. s. w. hervorgeht. D. R.
- 4) Buchau hat von 1349 bis 1638 alle Privilegien deutsch und alle seine Rathesprotokolle und Stadtbücher sind, soweit sie sich von 1663 erhalten haben, deutsch. Vergl. Mittheilungen 2. Heft. II. Jahrgang S. 59. D. R.
- 5) Ludiz hatte unter Karl IV. und den deutschen Riesenburgen eine sprachliche gemischte Bevölkerung und einen eigenen deutschen Prediger, später wurde es wieder ganz czechisirt. Vergl. Mitth. 1. Hft. II. Jahrg. S. 16. D. R.

in Masse heran zu ziehen.<sup>1)</sup> Aus dem bisher Ange deuteten wird man ersehen, wie viel hier in Böhmen der Sprachforscher noch an Stoff liegen hat, um selbst dem Geschichtsforscher eine Leuchte zu werden. Doch kann die Sprachforschung selbst nur dann festen Boden gewinnen, wenn sie sich entschieden hat, ob die deutschen Bewohner Böhmens germanisirte Slawen oder in Masse eingewanderte Deutsche sind, die ihre heimatlichen Besitzthümer mitbrachten und bis auf die Gegenwart theuer bewahrten. Da wird sie uns aber allmählig sagen können, woher die deutschen Bewohner der einzelnen Gegenden Böhmens kommen, um sodann gemeinschaftlich zu ermitteln, zu welcher Zeit dieß geschehen sein dürfte.

Wir kommen nun auf die Egerländer besonders zu sprechen. Daß ich auch bei ihnen kein Germanisiren, keine slawische Abstammung annehme, wird man wohl schon aus Obigem erkennen. Daß einst Slawen im Egerlande angesiedelt waren, unterliegt keinem Zweifel. Dafür sprechen so viele slawische Ortsnamen. Da diese Orte aber durchgehends an der Eger und der Wondreb liegen, so entnimmt man daraus auch die Straße, welche in den ältesten Zeiten aus Böhmen nach Deutschland führte. Diese slawische Ansiedelung fand jedenfalls gleich bei dem ersten Eindringen slawischer Elemente nach Deutschland, das sich bis gegen Nürnberg erstreckte und die bekannte Regio Sclavorum (Slawenland) bildete, und daher im sechsten oder siebenten Jahrhundert statt. Von einem böhmischen Reiche selbst war damals noch keine Rede. Das bloße Überfluthen von Völkerwogen hat noch keine staatliche Form. Die Christianisirung dieser Slawen in unserer Gegend dürfte jedenfalls unter Kaiser Ludwig im Jahre 845, wo sich vierzehn böhmische „Fürsten“ taufen ließen, erfolgt sein; daher kam auch das Egerland zur Regensburger Diöcese. Als aber im Jahre 973 das Prager Bisthum errichtet wurde, kam das Egerland nicht von Regensburg weg, wohl ganz einfach nur deshalb, weil es damals nicht zu Böhmen gehörte. Die Annahme, daß sich das Regensburger Bisthum, wie es den ganzen Bezirk der neuen Prager Diöcese hingab, das Egerland, das doch auch sein war, als Entschädigung behalten habe, klingt etwas unbegreiflich. Man will lieber annehmen, daß das Egerland nie zu Böhmen gehörte und also schon damals, als sich Böhmen zu einem slawischen Gesamtstaat unter Boleslaw dem Grausamen zusammenschloß, zu Deutschland gezogen war. Man beachte nur, daß schon Karl der Große auf diesen Punkt seine Heere, die an der Eger bis über Raaden im Saazer Kreise vordrangen, gegen Böhmen wälzte. An diesem Punkte mußte nun schon Karl einen wichtigen, strategischen Punkt für den Angriff, wie für die Vertheidigung erkannt haben.<sup>2)</sup> Die ganze spätere Geschichte spricht für diese strategische Wichtigkeit des Egerlandes.

Daß die Slawen des Böhmerlandes nicht dem Schicksale ihrer Stammesgenossen in Sachsen, Preußen &c. erlagen, verdanken sie nur ihrer zeitigen Annahme des Christenthums, welche dem Geiste der Zeit das Hauptmotiv der Bewältigung und selbst Ausrottung nahm und später der Klugheit ihrer größern Regenten aus dem

1) Wie dieß z. B. auf der Herrschaft Chotieschau der Fall gewesen zu sein scheint. Vergl. 4. Hft.

2) Wir erinnern an den Aufsatz: „Der schwarze Thurm auf der Kaiserburg zu Eger.“ I. Jahrg.

Hause der Przemisliden, welche den festen Anschluß an die Hohenstaufen und an Deutschland einem gefährlichen Kampfe um eine ganze Unabhängigkeit vorzogen. Sie retteten dadurch die Nationalität des Landes und mit ihr eine freiere Stellung, wie sie keinem andern deutschen Fürsten der damaligen Zeit zu Theil wurde, weil man keinen Reiz fand, die Leitung einer ganz fremden Nation in eigene Hand zu nehmen, so lange man sie in denen des Fürsten aus slawischem Blut ohne Nachtheil für Deutschland erkannte. Nach Karls Tod haben diese Kämpfe gegen die Slawen Böhmens nie ganz aufgehört. War einmal die strategische Wichtigkeit des Egerlandes erkannt und wurde zugleich eingesehen, daß man, um die zerstreuten slawischen Trümmer, die bis gegen Nürnberg lagen, von dem immer mehr zu einem slawischen Ganzen erstarkenden Böhmen trennen und so den Einfluß des letztern auf jene ganz brechen müsse: so lag der Gedanke ganz nahe, auf diesen Punkt eine Kolonie kräftiger Deutschen anzusiedeln. Ganz gewiß war es einer der thatkräftigen Karolinger, der dieses Werk vollführte. Das Unternehmen war auch schon deshalb leichter, weil durch die ewigen Kämpfe an diesem Grenzpunkte die slawische Bevölkerung immer geringer und schwächer geworden sein mag.<sup>1)</sup>

Wer hat nun diesen Gedanken ausgeführt? Mit welchem deutschen Volksstamme hat er ihn ausgeführt? Auch die Frage gehört hieher: Welcher Volksstamm war zu jener Zeit zur freiesten Verfügung anheim gegeben?

Sehen wir uns aber früher die Egerländer selbst an. Betrachtet ihre hohen und kräftigen Gestalten, bei Männern und bei Weibern, die gerade da, wo sie ihrer Bestimmung am nächsten standen, an dem Fuße des Kulmerberges am auffallendsten hervortreten. Sind das germanisirte Slawen? Betrachtet ihre langen Gesichter und ihre ganze Kopfbildung, vermöget ihr hier einen slawischen Typus heraus zu finden? (Erwähnenswerth bleibt es aber immer, daß die Klasse der Dienstboten, mit der ohnehin die Freien nie eine Vermischung eingingen, kleine, stämmige Gestalten und abweichende Gesichtsformen bietet.)

Schaut ihre Gehöfe — groß, ausgedehnt, bequem und mit großen zusammenhängenden Fluren, haben sich die nach slawischen Vorbildern geformt?<sup>2)</sup>

Von ihrem Rindviehe rühmt man, es sei das ausgezeichnetste in Böhmen. Von jenem des übrigen Landes ist es ganz verschieden und daher auch von hier nicht gekommen.<sup>3)</sup> Daß noch jetzt der Egerländer einen großen Rindviehstand unter-

1) Das Gebiet der Wenden am Fichtelgebirg scheint von Anfang nicht ganz rein slawisch gewesen zu sein, denn wir finden mitten darein schon in sehr alten Urkunden nicht nur deutsche Ortsnamen, wie z. B. Perharteshusa (Beratshausen), Frumdorf (Ober-Pfraundorf) in pago Nordgouue um's Jahr 866 u. s. w., sondern auch in den Ortschaften Deutsche und Slawen gemengt. Monum. boica. D. R.

2) Eigenthümlich ist auch der ganze Wirthschaftsberieb des Egerländers, seine Feldbestellung, der schwere Pflug mit dem ungeheuer langen Streichbrett u. dgl. D. R.

3) Der schöne Egerländer Rindviehschlag, der über das Egerland hinaus im Voigtlande und einem großen Theil der Oberpfalz verbreitet ist, trägt aber durchaus nicht den Charakter des Marschviehes, sondern den der Gebirgsrassen und ist Schweizer- oder Tyroler-Blut darin unverkennbar. D. R.

hält — mancher Hof hat 20 Ochsen und 23 Kühe — verräth, daß er die Liebe für dieses Hausthier aus einem andern Lande mitbrachte. Beobachtet seine Sitten und Gebräuche, horcht seinen Sagen und seinem Aberglauben. Nicht die geringste Spur von Slawischem. Woher wohl seine Kleidung stammen mag?

Der Freiheitsinn dieses Völkchens ließ hier keine Leibeigenschaft aufkommen. Als später das Bürgerthum zu Kraft erwuchs, hält es gleichfalls jeden aristokratischen Einfluß kräftig von sich zurück.

Nur kommen nun zur Sprache dieses Ländchens. Kein Ausdruck des gewöhnlichsten Lebens in Speise, Kleidung, Haus- und Feldwirthschaft u. zeigt slawischen Ursprungs. Selbst die Lieblings Speise des Böhmen, die Erbse, ist noch heute selbst dem dienenden Volke eine ungewohnte und unliebsame Speise. Für die böhmischen „Powidl“ (Zwetschenmus) hat der Egerländer kein Wort. Die „Bucht“ heißt er „Hefentüdel“. Nur seinen „Stodl“ (Scheuer) dürfte er aus dem czechischen stodola genommen haben.<sup>1)</sup> Vielleicht kennt man in seiner Heimat keine Scheuer. Es ist an Egerländer, welche z. B. in Prag mit einander in ächtes egerländisches „Gefose“ geriethen, die Frage gestellt worden, ob sie Englisch reden. Auch versichern Egerländer, welche die englische Sprache lernten, daß ihnen für die Aussprache des Englischen ihre Muttersprache gar sehr zu Statten kam. Selben fiel sogar auf, daß das Egerländische viele Worte habe, welche sie im Englischen wieder fanden. Daß beide Sprachen dieselbe Wurzel haben, erklärt wohl diese Erscheinung. Es bleibt aber doch immer beachtenswerth, daß bei Beiden dieselben Worte lebend blieben. Im Ganzen will ich aber damit andeuten, daß ich im Norden Deutschlands die Heimat des Egerländers suche. Er war gewiß der erste Deutsche, der wieder slawischen Boden als Kolonist betrat.

Betrachten wir nun aber auch den Charakter des Egerländers. Von einem Süddeutschen oder Rheinländer findet sich keine Spur in seinem Blute. Er ist ernst, schwerfällig, breit und langsam. Untereinander bespötteln sie sich selbst oft, daß „sie gerade an“ wären. Die Phantasie spielt bei ihnen keine große Rolle. Daher ihr Mangel an Volksliedern und selbst Dichtern. Dagegen haben sie einen Reichthum von vier- oder sechszeitigen Strophen, die, weil sie in der Regel ohne Geist und Gemüth, eigentlich nur dazu dienen mögen, ihrem Gesang, den sie lieben, als Folie zu dienen. Mit einem solchen Naturell steht und scheut man keine Gefahr. Sollten die Ahnen dieser Menschen nicht in den Kämpfen mit dem Meere und dann später in dem Kampfe mit den Slawen herangebildet worden sein? Ich habe auch bald erkannt, daß der Egerländer — derb, gerade aus, ein

1) Nach unserer Ansicht ist stodola von dem deutschen Stadel (im Dialekt Stodl) abgeleitet oder stammt wenigstens von derselben Wurzel. Das Wort Stadel bezeichnet in fast allen süddeutschen Dialecten eine Heu- oder Getreideberge, Scheuer, Schuppen und „Stadeln“ heißt im Süddeutschen ein Gebäude aus Holz aufbauen — Die „Stadeler“, die Vorsteher des sogenannten Stadels oder Stadelhofes, unter deren Aufsicht die Fruchtvorräthe standen, kommen schon in den Urbarien des dreizehnten und vierzehnten Jahrh. vor. (Maurer Geschichte der Fronhöfe, der Bauernhöfe u.). Im Saazer Flachlande kommt noch das Wort „Stodlreuter“ vor.

Feind des slawischen Wesens, ungenießbar für Jedem, dem er noch kein Vertrauen geschenkt hat, Feind dem Schleicher, Heuchler und Formenmenschen — noch heute erkennen läßt, wie er ein reines Gebilde seiner geschichtlichen Sendung sei.

In mir hat sich die Überzeugung gebildet, daß der Egerländer ein Abkömmling der Friesen<sup>1)</sup> sei. Daß gegen Ende des neunten Jahrhunderts die Friesen gar sehr durch die Überfälle der Normannen in's Gedränge kamen, ist bekant. Auswanderungen derselben und Übersiedelungen in andere Gaue sind daher sehr leicht anzunehmen. An ihnen fand auch der Mann, der den oben besprochenen Plan mit dem Egerlande faßte, ein verfügbares und auch sehr brauchbares Material, da ihm nur mit einem steinfesten, unzerreibbaren Stoffe gedient war. Wenn Menzel in seiner „Geschichte den Deutschen“ zu jener Zeit und aus derselben Lage der Dinge, Friesen selbst in die Schweiz gelangen und das Thal Hasli von der friesischen Burg Haslau den Namen erhalten läßt: so mache ich aufmerksam, daß wir 2 1/2 Stunden nördlich von Eger ein Pfarrdorf Haslau besitzen, welches bei 193 Häusern 1657 Einwohner und eine Pfarrkirche zur Kreuz-Erhöhung hat. Durch die Lage dieses Dorfes würde sogar die Richtung angedeutet, in der die friesischen Ansiedler aus Norddeutschland in das Egerland kamen. Das Aischer Gebiet mit seiner rein fränkischen Bevölkerung kam jedenfalls erst später zu einer Ansiedlung. Daß aber Aisch — gleich Redwitz, — zu dem Vicariatsbezirke Eger gehört, beweist, daß es früher bestand, als Wunsiedel, das einem eigenen Vicariatsbezirke den Namen gab. Ob noch andere Orte des Egerlandes (z. B. Liebenstein, Wildstein etc.) Namensschweftern in Friesland haben, ist unbekant. Woher wohl der Name der Stadt und des Flußes Eger stammt? Der Ezeche hat für beide verschiedene Namen: Eheb und Dhre. Der Fluß Ogara kommt bereits im J. 805 vor. Ist dieser Name slawisch oder vorslawisch?

Der Annahme, daß das Egerland durch Friesen bevölkert wurde, widerspricht auch kein geschichtliches Faktum. Daß hier zu Ende des neunten und Anfang des zehnten Jahrhunderts noch Slawen saßen, wird nirgends erwähnt. Daß 973 das Egerland nicht mit zur Prager Diöcese geschlagen wurde, beweist nicht allein, daß es damals nicht mehr zu Böhmen gehörte, sondern daß es auch bereits von Deutschen bewohnt war. Diese Einwanderer brachten das Christenthum mit, obwohl selbes auch schon unter den Slawen bestanden hatte.

Mit dem Obigen wollte ich die Aufmerksamkeit des deutschen Volkes nur auf ein Ländchen lenken, dessen Bewohner der schönen und hohen Aufgabe, eine deutsche Grenzmark in der unmittelbarsten Nähe Slawiens zu begründen und zu erhalten, selbst unter der spätern böhmischen Oberherrlichkeit mit Kraft und Erfolg entsprochen haben. Möge auch in Hinkunft jeder Versuch einer die Naturkraft schwächenden Amalgamirung an diesem deutschen Granit abprallen!

**v. Urbanstäd.**

1) Diese Ansicht stimmt mit der Schönewerth's („Sitten und Sagen der Oberpfalz“) insofern überein, als auch er die Oberpfälzer von der Ostsee gekommen sein läßt, wie wir dieß schon im 3. Heft dieses Jahrganges S. 93 angedeutet haben. D. R.

## Das Wappen und Siegel der Stadt Reichenberg.

Um die Mitte des 16. Jahrhunderts glich Reichenberg — nach Umfang und Physiognomie — weit eher einem Dorfe als einer Stadt. Planlos, wie eine zerstreute Heerde, stand die Handvoll armeliger Häuschen und Hütten umher, ohne den Ansat zu Configuration irgend eines Platzes oder auch nur einer halbwegs regelmäßigen Gasse erkennen zu lassen. Damals hätte der alte Beschken, obschon er im Laufe der Jahrhunderte Zeuge so mancher Veränderung geworden, sich doch nicht einmal im Traume den Gedanken beikommen lassen, daß jene winzige Ortschaft, die dort unten im Thal an den Ufern der Meißer ein so bescheidenes und unbeachtetes Stillsitzen führte, einst in Bezug auf Größe den ersten Rang nach der Landeshauptstadt Böhmens einnehmen, und (was unendlich mehr besagen will) zu einem der wichtigsten Hochsitze der österreichischen Fabriksindustrie emporwachsen würde. Vergleicht der erinnerungsreiche Beschken, die Vergangenheit an der Gegenwart messend, das Reichenberg des 16. mit dem Reichenberg des 19. Jahrhunderts, dann mag ihm jenes neben diesem ungefähr so erscheinen, wie uns ein papinianischer Topf neben einer Dampfmaschine.

Die älteste Geschichte Reichenberg's liegt in tiefem Dunkel begraben. Doch sprechen einige Wahrscheinlichkeitsgründe für die Annahme, daß der Ursprung Reichenberg's in die Tage Přemysl Ottokars II. fallen dürfte. Wie der Historiograph Valbin<sup>1)</sup> erzählt, so hat der eben genannte König i. J. 1266 sehr energische Maßregeln ergriffen, um der in Böhmen allgemein eingerissenen Unsicherheit zu steuern: er ließ die Straßen von Räubern und Strolchen säubern, an gelegenen Punkten Schlösser befestigen, Städte und Marktflecken anlegen oder Weiler und Dörfer erbauen. Nirgends eröffnet sich dem Räuberunwesen ein günstigerer Schauplatz als in Gebirgslandschaften. So hauseten denn im 13. Jahrhundert auch in der Gegend des heutigen Reichenberg berittene Räuberbanden, deren Missethaten dort in Lokalsagen noch jetzt fortspuken, und an unheimlich finstern Winterabenden der phantasiereichen Jugend noch immer einiges posthume Grauen mit obligater Gänsehaut verursachen. Muthmaßlich hat Přemysl Ottokar II. auch diesen Banden das Handwerk gelegt und auf dem Scheidewege, der einerseits nach dem i. J. 1255 von ihm erbauten Zittau, andererseits nach dem um jene Zeit von der königlichen Kammer eingezogenen Friedland führte, zum Frommen der Reisenden eine Herberge errichtet, die wohl als der erste Keim des werdenden Reichenberg anzusehen ist. Diese Annahme stimmt ganz zu der Ueberlieferung, welche das älteste Haus Reichenberg's als eine Herberge bezeichnet und auf den „Alten Markt“ an jene Stelle verlegt, wo sich der Weg nach Zittau und Friedland theilt.

Reichenberg wurde der Herrschaft Friedland als Zubehör (oder Attinenz) einverleibt; als daher Přemysl Ottokar II. i. J. 1278 den Rulko von Viberstein mit Friedland belehnte, kam auch Reichenberg an das aus der Schweiz abstammende Geschlecht der Vibersteine, bei dem es bis zum Ausstreben der Friedländer Linie i. J. 1551 verblieb.<sup>2)</sup>

1) Sieh dessen: *Epitome historica rerum Bohemicarum, quam ob venerationem Christianae antiquitatis et primae in Bohemia collegialis ecclesiae honorem Boleslaviensem historiam placuit appellare &c. &c. &c. Pragae 1677, Fol. Pars I. lib. 3. pag. 278.*

2) Die Reihe der Vibersteine, welche seit Rulko (oder Bolko, † 1310) über Friedland und Reichenberg geherrscht haben, ist diese: Bis 1366: Friedrich I. — 1410: Johann III. und Ulrich I. — 1424: Johann IV. — 1465: Ulrich II. — 1471: Wenzel I. — 1483: Ulrich III. — 1490: Ulrich IV. — 1519: Ulrich V. — 1534: Joachim. — 1549: Hieronymus der Reiche. — 1551: Christoph. —

Unter den Bibersteinen erfuhr Reichenberg schweres Unglück. Die furchtbare Katastrophe des Hussitenkrieges war über Böhmen hereingebrochen: da kam i. J. 1421 Žižka, der Schreckliche, nach dem Norden Böhmens gezogen und entlud seinen Zorn auch gegen Reichenberg, welches von ihm verbrannt und geplündert, nur mit genauer Noth der gänzlichen Vernichtung entging. Im Jahre 1422 und 1423 wurde die Reichenberger Gegend abermals von den Hussiten heimgesucht, wobei die Güter der Bibersteine unsäglichen Schaden erlitten. Aber die Züchtigung der fanatischen Schaaren blieb nicht aus. Als sie im November des Jahres 1428 aus Schlesien und der Lausitz, wo sie unter Prokop dem Kleinen eingefallen waren, über Zittau mit reicher Beute nach Böhmen zurückkehrten, überrumpelte sie Ulrich von Biberstein bei Pragau<sup>1)</sup>, schlug sie auf's Haupt, nahm ihnen die geraubten Getreidevorräthe und Viehheerden weg und verfolgte sie bis in die Nähe von Reichenberg, das ihnen wie ein stummer Ankläger aus seinen rauchgeschwärzten Trümmern entgegenstarzte. Der kleine Prokop verlor an die 600 Mann, doch bezahlte Ulrich von Biberstein den Sieg mit seinem Leben. Ihn rächte sein Nefse, Ulrich II. von Biberstein. Im Jahr 1433, am Freitag nach dem neuen Jahr zog ein Hussitenhaufe, 83 Mann stark, gegen Görlitz durch das Gebiet von Friedland. Ulrich II. hielt nun die verwagene Rottte so lang auf, bis der tapfere Schaffgotsch von Greiffenstein aus Schlesien und die Görlitzer Reiter zu ihm gestoßen, worauf er die Hussiten von drei Seiten angriff; 60 derselben blieben auf dem Platz, 14 fielen in Gefangenschaft, 9 retteten sich, obschon verwundet, durch die Flucht.

Mehrere Menschenalter hindurch konnte sich Reichenberg von den Schlägen der Hussitenzeit nicht erholen; erst in der 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts trat eine günstige Krisis ein. Nach dem Erlöschen der Friedländer Bibersteine veräußerten die überlebenden Verwandten aus der Forster Linie, um die Mitbestimmung anzusuchen; daher überließ Kaiser Ferdinand I. das Kronlehen Friedland mit allem Zugehör, also auch mit Reichenberg i. J. 1558 dem Freiherrn Friedrich von Nädern.

Unter der Herrschaft der Nädern lebten die Reichenberger nur 62 Jahre, nemlich bis zur Schlacht auf dem weißen Berg (1620); allein so kurz diese Zeit, so entscheidend war sie für die ganze Zukunft Reichenberg's. Unmittelbar nach der Uebernahme Friedland's ernannte Friedrich von Nädern den tüchtigen Ulrich von Rosenfeld zum Hauptmann in Reichenberg, dessen Hebung der letztere als Ehrenpunkt ansah. Er unterzog die dorfsähnliche Ortschaft einer baulichen Erweiterung und Verschönerung, indem er für einen geregelten und gepflasterten Marktplatz sorgte, ordentliche Straßenlinien zog und allen jenen, welche sich dort ansässig machen wollten, im Namen der Herrschaft sowohl Geld als Baumaterialien vorstreckte. Die Um- und Neubauten gingen daher ziemlich rasch von

Nach Menken's Script. rer. German. II. pag. 1560 würde der drittletzte Biberstein nicht Joachim sondern Johann heißen; doch scheint Menken's Variante auf einem Versehen zu beruhen. Die Bibersteine genossen auch die Auszeichnung des Münzrechtes, welches ihnen (wie es scheint) vom König Wenzel IV. (dem Faulen) um d. J. 1411 verliehen worden ist. Johann IV. von Biberstein prägte Silbermünzen, deren Stirnseite ein halbes Hirschgeweih mit 5 Enden zeigte, während die Rückseite den Buchstaben S (als Namensinitial der Stadt Sorau) trug. (Siehe Manlius in Ch. G. Hoffmann's Scriptores rerum Lusatic. lib. I. cap. 12. pag. 121.) Die Herrschaft Sorau in der Niederlausitz hatte Friedrich I. im J. 1355 von seinem Schwiegervater geerbt. D. B.

1) Balbin nennt in der oben citirten Epitome diesen Ort Chrastawa (siehe Pars I.; lib. 4. pag. 474), kann aber damit doch wohl nur Pragau gemeint haben. — Der genannte Ulrich ist nicht zu verwechseln mit Ulrich II., der damals regierender Herr von Friedland war. D. B.



statten, so daß der Ort in weniger als 20 Jahren den erfreulichsten Kontrast mit seinem früheren Zustande bildete.

Ulrich von Rosenfeld begnügte sich nicht damit, daß Reichenberg durch die räumlichen und baulichen Veränderungen ein städtisches Aussehen gewonnen: er wollte die ihm anvertraute und mit Vorliebe verwaltete Ortschaft auch politisch zum Rang einer Stadt erhoben wissen. Er erwirkte daher mit Hilfe einiger hochgestellten Freunde von Kaiser Rudolph II., der vor einigen Jahren Reichenberg besucht und den ihm dort gewordenen, äußerst enthusiastischen Empfang nicht vergessen hatte, i. J. 1577 eine Urkunde, wodurch Reichenberg nicht allein mit einem Privilegium auf 2 achttägige Jahrmärkte, sondern auch mit einem eigenen Stadtwappen und Stadtsiegel (2 Thürme und dazwischen auf der Verbindungsmauer ein Löwe) beschenkt wurde. Um der hohen Wichtigkeit willen, welche diese Urkunde für die Geschichte Reichenberg's hat, möge sie hier ihrem Wortlaute nach eine Stelle finden.

### Wir Rudolph der Andere

von Gottes Gnaden Erwählter Römischer Kaiser, zu allen Zeiten Mehrer des Reichs, in Germanien, zu Hungarn, Böhheim, Dalmatien, Croatien und Slavonien König etc. etc. Bekemen öffentlich und thuen kund männiglich, nachdem Uns die Chrsamen Unser liebe Getreue Rathmanne zu Reichenberg unterthänigst haben ersuchen, und bitten lassen, daß Wir sie und bemeldtes Städtlein mit zweyen Jahrmärkten gnädigst bedenken, und versehen wollten.

Als haben Wir angesehen gedachter Rathmanne unterthänigste Bitt, auch betrachtet, daß es ihnen, und dem Städtlein zu mehrer Nutz, und Aufnehmen, und Gedeihen gereichte, und darum ernannten Rathmännern, und ganzen Gemeinde, auch allen ihren Nachkommenden gedachtes Städtlein Reichenberg diese besondere Gnad, und Freyheit gethan, zugelassen, und erlaubet, thuen zulassen, und erlauben ihnen, und ihren Nachkommen, solches auch Uns Röm. Kais. und Böhmischen Maj. hiernit wissentlich, und in Krafft dieses Brieffes also, daß sie forthin zu ewigen Zeiten bey ihnen alle und jedes Jahr auf den 13. Tag des Monats Junii den ersten; und dann auf den 11. Septembris den andern Fahr-Markt, jeden acht Tage nacheinander wehrend halten, üben, und gebrauchen. Darauf auch sie, und alle diejenige so solche Jahrmärkte mit ihren Kaufmannschaften, waaren, und Gülttern, oder in ander Wege besuchen, dorein, und davon ziehen, alle Gnad, Freyheiten, Vorthail, Recht, und Gerechtigkeiten haben, sich deren frey gebrauchen, und gemessen sollen, und mögen, so auf andere Jahrmärkten in Unserm Königreich Böhheim, und desselben Fürstenthümern, und Ländern, und sonderlich der Orte umher von Recht oder Gewohnheit wegen gebraucht, geübt, und genossen werden, männiglich unverhinderl, doch Uns, Unserer Cron Böhheim an Regalien, Obrigkeiten, und sonsten andern Jahrmärkten, deren etwann genanntes Städtlein Reichenberg eben auf solche Zeiten nahend gehalten würden, an ihren Rechten, und Gerechtigkeiten unvergriffen, und unschädlich.

Wir haben auch noch weiter mit guter Betrachtung, wohlbedachten Muthe, zeitigen Unserer Edlen Rätthe des Königreichs Böhheim vorgehabten Rath, und rechten Wissen genannten Städtlein Reichenberg, und allen ihren Nachkommen dies hernach beschriebene Stadt-Wappen, und Siegel, oder Kleinod, mit Namen einen weissen, oder silberfarbenen Schild, in welchem von Grund bis in die Höhe desselben erscheinet eine rothe Rubinfarbene Mauer mit Zinnen, darinnen zu beyden, und jeden Seiten ein ganzer grader mit zweyen Gesimstern gleichformirten rothen oder Rubinfarbenen Thürnen, und an jeden Thurn mit offenen Pforten, oder Eingängen, und ob denselben ein Schiessloch, auch länglichte creutzweise Fenster, oben auf dem Kranke vier Zinnen samt zugespitzten Dächlein, darauf in der Spitz zu oberst des Dachs gelbe, oder goldfarbene Knöpfe mit blauen Fändeln, die Spigen vorwärts lehrende, folgens im Grund des Schilbes zwischen beyden Thürnen an der Mauer ein offenes Thor mit zweyen aufgethanen weissen, und gelben Bänden, an jeden Theile beschlagene Thor-Sügel, an Schwiabogen des Thors ein gelb- oder goldfarbes unten mit Eisen gespitztes einwärts hangendes Schloß-Gatter; darüber aus der Mauer ein blauer Passir-farbener Schild, in welchem ein ganz weisses, oder Silberfarbenedes Rad ist, nachmahls auf der Mauer zwischen beyden Thürnen auf zweyen Zinnen ein gelber, oder Goldfarbener aufrechts, vorwärts den linken Fuß hinter sich, und den rechten Fuß für sich stehend stehender Löwe mit aufgeworfenen Schwanz, offenen Maul, rother ausgeschlagener Zungen, und auf seinen Haupte eine goldene königliche Cron, mit seinen vördern Prayn zum Raub geschickt; als dann solch Siegel, und Kleinod in Mitte dies Unsers Kais. Brieffes gemahlet, und mit Farben eigentlich ausgestrichen ist. Meinen, sehen, und wollen, das berührtes Städtlein, und alle ihre Nachkommen, jetzt, und hinfür an, zu ewigen Zeiten das bemeldte Siegel, Kleinod, und Schild in allen, und jeglichen redlichen, und ehrlichen Sachen zu Schimpf, und Ernst, auch in Kriegen an ihren

Pauren, und Gezelten, und besonders zu gemeinen ihren grösseren, oder nach Gelegenheit ihres Gefallens kleinen Stadt-Siegel mit einer Umschrift: Sigillum oppidi Reichenbergensis machen, und gebrauchen sollen, und mögen. Und daß solches Insiegel nun, und in ewigen Zeiten von männiglich authentiziret, und glaubwürdig geacht, gehalten; auch in allen Briefen, und Instrumenten, so darunter ehrbarlich, und aufrecht mit grünen Wax<sup>1)</sup> verfertigt, und vollzogen, vollkommentlich ansehen, Statt, und Glauben gegeben werden soll.

Gebieten darauf allen, und jeden unseren Unterthanen, was Hohen, oder Niederen Würden, Standes, Amtes, oder Wesens die seynd, sonderlichen unseren Haupt- und Amtleuten, daß sie vorgerannte Rathmanne, und ganze Gemeinde, auch ihr Nachkommen des mehr benannten Städtleins Reichenberg, bey obbeschriebenen Jahr-Märkten, und den Stadt-Wappen, als wie erzehlt, ruhiglich verbleiben, sie deren gebrauchen, und genießen lassen, daran nicht hindern, noch jemand andern daselbe zu thun gestatten, in keine Weise, noch Weege, das meinen wir ernstlichen. Zu Uekund dieses Briefes besiegelt mit unserm Kaiserlichen anhangenden Insiegel. Geben auf unserm Königl. Schloß Prag den 11. des Monats Aprilis nach Christi unsers lieben Herrn, und Seeligmachers Geburt im Funfzehen Hundert, und Sieben Siebenzigsten Jahre; Unserer Reiche des Römischen im andern, des Hungarischen im fünften, und Böhmischen auch im andern Jahr.

**Rudolph.**

Wra : à Bernstein.

Ad Mandatum Sac. Caes. Maj. proprium.

Dh. Chober.

Mußte Reichenberg in Friedrich von Rädern und dessen wackerem Hauptmann seine Neubegründer verehren, so hat Rudolph II. durch die voranstehende Urkunde die Anwartschaft der neuen Stadt auf eine gedeihliche Entwicklung besiegelt. Reichenberg erfreute sich jetzt nicht bloß des Namens und der äußerlichen Symbole einer Stadt, sondern auch der Möglichkeit, den Charakter einer Stadt thatsächlich anzunehmen. Was einen Ort zur „Stadt“ stempelt, ist bekanntlich das Vorwiegen des gewerblichen Elementes unter seinen Bewohnern. Das Rudolphinische Marktprivilegium wirkte nun wie ein Magnet, der sowohl aus der Umgegend als auch aus der Lausitz viele Handwerker nach Reichenberg zog. In dieser Hinsicht bleibt der 11. Mai des Jahres 1579 in den Annalen Reichenberg's ewig denkwürdig: denn an diesem Tag kam dahin der erste Tuchmacher Namens **Urban Hoffmann** (ein Unterthan der Herrschaft Friedland) und erwarb dort das Bürgerrecht. Eine Ehrensäule sollten die Reichenberger dem Manne setzen, der einen Industriezweig, dem sie jetzt eine so hervorragende Stellung im wirthschaftlichen Leben Oesterreich's verdanken, in ihre Stadt verpflanzt hat. Die unerwartet reichen Früchte, welche der thätige Urban Hoffmann in Reichenberg pflückte, lockten bald eine große Menge Tuchmacher herbei; der unter ihnen herrschende, rege Wettstreit förderte ihr Gewerbe rasch zu einer schönen Entfaltung, die um so lebenskräftiger sich erwies, als ja die günstige Lage der Stadt dem Tuchhandel die Märkte eben sowohl des In-, wie des Auslandes so naherückte und so leicht zugänglich machte. Schon damals also gab die Tuchmacherei den gewerblichen Bestrebungen Reichenberg's die entscheidende, zukunftreiche Hauptrichtung.

Ulrich von Rosenfeld hatte unter drei Herren aus dem Hause Rädern gewirkt: unter Friedrich († 1564), dann unter dessen Söhnen Hans Georg († 1581) und Christoph († 1591), dem ein jüngerer Bruder Melchior nachfolgte. Es gelang mir nicht festzustellen, wann den Reichenbergern der

1) Der Gebrauch des grünen Wachses bei öffentlichen Insiegeln reicht tief zurück: er ist schon im J. 1200 nachweisbar. Da es jedoch den Erzeugern des Siegellackes nicht immer glücken wollte, bei ihrem Fabrikat ein gefälliges und angenehmes Grün zu erzielen, so kamen allmählig andere Farbmischungen auf, wodurch das grüne Wachs im Laufe der Zeit zu einer Ausnahme, einer Besonderheit und unter Umständen zu einer Auszeichnung geworden ist. Im Sinne einer Auszeichnung muß auch der grüne Lack des Reichenberger Stadt-siegels aufgefaßt und gedeutet werden.

Tod den um das Aufblühen ihrer Stadt so hochverdienten Hauptmann entrissen habe; doch geben darüber die von ihm hinterlassenen, tagebuch-artigen Aufzeichnungen einen Wink: sie brechen mit dem 20. September 1582 ab, wo der Knopf auf den Thurm der neuerbauten Reichenberger Stadtkirche<sup>1)</sup> aufgesetzt wurde. Den Ausbau des von Christian Rädern noch in demselben Jahr (1582) angelegten Reichenberger Schlosses dürfte er schwerlich erlebt haben. Aller Wahrscheinlichkeit nach raffte ihn jene furchtbare Seuche hinweg, welche damals in Böhmen ganze Hekatomben von Menschen verschlang. In Folge eben so anhaltender als heftiger Regengüsse, ergossen sich im Mai des genannten Jahres alle Flüsse Böhmens über ihre Ufer. Die Moldau war so mächtig angeschwollen, daß sie in Prag bis über die Augen des sogenannten Großbarts (Bradač) am Kreuzherrenkloster stieg. Die Ausdünstungen des überschwemmten Bodens mögen daran Schuld gewesen sein, daß gegen Ende Juni eine Art Pest ausbrach, deren Bösartigkeit schon daraus erhellt, daß in Prag allein 20.000 Menschen starben. Kaiser Rudolph II. flüchtete mit seinem ganzen Hofe aus Prag, und hielt sich theils in Kuttenberg, theils in Pilsen auf. Erst im Dezember hatte die größliche Seuche ausgerast.

Melchior von Rädern, als General-Feldmarschall Kaiser Rudolph's II. so berühmt durch seine glänzenden Siege über die Türken, war seinen Unterthanen ein wohlwollender Herr. Von ihm erhielt die Stadt Reichenberg eine nicht unergiebige Quelle des Gemeinde-Einkommens, nemlich die Bräugerechtigkeit (i. J. 1592), dann die Befugniß zum Wein- und Branntweinschant (i. J. 1598). Den Werth der Bräugerechtigkeit erhöhte eine besondere Klausel der Verleihungsurkunde, wodurch der Aussteller Melchior von Rädern auf eine nachträgliche Steigerung jener Abgabe, die er jetzt von jedem Gebräu bedungen (1 Schock und 30 Groschen), sowohl für sich als für seine Nachkommen verzichtete.

Als Melchior von Rädern i. J. 1600 an den Folgen der anstrengenden Kriegsstrapazen gestorben<sup>2)</sup>, übernahm seine Wittwe, Katharina, eine geborene Gräfin Schlick, im Namen ihres minderjährigen Sohnes Christoph, die Regierung. Während ihrer Regentschaft errichtete Peter Lehmann (i. J. 1605) in Reichenberg die erste Leinwandfärberei mit einer Mänge, die von einem Pferd gezogen ward. Seine Unternehmung gab der Färbergasse ihren Namen. Obgleich bei ihren Unterthanen wenig beliebt,<sup>3)</sup> verpflichtete doch Katha-

- 1) Sie wurde 1730 zu einer Dechantenkirche erhoben und P. Johann Christophorus Seidemann, ein geborner Friedländer, der vorher Pfarrer zu Krákov gewesen, als erster Dechant insallirt. Da die Dechantenkirche für die bedeutend angewachsene Menschenzahl ihres Sprengels bereits zu klein geworden, so hat man sie im J. 1734 — 35 durch Verlängerung des Kirchenschiffes (nach Morgen zu) und durch Zubau eines Presbyteriums beträchtlich erweitert. Auch erhielt sie damals durch lauter neugesetzte Altäre, wie auch durch eine neue Kanzel einen erhöhteren Schmuck. D. B.
- 2) In einer Kapelle der Dechantenkirche zu Friedland steht, 15 Ellen hoch und 10 Ellen breit, sein aus Marmor und vergoldetem Metall errichtetes Denkmal, in dessen Mittelnische seine von Genien überschwebte, lebensgroße Bildsäule, in Metall gegossen, zu sehen ist. Rechts davon erhebt sich neben einem grünen Jaspis-Tische die Bildsäule der Witwe Katharina, welche das Denkmal setzen ließ, und links die Gestalt des Sohnes Christoph, beide in lebensgroße aus Guss-Metall. Inschriften auf vergoldeten Metalltafeln und Darstellungen aus der Feldherrenlaufbahn des Verstorbenen in getriebener Arbeit feiern dessen Andenken. Entworfen und ausgeführt ward das Monument von dem aus Amsterdam gebürtigen, damals in Breslau sesshaften Bildhauer, Christoph Erhard Heinrich, der dazu 80 Centner Metall (à 50 Nthlr.) und 520 Centner weißen, grünen und rothen Marmors (à 15 Nthlr.) benötigte. Fünf volle Jahre gingen hin, bevor das Werk fertig dastand (1605 — 1610). Die Gesammtkosten betrugen 39.940 Nthlr. oder 55.410 Gulden — In derselben Dechantenkirche finden sich auch die alten Grabsteine dreier Freiherrn von Sibirstein. D. B.
- 3) Ihr jähes Temperament, ihr stolzes und herrliches Wesen verleiteten sie zu mancher Rücksichtslosigkeit und Härte. Sie ließ beispielsweise im J. 1610 auf dem Galgenberg drei Frauen auf einmal hinrichten: sie waren in ihrem Dienste gestanden und einer „Mutrene“ gegen ihre Herrin bezichtigt. D. B.

rina die Gemeinde Reichenberg durch das Zugeständniß des Salzverschleiß-Rechtes, so wie auch durch Genehmigung so wie auch durch Genehmigung des von der Gemeinde gefaßten Beschlusses, das alte, hölzerne und bereits schadhafte Rathshaus durch einen Steinbau zu ersetzen. Im Jahre 1601 legte man den Grundstein zu dem neuen, inmitten des Marktes frei sich erhebenden Rathgebäude, welches man übrigens zu keiner architektonischen Zierde der Stadt bestimmt, sondern lediglich auf die möglichste Nutzbarkeit berechnet, daher neben den der Gemeindevverwaltung gewidmeten Räumlichkeiten auch mit einem Tanzboden, einer Schenkstube, einem geräumigen Stadtkeller, ferner auch mit Brod- und Fleischläden ausgestattet hat.

Katharina's Sohn, Christoph (der Jüngere oder der Zweite) weihte den (i. J. 1612 erfolgten) Antritt seiner Regierung damit ein, daß er die der Stadt Reichenberg von seinem Vater und seiner Mutter ertheilten vier Privilegien nach Inhalt und Form bestätigte und auch vom Kaiser Mathias ratifiziren ließ. Er würde seinen Unterthanen wohl noch manchen andern Beweis seines milden, menschenfreundlichen Sinnes gegeben haben, hätte ihn aus seinen Verhältnissen der Arm des Verhängnisses nicht gewaltsam herausgerissen. Gleich den meisten Mitgliedern des Hauses Rädern, dem evangelischen Glauben zugethan, ergriff Christoph nach Ausbruch des böhmischen Religionskrieges die Partei des Pfalzgrafen Friedrich und focht für ihn auf dem weißen Berge, als Obrist im böhmisch-ständischen Heer. Der Ausgang der Schlacht nöthigte ihn und seine Mutter zur Flucht in's Ausland. Da er nicht für gut fand, auf gerichtliche Vorladung nach Böhmen zurückzukehren, erklärte ihn Kaiser Ferdinand II. in die Reichsacht, zog seine Güter ein und verkaufte sie i. J. 1622 an Albrecht Wenzel Eusebius von Waldstein um 150.000 Gulden rheinisch.

Die Darstellung der Schicksale, welche die Stadt Reichenberg, von diesem Zeitpunkte angefangen, erfahren hat, liegt außer dem Bereiche der Aufgabe dieser Zeilen.

Zr.

## M i s c e l l e n.

### Ein verlorener Posten.

Wohl wenige von Jenen, die auf der Passauer Straße hinter Milin die letzten Ausläufer jener Waldberge übersteigen, die sich von da an gegen Westen in ununterbrochener Reihe zwischen Pöbbram, Rožmital, Žbirow und Roklan ausbreiten, haben eine Ahnung davon, daß kaum zwei Stunden westlich von der Straße mitten im Herzen des slawischen Landes, auf einer gegen Süden abfallenden Berglehne, ein vereinzelt deutsches Dorf liegt, still und einsam sammt seiner kleinen Gemarkung von dichten Wäldern im weiten Kreise umgeben, ein verlorener Posten des Deutschthums, langsam aber unrettbar erliegend dem von allen Seiten andringenden übermächtigen Czechenthum. — Das erste Viertel des 18. Jahrhunderts sah noch waldbige Wildniß an der Stelle, die jetzt das deutsche Dorf einnimmt, und erst im Jahre 1727, als Graf Ferdinand Kuenburg Erzbischof zu Prag und Bischof der Herrschaft Rožmital war, nahm eine aus 20 Familien bestehende Kolonistenschaar, den ihr vom Erzbischof hier angewiesenen Grund in Besitz, die Waldwiesen sanken unter wuchtigen Arthieben, auf dem der Wildniß abgerungenen Boden erhoben sich die Holzhütten der Ansiedler, und bald wiegten statt hoher Baumwipfel, goldene Aehren die reich gefüllten Häupter im Winde. — So entstand Deutsch-Repomuk.

Diese Kolonisten stammten aus Baiern, angeblich aus dem Fichtelgebirge. Was sie bewogen hat, ihre Heimat mit der rauhen und wenig fruchtbaren Gegend, die man ihnen zum Wohnsitz anwies, zu vertauschen, darüber ist nichts Bestimmtes mehr zu erfahren.

Elementarereignisse — so lautet, die am meisten verbreitete Meinung — sollen sie aus ihrer Heimat vertrieben, und der damalige Erzbischof sich ihrer angenommen haben; doch mußten sie, — so sagt wenigstens J. G. Sommer in seiner Topographie, — den ihnen angewiesenen, hoch gelegenen und ziemlich unfruchtbaren Waldgrund von der Obrigkeit um den für die damalige Zeit ziemlich bedeutenden Preis von 390 fl. kaufen, und außerdem jährlich 6 fl. Schutzzins und 15 fl. emphiteutischen Zins für den Genuß eines Stückes Wald jährlich in die obrigkeitlichen Renten abführen.

Im Jahre 1793 hatte sich die Einwohnerzahl von Deutsch-Nepomuk bereits so weit vermehrt, daß 9 Familien sich von der Mutterkolonie löstlösten und ungefähr  $\frac{1}{4}$  Stunde von ihr entfernt, auf einigen von Kožmitaler Bürgern erkauften Grundstücken Neu-Nepomuk oder Neudorf gründeten. — Deutsch- und Neu-Nepomuk zusammen haben gegenwärtig beiläufig 450 — 500 Einwohner. Das rauhe Klima, und die geringe und dabei noch nicht besonders fruchtbare Oberfläche, die Nepomuk besitzt, machen Ackerbau und Viehzucht für die Einwohner zu einer Nebensache, und dieselben verdienen sich ihren Lebensunterhalt größtentheils als Schindel-, Schachtel- und Siebmacher, Nagelschmiede und Scherenschleifer. Der Wald, den sie verdrängt haben, und der sie ringsum umgibt, liefert ihnen das nöthige Material, und was den Winter über fertig gemacht und aufgespeichert wurde, wird im Sommer größtentheils, natürlich in der Fremde verwerthet.

Wir nannten Nepomuk einen verlorenen Posten des Deutschthums, — und ein solcher ist's in der That. — Durch eine Entfernung von vielen Meilen von den nächsten deutschen Ortschaften getrennt, und sonach der Möglichkeit beraubt, sich durch Zuzüge von außen zu verstärken, — durch die Ungunst des Klima's und der Bodenverhältnisse gezwungen, sich durch Industrie zu ernähren, und behufs Verwerthung ihrer Erzeugnisse, mit den sie rings umgebenden czechischen Angrenzern in steten Verkehr zu treten, — endlich zu einer ganz czechischen Kirche (Alt-Kožmítal) eingepfarrt, waren die Einwohner von Nepomuk gleich anfangs genöthigt, sich das czechische Idiom eigen zu machen, und sich desselben häufig im Verkehre zu bedienen. Die Macht dieser Verhältnisse, unterstützt noch durch den Umstand, daß im Laufe der Zeit durch Wechselheiraten slawische Elemente nach Nepomuk verpflanzt wurden, ist zu groß, als daß ihnen das vereinzelte Häuflein der deutschen Kolonisten auf die Dauer hätte siegreich widerstehen können. Zwar haben 150 Jahre der gänzlichen Losrennung vom Mutterlande, und des steten Beisammenlebens mit den slawischen Nachbarn nicht vermocht, den deutschen Charakter des Dorfes ganz zu verwischen, — zwar ist noch immer die Erinnerung in den Nepomukern lebendig, daß ihre Vorfahren aus dem „Reich“ kamen, und sie selbst sind noch immer ein wenig eitel darauf, daß sie nicht bloß czechisch, sondern auch „bairisch“ sprechen können, — obwohl dieses Bairische nebenbei gesagt trotz der deutschen Schule, die Deutsch- und Neu-Nepomuk zusammen besitzen, einen etwas böhmischen Accent zu bekommen anfängt — nichts desto weniger muß zugegeben werden, daß das Czechenhum bereits so tiefe Wurzeln gefaßt hat, daß Viele — namentlich aber die heranwachsende Generation — schon lieber und geläufiger czechisch als deutsch sprechen, und daß die czechische Sprache anfängt, auch im häuslichen Verkehre allmählig die deutsche zu verdrängen, welche nach und nach nur noch als eine von den Vorfahren überkommene Reliquie aus Pietät verehrt, im praktischen Leben aber ganz bei Seite geschoben werden dürfte.

So wie selbst das härteste Felsgestein allmählig dem steten Anprall der empörten Meereswogen unterliegt, so wird auch das Deutschthum hier vielleicht in nicht zu fernher Zeit dem von allen Seiten andringenden Slawenthum erliegen, und nur noch die urdeutschen Namen der Einwohner werden daran erinnern, daß das nunmehr ganz czechische Dorf früher ein ganz deutsches war, und daß die ewige Klage über Germanisirung, d. i. Entnationalisirung — der Czechen in der Jetztzeit, wenn

sie bis dahin in den Spalten der czechischen Journale noch nicht verstummt sein sollte, auf nicht sehr soliden Grundlagen beruhe, und durch die vor unsern Augen sich vollziehende Czechisirung eines deutschen Dorfes, welchem wohl kein Beispiel des Gegentheils entgegengesetzt werden kann, ihre schlagende Widerlegung finde.<sup>1)</sup>

L—s—r.

### Der „große Böhme“ Bohuslaw von Hassenstein<sup>2)</sup> ein Deutscher.

Wenn der gelehrte Tritheim von Bohuslaw v. Hassenstein sagt, er sei von „Nation ein Deutscher“, so hatte er allerdings ein Recht dazu, denn Bohuslaw schrieb selbst an seinen Freund Adelman<sup>3)</sup>: „Ich gebe mich ohne Anstand für einen Deutschen aus, und ich bin stolz darauf einer zu sein.“ Und in einem andern Brief an denselben sagt er: „Weiland unter den Ottonen, Heinrichen, Friedrichen blühte Deutschland und seine Macht stieg zum höchsten Gipfel; man hielt Böhmen für den edelsten Theil Cueres Reiches.“

Der Verfall von Deutschlands Macht, noch mehr aber die moralische Entartung der Deutschen ging ihm sehr zu Herzen, wie er dieß in seinen Briefen an Adelman (Epist. 13 und 17 L. IV) ausspricht.

Auch in andern Fällen trat er als Kämpfer für Deutschlands Ehre wider das ihm, als die Wiege seiner gelehrten Studien, so theure Italien (Bohuslaw machte seine Studien zu Bologna) und insbesondere wider Rom auf. Das noch jetzt nicht getilgte Vorurtheil der Italiener, die Deutschen in Beziehung auf wissenschaftliche Bildung für Barbaren zu halten, war schon damals in Rom herrschend und Bohuslaw rügte dieß in folgendem Gedichte:

#### Deutschland an Italien:

„Beizuzählen mein Volk den Barbaren wagest, o Rom, Du?  
Und ich sichere Dich vor dem barbarischen Joch.  
Blühend und stolz erhebest Du zwar Dein Haupt zu den Wolken:  
Prahlst mit des Kriegsgottes Gunst, prahlst mit der Weisheit Athens.  
Setze Deutschland zurück, was deutscher Wit je erkundet;  
Was bewahret Dich dann vor dem barbarischen Joch?“

(Cornova's Übers.)

Er stand nicht nur mit den namhaftesten Gelehrten Deutschlands in brieflichem Verkehr, mit Conrad Celtes, Geiler v. Kaisersberg, Mellerstadt u. N., sondern er war selbst einer deutschen Gesellschaft zu Wittenberg Mitglied.

Mellerstadt<sup>4)</sup> schreibt: „Wir haben gelehrte Vereine, die Donan-Gesellschaft und die zu Wittenberg; ihre Führer sind Conrad Celtes<sup>5)</sup> und jener erlauchte Bohuslaw Hassenstein, der jüngst, als Mathäus Lupinus leider viel zu früh verblieben ist, durch alle Stimmen berufen, ihre Leitung übernommen hat.“

1) Auch in den deutschen Ortschaften bei Deutschbrod, die nun seit mehr als fünfshundert Jahren ihre Nationalität trenn bewahrt haben, soll seit längerer Zeit die Czechisirung bedeutende Fortschritte machen. D. R.

2) Geb. 1462 gest. 1510.

3) Beruh. Adelman von Adelmansfelde, aus reichsritterlichem Geschlechte, war Domherr zu Eichstädt und Augsburg. Es war eine Jugendfreundschaft von Bologna her, wo beide ihre Studien machten. Später wurde er der Neigung für Luthers Lehre verdächtig und Et belegte ihn deswegen mit dem Banne. Adelman besorgte für Bohuslaw von Hassenstein die Büchereinkäufe in Deutschland.

4) Martin Pollich von Mellerstadt war 1502 erster Rector magnificus der Universität Wittenberg, Leibarzt der Sächsischen Herzoge, und wurde wegen seiner ausgebreiteten Kenntnisse nicht nur in der Hälkunde, in der Philosophie und den schönen Wissenschaften, sondern auch in der Rechtsgelehrtheit und Theologie, das „Licht der Welt“ (lux mundi) genannt.

5) Von Geburt ein Franke, und erster Professor (oder wie man damals sagte „Rector“) der „Dichtkunst und Beredsamkeit“ in Wien.

Vohuslaw's Theilnahme an Deutschlands Unglück (der innern Uneinigkeit und Zerrissenheit) ist die eines guten Bürgers, dessen Liebe zu dem Vaterlande beim Anblicke seiner Leiden nicht abnimmt, sondern nur desto mehr entflammt wird. In diesem Sinn schrieb er seinem Freunde Adelman: „Was Du mir schreibst, daß Deutschland eigentlich ein geschlossener Staat ist, daß die Obergewalt der Fürsten auf ungerechte Gewaltthaten hinausläuft, kränkt mich über Alles. Diese ausgezeichnete Nation und, wenn sie an innern Spaltungen und andern Gebrechen dieser Art nicht stieße, die mächtigste von allen, wäre wohl allein im Stande, den Anfällen der Barbaren Trotz zu bieten. Um so mehr muß ich die Uebel beklagen, an welchen sie leidet.“

### Schlaggenwalder Exulanten (Religionsflüchtlinge).

(Einige Berichtigungen betreffs Schlaggenwalds zu Pescheck's Schrift „die böhmischen Exulanten in Sachsen.“ (Leipzig 1857.) von **N. Kohl**.)

Ich habe schon in meiner Schrift „die Wiedereinführung der katholischen Lehre in der königlichen Bergstadt Schlaggenwald“ aus den Rathsbüchern dieser Stadt nachgewiesen, daß die strenge Durchführung der katholischen Gegenreformation hier ungefähr um die Mitte des Jahres 1624 begann, zuerst mit Sperrung der Kirche, dann Ausweisung der Geistlichen, Schließung der Schule und Entsetzung der protestantischen Schuldiener u. s. w. In der Umgegend wurde die Gegenreformation schon 1623 ersichtlich, und finden sich namentlich im Jahre 1623, nicht früher, Verhandlungen des Rathes darüber, wie man sich gegen die fremden Kirchenbesucher verhalten solle, die bei Schließung ihrer Ortskirchen sich hier zum Genusse der Sacramente drängten. Aus dem Jahre 1623 sind im Schlaggenwalder Archiv zwei Schreiben vorhanden, der Pfarrer Christoph Fürgang aus Theusing und Johann Nickerle aus Engelhaus; beide von der katholischen Reformation bedroht bitten die Stadt Schlaggenwald um einstweiliges Obdach. Es kann also Christoph Fürgang, der offenbar identisch ist mit jenem, welchen Pescheck p. 57 anführt, nicht schon seit 1622 im Exil zu Olmitz gelebt haben.

Ebenso führt Pescheck p. 49 einen Gregor Egerer an, der Bürgermeister und Handelsmann zu Schlaggenwald gewesen und schon 1621 im Exil zu Schneeberg gestorben sei. Name und Stand Egerers sind ganz richtig; noch heute kennt man das Egererhaus in Schlaggenwald. Allein dieser Egerer, der 1621 in Schneeberg starb, ward nicht wegen seiner Religion verbannt, woran damals und bis zum Jahre 1624 in Schlaggenwald Niemand dachte, sondern seiner Auswanderung müssen andere Motive zu Grunde gelegen haben. Er war höchst wahrscheinlich mehr als ein anderer mit in die Rebellion verflochten; zudem auch an der Execution gegen fünf kaiserliche Reiter theilhaftig, die nachher den betreffenden Rathspersonen so übel angerechnet wurde und sie bald um ihr Vermögen gebracht hätte. Im Untersuchungsprotokolle vom Jahre 1625, wo ein jeder einzelne um seine Theilnahme am Aufstande befragt und vernommen wurde, heißt es sub III von demselben Gregor Egerer: „derzeit (damals) Bürgermeister, nunmehr verstorben, zur Zeit Fridorici bei unterschiedenen actibus gewesen und neben andern contricuir“ u. s. w. Da er also nicht der Religion wegen ausgewandert ist, so steht er nicht ganz passend unter den dießfälligen Exulanten.

Gleichfalls zu Schneeberg lebte Barthel Pfanner, Stadtschreiber zu Schlaggenwald, der am 3. April 1628 hier seinen Abschied nahm, weil ihm der anwesende subdelegirte Reformationscommissär Crispinus, Propst zu Doran, Abt zu Mühlhausen, angedeutet, daß keiner in der Stadt länger bleiben dürfe, der nicht zum katholischen Glauben sich bekannte. Er ward in Schneeberg wieder Stadtschreiber, lud

noch 1630 den Rath seiner Vaterstadt zu seiner Hochzeit, wogegen dieser beschloß ihm zwei Dukaten zu schicken.<sup>1)</sup>

Eine der bedeutendsten Persönlichkeiten, die Schlaggenwald in jener verhängnisvollen Zeit verlor, war der Bürgermeister und Syndicus Sebastian Span. Gewiß ist, daß Span zu den offensten und entschiedensten Protestanten der Stadt gehörte. Er bewies dieß namentlich, als die Frage in Verhandlung kam, ob man die in stets größerer Zahl herkommenden fremden Kirchenbesucher am hiesigen Gottesdienste theilnehmen lassen solle (1623). Im April 1625 ist die Rede, daß er in großer Gefahr stehe; der Hauptmann sucht Bücher hinter ihm und der Rath beschließt damals sich seiner anzunehmen. Am 5. Mai d. J. wagt es Span schon nicht mehr die Rathssitzung zu besuchen; er gibt eine Entschuldigungsschrift ein, warum er am genannten Tage in die gewöhnliche Rathssversammlung zu kommen Bedenken habe, weil er nämlich „also vom Herrn Hauptmann in causa religionis verdacht werden will.“ Schon am 25. Juni erscheint er abgesetzt und durch des Hauptmanns Verbot von allen Gemeindegeschäften entfernt. Leider glückte es noch nicht das Dekret selbst aufzufinden; es würde uns gewiß manchen interessanten Aufschluß geben. Wir finden ihn auch nicht mehr in den Rathsbüchern; er ist ausgewandert, aber wann, ob nämlich gleich nach seiner Absetzung oder erst eine geraume Zeit darauf, ist nicht zu sagen. Am 14. August 1628 beschließt der Rath, Herrn Sebastian Span gelegentlich der Einladung auf seiner Tochter Hochzeit zwei Dukaten zum Präsent zu verwilligen. Am 14. September 1628 wird über die Neubesezung des Syndicats berathen und dabei erwähnt, wie der frühere Syndicus Sebastian Span neben dem Stadtschreiber Barthel Pfanner der Religion wegen vertrieben wurden. Das Syndicat hatte indessen der Bürgermeister Schwab geführt. Man will es ihm nun sammt der von Span genossenen Besoldung definitiv übertragen. Unter seinen Einwendungen bringt dieser vor, es mövire ihn auch Herr Spans Exempel, weil derselbe per decretum abgeschafft worden. Doch nimmt er es zuletzt an.

Unter dem 30. August 1629 wird in der Sitzung Spans Ansuchen um „Attestation seiner von hier genommenen Salvirung im Kriegswege nach Melßen“ vorgelegt und beschloffen, dieselbe nach dem von ihm selbst überschiedten Formulare anzufertigen. Span dachte auch später noch an seine alten Bekannten.

Wir haben ein Originalschreiben von ihm vom 8. Juni 1636 aus Hartenstein, worin er dem Rathe von Schlaggenwald Folgendes schreibt: „Demnach ich auf mehrfältig Anhalten Bergwerk liebhabender Personen und bauender Gewerken ein Stück meines colligirten Bergrechtspiegels, als Bergurtel, Schiedungen und Weisungen, in Druck gegeben und mir nicht unwissend, daß die Herrn eines Theils in propria (persona), dann auch Ihr Gemeinwesen bei den Bergwerken interessirt ist, wollte ich nicht unterlassen, Ihnen gegenwärtig sechs Exemplaria in guter Wohlmeinung zu überschieden sich derselben contentorum (Inhalt) auf begehenden Fall zu gebrauchen und meiner dabei günstig zu gedenken, göttlicher Bewahrung uns allerseits befehlend.“

Sonst finden sich keine Andeutungen bemerkenswerther Art über das weitere Leben dieses Mannes, der seiner Bildung und seines festen Charakters halber immerdar als eine Zierde Schlaggenwalbs gelten muß.

Nähere Daten über die Schlaggenwalder Eulanten können vorläufig nicht geliefert werden. Jedoch ist gewiß, daß in Folge der Gegenreformation die namhaftesten der alten Rathsherrngeschlechter auswanderten. Der Rath wird immer kleiner, oft sind nur fünf oder noch weniger Personen in der Versammlung. Am 4. Dezember 1628 berichtet Johann Mulz in der Rathssitzung, daß, als er mit Christoph Neßler zum Hauptmanne gekommen sei, um denselben im Erkenntniß des Rathes

1) Rathsprotokoll zum Jahre 1630 fol. 285.



bezüglich eines von seinem Jungen erschossenen Hundes zu überbringen, derselbe sie nicht allein „Coujone und Hundcommissarien“ geheizen, sondern sich auch sehr darüber aufgehalten habe, was ihm die Stadtgerichte, die nur aus drei Personen beständen, zu gebieten hätten. Die Namen, die im Anfange des 17. Jahrhunderts fast unausgesetzt an der Spitze des Stadtreiments erscheinen, schwinden immer mehr, und erst allmählich tritt wieder eine Reihe meist neuer Geschlechter in einen gewissen consequenten Besitz des nun nach und nach wieder vervollständigten Rathes. Namentlich sind es die Namen Benzl, Voitländer u. s. w., welche neben der uralten nicht ausgewanderten Familie Trötcher an Ansehen gewinnen. Dagegen verschwindet der sonst besonders in Bergbauangelegenheiten gewichtige Name Stempel. Bürgermeister Georg Stempel nahm am 21. October 1627 schon seinen Abschied. Auch der Name Voldisch erlischt; Bürgermeister Adam Voldisch ward im März 1628 seines Amtes entsetzt, offenbar der Religionsfrage halber. So könnte man aus den Bürgerverzeichnissen wohl hunderte solcher Namen anführen. Die Thatsache steht fest, daß nur wenige Städte Böhmens von ihrer früheren Bedeutung durch diese Auswanderung so herabgesunken sind als Schlaggenwald, obwohl andererseits gesagt werden muß, daß hier die Wiedereinführung der katholischen Religion in bei weitem milderem Grade geschah denn anderswo. Von Anwendung militärischer Execution namentlich ist keine Spur zu entdecken, man ließ es wohl nicht dazu kommen da den Einwohnern der Bergstädte bei der innigen und mannigfaltigen Berührung, in welche man durch den Bergbau mit vielen Städten des Auslandes gekommen war, sich leichter eine Zufluchtsstätte bot als anderen, die aufs Ungewisse hin ausziehen mußten.

Die beiden berühmten Schlaggenwalder Gelehrten Zacharias Theobald, der Geschichtschreiber des Husitenkrieges und Christoph Grines, der Orientalist und Herausgeber des ersten syrischen Lexikons in Deutschland, gehören nicht zu den Schlaggenwalder Emigranten; denn sie lebten lange nicht mehr in ihrer Heimat, als dieselbe die Folgen der Schlacht auf dem weißen Berge zu fühlen begann. Theobald war schon vorher in's Ausland gegangen; Grines, früher Professor in Wittenberg, wurde in Oesterreich von der Gegenreformation betroffen und schlug dann ebenfalls den Weg seines Landsmannes ein.

Daß Dr. Samuel Fischer, ehemals Pfarrer von Schlaggenwald, von da erlitten wurde, wie Peschek p. 168 anführt, finde ich nicht, wie ja überhaupt vor 1624 keine Verfolgung über die Protestanten in Schlaggenwald verhängt wurde. Er nahm seinen Abschied, wie es ausdrücklich heißt, weil er vom Herzoge von Sachsen zu einer theologischen Professur (nach Jena) berufen wurde.

### Ein Egerer Bürger aus dem fünfzehnten Jahrhundert.

Hinter der Sakristei der untern Abtheilung der merkwürdigen Doppelkapelle auf dem Burghofe zu Eger führt eine Wendeltreppe zu einem kleinen Gemach, worin nach den Berichten mehreren Chroniken der reiche Egerer Bürger Stegmund Wann (oder Wahn, wie Einige schreiben) Alchemie getrieben haben soll. Auch schreiben ihm Einige die Erbauung der Capelle zu St. Erhard (zwischen 1458 und 1467) zu. Die Stadt Eger verdankt ihm mehrere ansehnliche Stiftungen, auch hat er im Jahre 1461 dem Egerer Senate eine Summe von 1800 Goldgulden mit der Bedingung übergeben, selbe binnen sechs Jahren zum Baue der Stadtkirche St. Niklas zu verwenden.

Dieser Mann, dessen Andenken schon viele tausend Arme gesegnet haben und noch segnen werden, war zu Wunsiedl geboren, und lernte das Bäckerhandwerk, gieng in die Fremde und kam nach Venedig.<sup>1)</sup> Es scheint, daß man in dieser Stadt

1) Der Ruhm deutscher Bäcker war im Ausland weitverbreitet. So aßen schon im 15. Jahr-

am frühesten in Europa die Kunst kannte, die edlen Metalle von den unedlen zu scheiden, ohne Schaden der letztern. Soviel bleibt gewiß, daß die Scheidekunst ein Geheimniß war und mit der eifersüchtigsten Vorsicht die Enthüllung desselben verhindert wurde. Das Laboratorium oder Schmelzhaus in Venedig bildete ein geschlossenes Ganze, wie etwa ein Kloster, das alle nöthigen Arbeiter und Handwerker, besonders wie es scheint, einen Bäcker in seinem Innern hatte, und dieselben in einer Art Gefangenschaft hielt; denn sie durften nur selten und nie ohne Aufsicht ausgehen, nur die weiblichen Personen scheinen größere Freiheit genossen zu haben. So war es einst mit der Kunst der Seidenbereitung, der Buchdruckerkunst, der Glaserzeugung<sup>1)</sup> u. s. w., welche erst bekannt und verbreitet wurden, als es den Arbeitern gelang, aus den gefängnißartigen Arbeitsstätten zu entweichen. Auch Wann verschaffte sein Handwerk Eintritt in das Laboratorium in Venedig. In diesem befand sich ein Mädchen im Dienste Namens Katharina, eine Italienerin („Wahlin“), welche die Kunst, das edle Metall von dem Zinn zu scheiden, ohne daß sich dieses verringerte, gründlich verstanden haben soll. Mit dieser machte er Bekanntschaft und entdeckte ihr, wie auf dem Fichtelgebirg in der Gegend seiner Vaterstadt Wunsiedel viele Zinnseifenwerke in Gang wären, wodurch das Zinn in großer Menge gewonnen und geschmolzen würde, welches auch Gold<sup>2)</sup> führe, aber Niemand dort wäre, der solches ohne Schaden des Zinns scheiden könne. Er machte daher dem Mädchen den Antrag, mit ihm nach Deutschland zu gehen. Sie willigte ein. Beide entschlossen sich die Reise anzutreten und einander zu heiraten.

Aber wie sollte nun Wann unentdeckt aus dem Laboratorium kommen? Doch die Liebe ist erfindersüß und kühn; Katharina trug ihren Geliebten in einem Korbe verborgen zum Thore hinaus; sie gingen dann nach Deutschland und Wunsiedel, verehelichten sich und machten Gebrauch von ihrer Kunst. Sie fingen zugleich einen Handel mit Zinn an, der damals, wie die Zinnbergwerke, sehr im Schwunge war. Der Centner Zinn kostete damals 18 fl. und bei Inventuren und Erbvertheilungen wurde das Pfund nur mit 2 — 3 Gr. in Ansatz gebracht. Sie gaben für altes Zinn, das man ihnen ins Haus brachte, neues zinnernes Geschirr, Teller, Schüsseln, Kannen; auch mögen sie Handel mit verzinntem Blech getrieben haben. Dadurch gelangten sie zu einem überaus großen Vermögen. Die Markgrafen waren dem Wann oft bedeutende Summen schuldig. Er erbaute sich ein Haus in der sogenannten Rathsh- oder Fleischgasse und richtete darin ein Laboratorium ein, wovon man unten im Gewölbe der ehemaligen Rathswage oder der Fleischbank noch Spuren traf. Dieses Haus überließ später Wann, der auch selbst zu seiner Zeit Bürgermeister war, dem Rath zu einem Rathhaus.

Frommen Gemüthes und kinderlos entschloß sich Wann, ein Hospital- und Bruderhaus wie die zu Nürnberg auf dem Graben und zu Regensburg zu stiften. Zuerst verschaffte er sich für sich, für seine Habe und Güter einen Schutz- und Befreiungsbrief von dem Markgrafen Johann dem Goldmacher (Alchymisten) und dessen Bruder dem Churfürsten Abrecht Achilles d. d. Plassenburg 1441, welcher ihm 3000 fl. kostete; auch wurde er gegen eine jährliche Abfindung von 20 fl., die er dem Rath zahlte, von allen städtischen Leistungen, als Steuer, Wachen und anderen Beschwerden, sowie auch, jedoch ohne weitere jährliche Abfindung von allen landesherrlichen Steuern, Zinsen und Diensten befreit, und hatte sich nicht vor dem

hundert die Reichen in Rom kein anderes als deutsches Brod, und deutsche Bäcker waren nicht nur in Rom, sondern auch in Venedig und in vielen anderen Städten Italiens heimisch. König Wratiflaw von Böhmen (1087) verlangte und erhielt vom Erzbischof von Magdeburg eine deutschen Bäcker mit seinen Werkzeugen. D. R.

1) Siehe 4. Heft 1. Jahrgang der Mittheilungen.

2) Der Kunst, die edlen Metalle von den unedlen zu scheiden, hatte Wann seinen Reichtum gewiß nicht zu danken; denn Gold führte das Zinn nicht, und was das Silber betrifft, so soll nur der Seitig (später die Hülfe Gottes genannt) bei Weissenstadt so ergiebiges Zinn gehabt haben, daß von jedem Centner noch 10 Loth des feinsten Silbers geliehen wurden. D. R.

Rath in Wunsiedel zu stellen. Wollte er nicht mehr im Lande sesshaft bleiben, so sei es ihm mit allem Vermögen unter freiem Geleit, so weit solches der Markgraf hat, gestattet, doch im eintretenden Falle gegen Erlegung von 500 fl. Fünf Jahre hierauf 1449 begab er sich nach Eger, nachdem er der Herrschaft noch als Nachsteuer 400 fl. bezahlt hatte.

In ebendenselben Jahre erhielt er, indem er schon Bürger von Eger genannt wird, von den obengenannten Fürsten die Erlaubniß zu seiner Stiftung und die Befreiung der dazu bestimmten Zinsen, Gebäude und Güter von allen Lasten und Abgaben und einen Brief d. d. Plassenburg am Sonntag Reminiscere 1449, worin festgesetzt ist, daß, wenn die auf die Stadt Eger, erkauften 300 rhn. Goldgulden beständige Zinsen sollten heimbezahlt werden, solche zu des Spitals Nutzen verwendet werden sollten.

Sein gefaßter Entschluß, „Gott zu Lob, der Himmelskönigin Maria, seiner werthen Mutter, und allem himmlischen Heere zu Ehren und Würden, hausarmen Leuten zu Nuß und Besserung und allen gläubigen Christlichen Seelen zu Trost und Seligkeit ein ewiges Spital und Bruderhaus und drei ewige Messen zu stiften,“ wurde im Jahr 1451 auszuführen angefangen, das Bruderhaus und die Marienkappelle oder Spitalkirche wurden 1452 vollendet. Das Bruderhaus enthielt die Bruderstube, Speisevorrathsgewölbe, Archiv, eine große Küche, ein Zimmer für den Schaffner, Stall und Wirthschaftsgebäude in dem geräumigen Hof, der eigenes Röhrwasser hat. Die Marien-Kapelle war früher mit einer Ringmauer umgeben und bildete mit dem Bruderhaus ein geschlossenes Ganze, wie ein Kloster, welchem die ganze Einrichtung ähnlich ist. In der Kirche brannte Tag und Nacht ein ewiges Licht. Jeder der drei Altäre war mit einer Messpfründe begabt. Die Messen wurden von dem Bischof zu Regensburg, sowie die Stiftung des Hospitals mit 3 Priestern und 12 Laienbrüdern am 1. Juni 1464 bestätigt.

Anfänglich hatte Wahn zur Stiftung 8000 Goldgulden bestimmt, er vermehrte aber 1461 die Summe noch um 2000, so daß das ganze Stiftungskapitel nach jetzigem Geldwerth in 120,000 Gulden bestand. Dieses Kapital legte er bei der Stadt Eger an, welche es mit 410 Gulden zu verzinsen hatte. Er gab 500 fl. zur Stadt Wunsiedel, wovon noch mehr Felder und Wiesen angekauft werden sollten, wenn solches erlaubt würde; endlich sollte auch des Stifters Haus zu Eger und sein Hausgeräthe nach seinem Tode, der 1469 erfolgte, zum Spital gezogen werden. Von den Gütern und Zinsen sollen unterhalten werden 12 hausarme, in Ehren verborbene Bürger aus Wunsiedel, nur ausnahmsweise arme von Hof, Bayreuth und Eger, und frommen Herkommens, welche im Spital wohnen sollen. Eine spätere Bestimmung 1458 schloß „Edelleute, Hofleute oder die Hofweise getrieben“ von der Stiftung aus. Ferner drei Mess- und Spitalpriester, von denen jeder jährlich 30 Goldgulden rhein. oder 36 Schock Meißnisch bekommen, vom Rathe erwählt und belehnt werden und täglich Messe lesen und mit den 12 Laienbrüdern den Gottesdienst abwarten sollten. Abgewiesen sollen werden offene Bettler, „Pechriesen“ (oder geborne Narren oder mit besedlichen Krankheiten behaftete) und leichtfertige Personen und solche, die das Vater unser, das Ave Maria und den Glauben nicht kennen. Die Brüder sollen nach der „Speisordnung,“<sup>1)</sup> gespeist werden. Alle Kargheit wurde verpönt; was das Almosen einer erledigten Pfründe betrüge, was sonst erübrigt werden möchte, sollte an hausarme Leute oder andern Gottesdienst gewendet werden. Das übrig gebliebene Essen soll den armen Schülern oder

1) Der Küchenzettel ist noch aufbewahrt, und besagt, daß sie viermal wöchentlich mit Fleisch gespeiset werden und Mittelbier zu ihrem Tischtrunk bekommen; wenn sie fasten, gut Bier, übrigens sollten sie in Kost und Kleidung und Badgeld gleichmäßig gehalten werden. An zwei Tischen in der Bruderstube, je für 6 Personen, saßen sie, ohne daß einer mit dem andern ein Wort reden durfte, „denn solches Schweigen sei gar löblich, göttlich und billig;“ nur das Tischgebet vor, oder das Dankgebet nach dem Essen, ein Vater unser nud Ave Maria, an Fasttagen zwei, sollte keiner zu sprechen verjäumen.

Chorknaben gereicht werden für den Gesang bei der Besper und beim Gottesdienst überhaupt; sie hatten größtentheils ihren Unterhalt vom Spital.

Anfangs beaufschichtigte Wann die Stiftung selbst. Am Ziele seines Lebens sich fühlend übergab er die Verwaltung des Stiftes dem Bürgermeister und Rath zu Wunsiedel am Andreas-Tag 1468, die sich verbindlich machen mußten, die „Stiftung nach seinem Willen aufrichtiglich, ewig vollbringen zu wollen, als sie das gegen den strengen Richter am jüngsten Tage verantworten sollen und müssen.“ Zwei aus dem Rath sollten das Stift verwalten. Diese sollten alljährlich zwei „aufrichtige und redliche Rechnungen“ dem Rath und den Priestern der drei Messen, die jedoch seit 1466 von jeder Theilnahme ausgeschlossen wurden, ablegen, nichts zu ihrem Nutzen verwenden; nachher verordnete Wann selbst, daß beiden 8 Schock Meißner für ihre Mühe bezahlt werden solle. Wenn der Rath zu Wunsiedel die Stiftung nicht aufrichtig administrieren ließe, soll der zu Eger befugt sein, sie darum zu Rede zu setzen. Er hat überhaupt zur Sicherstellung seines Stiftes alles gethan für jene Zeit, wo noch kein Hypothekenwesen herrschte, was die Klugheit erforderte.

Im folgenden Jahr 1469 starb er zu Eger. Man findet im Stadtbuch bemerkt, daß er seine Kunst verheimlicht und mit in's Grab genommen hat. Eine Grabinschrift im Spital mit der Beischrift: „Anno Domini 1469 an unsers Herrn Himmelfahrtstag starb Jac. Sigm. Wann, der ein Stifter gewesen ist gegenwärtigen Spitals und der Brüder, dem Gott gnade.“

Anfangs wollte kein Einwohner der Stadt von der Wohlthat des Stiftes Gebrauch machen, wohl nicht so sehr deswegen, weil damals viel Wohlhabenheit herrschte, wie Manche glauben, sondern wohl vorzüglich darum, weil man in jener Zeit noch ein zarteres Schamgefühl hatte, und sich ein herabgekommener Bürger nur in der äußersten Noth entschloß, die öffentliche Wohlthätigkeit in Anspruch zu nehmen. Heute ist man freilich nicht so verschämt mehr und pocht vielmehr darauf, daß, wenn Alles durchgebracht ist, die Gemeinde ja weiter sorgen müsse.

Die ersten Brüder mußten daher von auswärtig genommen werden, in späterer Zeit fanden sich der Bewerber desto mehr. Die ausharrende Theilnahme an allen gottesdienstlichen Uebungen war der erste Punkt in der von Wann selbst für die Brüder aufgesetzten „Ordnung“. An keinem Tage sollten sie vergessen, für Stifter und Wohlthäter, sie seien todt oder lebendig, wie für den Rath und die ganze Gemeinde der Stadt, andächtig zu beten, auch war ihnen vorgeschrieben, alle Quartener zu beichten und das heilige Sakrament zu empfangen.

Dem Altvater war die Aufsicht über die Brüder anvertraut, ob sie in Ehrbarkeit und christlichem Wandel leben, überhaupt nicht auf der Gasse hin und wieder spazieren oder in der Leute Häuser umhergehen, immer sollten bei einem Ausgang zwei Brüder mit einander wandeln, Weiber aber ohne redliche Ursache nicht in das Bruderschaftshaus dürfen. Eben so wenig war erlaubt einen Meistergesang und andere Lieblein zu singen oder neue Märlein zu erzählen. Des Stifters Sorgfalt erstreckte sich endlich auf ein ewiges Licht, das alle Nacht vor der Brüder Schlafhaus brennen sollte. — Diese Verfassung blieb bis zum J. 1523 unverändert.\* P. C.

### Nachtrag zu den Volksliedern.

Bei dem Umfande, daß von mehreren unserer verehrlichen Vereinsmitglieder die Mittheilung von Volksliedern der Deutschen in Böhmen freundlichst zugesagt wurde, bisher aber von keinem eine Zusendung an mich gelangte, erlaube ich mir, die Bitte um Förderung des von mir angeregten und im Interesse des Deutschthums wohlbegründeten Unternehmens hiemit zu wiederholen, mit dem Bemerken, daß in Gemäßheit der Geschäftsordnung (§. 8. b.) der Schriftführer (der Zeit Hr. Ph. Dr. Wiechowsky) alle an den Verein gerichteten Einläufe übernimmt, daß demzufolge auch die Einsendung von Volksliedern an die Kanzlei des Vereines zu geschehen habe.

B. Scheinpflug.

\* S. Dr. Rudolphs Gesch. v. Wunsiedel.

**Maria wollt' ausgehen. — (Aus dem Saazer Flachlande).**

Maria wollt' ausgehen.  
Wollt' suchen ihren Sohn,  
(Den sie verloren hat).

Da kam zu ihr St. Peterus  
Und fragt' mit trauriger Stimm':  
(„Maria, wo willst Du hin?“)

„O hast Du nicht gesehen  
Jesum, meinen Sohn,  
(Den ich verloren hab'?“)

Wohl hab' ich ihn gesehen  
Vor einem Judenhans;  
(Ganz blutig sah er aus.“)

„Er trug auf seinem Haupte  
Von Dornen eine Kron',  
(Das Kreuz, das trug er schon.“)

„Das Kreuz, das mußt' er tragen  
Bis zu der Schädelstatt  
(Wo man ihn gekreuzigt hat.“)

Maria kam zum Kreuze  
Und weinte bitterlich.  
(„Ach Mutter weine nicht!“)

„Das Kreuz das ist meine,  
Das Himmelreich ist Dein,  
(Doch Deines nicht allein.“)

„Es ist für alle Christen,  
Für d' ganze Christenheit  
(In der Welt weit und breit:“)

Er hat sein Blut vergossen,  
Sein rosenfarben Blut;  
(Mancher Seel' kommt's zu gut.)

**W e i h n a c h t s l i e d .**

(Aus der Gegend von Hainspach. Mitgetheilt von Dr. B. Grohmann.)

Zu grüner Haide, wo David's Hüttlein steht,  
Von einer Mutter geboren wird.  
Das Kindlein glänzet, als wie die Sonn',  
Seine Anglein fließen, als wie ein Bronn.

Ach liebste Mutter! ach liebes Kindlein,  
Ach wie verlassen müßt ihr da sein!  
Habt ihr keine Stube, habt ihr kein Gezelt?  
Habt ihr denn Niemand auf dieser Welt?

Ach liebste Mutter, ach liebes Kindlein,  
In schlechte Bindeln gebunden ein!  
Der Wind, der blaset ja überall,  
Der Schnee beweichet den ganzen Stall.

Schämt euch, ihr Bürger, die ihr zu Betlehem!  
Schlechte Versorger müßt ihr da sein,  
Daß ihr euren König, euren Herrn und Gott  
Im Stalle laßt liegen in größter Noth.

Lauft, lauft ihr Hirten, lauft eilends und geschwind,  
Grüßt mir die Mutter und auch das Kind,  
Nehmet die Weise und blas't brav d'rein,  
Das Kind wird schlafen und nicht mehr wein'.

**Es ging ein Jäger jagen.**

Es ging ein Jäger jagen,  
Dreiviertel Stunden vor Tagen,  
Wohl in den grünen Wald,  
Ja Wald, in den grünen Wald.

Da begegnet ihm auf der Haide  
Ein Mädchen im schneeweißen Kleide,  
(Sie war ganz wunderschön. Ja u.)

Er thäte das Mädchen wohl fragen,  
Ob sie mit ihm wollt jagen  
(Ein Hirschlein oder ein Reh).

Sie sagte: Das Jagen versteh' ich nicht  
Ein ander's Vergnügen versag' ich nicht.  
(Es sei denn, was es sei.)

Sie setzten sich beide zusammen,  
Und hatten einander in Arm,  
(Bis der helle Tag anbrach.)

Steh' auf du fauler Jäger!  
Die Sonne scheint über die Berg'  
(Dein Fräulein bin ich ja schon.)

Dies thät den Jäger verdrücken,  
Er wollte das Mädchen erschießen,  
(Nur auf das einzige Wort.)

Er thät sich's wieder bedenken,  
Er wollte das Leben ihr schenken,  
(Bis auf ein andres Mal.)

Das Feuer kann man löschen,  
Die Liebe nicht vergessen;  
Das Feuer brennt so sehr,  
Die Liebe noch viel mehr.

1) Es fehlen hier einige Strophen, die sich auf Johannes den Jünger beziehen.

## Geschäftliche Mittheilungen.

### Nachtrag zum Mitgliederverzeichnis.

Geschlossen Ende Februar 1864.

#### Ordentliche Mitglieder.

- |  |  |
|--|--|
| Herr <b>Ambros</b> August, J. U. Dr., k. k. Staats-<br>anwalt in Prag. | Herr <b>Pommerenig</b> , Photograph in Prag.                             |
| „ <b>Andersch</b> Karl, Fabrikant in Krásko.                           | „ <b>Porsche</b> Eduard, Med. et Chir. Dr. in<br>Neustadt bei Friedland. |
| „ <b>Cordella</b> S., Fabrikant in Grottau.                            | „ <b>Püchler</b> August, Kaufmann in Prag.                               |
| „ <b>Gahler</b> Jos., Müller in Reichenberg.                           | „ <b>Radler</b> Benzel, Bergbeamte in Unter-<br>reichenau bei Falkenau.  |
| „ <b>Gut</b> Armin, Med. C. in Prag.                                   | „ <b>Richter</b> Johann, k. k. Bezirksamts-Kan-<br>zelist in Falkenau.   |
| „ <b>Haas</b> Cäcilia, J. U. Dr., Landesadvokat<br>in Prag.            | „ <b>Schneider</b> C. S., Fabrikant in Ober-<br>Krásko.                  |
| „ <b>Hein</b> Jos., gräf. Cam-Callas'scher<br>Bergdirektor in Grottau. | „ <b>Tippmann</b> Franz, Kaufmann in Fal-<br>kenau.                      |
| „ <b>Hönl</b> Eduard, k. k. Bezirksamtsadjunkt<br>in Falkenau.         | „ <b>P. Ziß</b> Johann, Dechant und Bezirks-<br>vikar in Böhm.-Leipa.    |
| „ <b>Knorre</b> Phil., k. k. Bezirksamtsadjunkt in<br>Warnsdorf.       | „ <b>P. Ulbrich</b> Anton, Dechant in Neustadt<br>bei Friedland.         |
| „ <b>Krassa</b> Moriz, J. U. C. in Prag.                               | „ <b>Weinl</b> Heinrich, Wirthschaftsverwalter in<br>Plan.               |
| „ <b>Leeder</b> Friedrich, k. k. Bezirksvorsitzer<br>in Bensen.        | „ <b>Wiesner</b> Anton, Kaufmann in Prag.                                |
| „ <b>Leitner</b> Vinc., k. k. Bezirksamts-Kanzel-<br>list in Falkenau. | „ <b>Wihan</b> Friedrich, k. k. Grundbuchsführer<br>in Falkenau.         |
| „ <b>Liebzeit</b> Franz, Buchhalter in Böhm.-<br>Leipa.                |  |
| „ <b>Einhardt</b> Jos., Med. et Chir. D. in Pilsen.                    |  |

### Verzeichniß

der Geschenke, welche vom 16. Dezember 1863 bis Ende Februar 1864 dem Vereine gemacht worden sind, und wofür hiemit der geziemende Dank ausgesprochen wird.

- Herr Dr. **Richard Andree** in Dresden: 2 Werke in 2 Bänden.
- „ **Ant. Banhans**, J. U. Dr. in Prag: Uebers. Geschichte der Zglauer Tuchmacherzunft.
- „ **Heinrich Bank**, Historienmaler in Prag: eine Photographie.
- „ **Karl Binder**, Weinhändler in Prag: 2 Werke in 2 Bänden; darunter die Apologia vom Jahre 1618.
- Deutsches Casino** in Prag: Jahrgang 1863, 2. Halbjahr von folgenden Zeitungen: Constitutionelle österreichische Zeitung — Hlas — Kölnische Zeitung — Národní listy — Nationalzeitung — Neueste Nachrichten — Ostdeutsche Post — Politik — Prager Zeitung — Reichenberger Zeitung — Süddeutsche Zeitung — Vaterland — Wanderer.
- „ **Richard Dogaer**, Großhändler in Prag: 2 Werke in 2 Bänden — Karte von Böhmen, gezeichnet von Joh. Christoph Müller, 25 Blätter auf Feinwand gespannt — ein Manuscript.
- K. sächsische Gesellschaft der Wissenschaften** in Leipzig: Berichte über die philologisch-historische Classe dieser Gesellschaft. 1863. — Die Schlacht von Warschau 1656 von J. G. Drosfen.

- Schlesische Gesellschaft für vaterländische Cultur** in Breslau: 14. Jahresbericht 1863—1. u. 2. Heft der Abhandlungen der philosophisch-historischen Abtheilung. 1862. — 1. bis 3. Heft der Abhandlungen der Abtheilung für Naturwissenschaften und Medizin. 1862.
- „ **Rud. Glaser**, Skriptor an der k. k. Universitätsbibliothek in Prag: 19 Werke in 35 Bänden und 10 Broschüren.
- „ **Dr. Virgil Grohmann** in Prag: Pieder Sammlung aus der Gegend von Hainspach. 6 Hefte. Mscpt.
- „ **B. Grueber**, Prof. a. d. Akademie der bildenden Künste in Prag: Monumenta Paderbornensia. 1672.
- „ **Dr. J. G. Herrmann** in Reichenberg: ein Werk in einem Bande.
- Kreisverein für Schwaben u. Neuburg**: 27. u. 28. Jahresbericht. 1861. u. 1862. — Die römischen Steindenkmäler, Inschriften und Gefäßstempel im Maximilians-Museum zu Augsburg.
- „ **David Kuh**, Redakteur des Tagesboten aus Böhmen in Prag: 6 Werke in 6 Bänden und 10 Broschüren.
- Museum Francisco-Carolinum** in Linz: 20. bis 23. Bericht von den Jahren 1860 bis 1863.
- Germanisches Museum** in Nürnberg: Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit. 12. Heft für 1863 und 1. Heft für 1864.
- „ **Ant. Schlupf**, Hauptschullehrer in Prag: Sculptura historiarum et temporum memoria. Christoph Weigel 1697.
- „ **Dr. J. E. Seiberk**, k. preuß. Justiz- und Stadtgerichtsrath: 3 Werke in 6 Bänden und 6 Broschüren.
- „ **Jos. Singer**, Fabrikant in Prag: Fama austriaca 1627. Fol. — Spiegel der Ehren des Erzhauses Oesterreich 1668. Fol.
- „ **P. Ernest Stein v. Nordenstein** in Prag: Geschichte des Regimentes Alenau. Mscpt. Fol.
- „ **Philipp Teweles**, Kultusgemeindefekretär in Prag: 4 Werke in 4 Bänden u. eine Broschüre.
- Verein für Geschichte der Mark Brandenburg** in Berlin: Märkische Forschungen. VIII. Band.
- Verein für Hamburgische Geschichte** in Hamburg: Zeitschrift des Vereines. Neue Folge. 1. Band 1. bis 4. Heft und 2. Band 1. Heft.
- Historischer Verein für Krain** in Laibach: Mittheilungen des Vereines. 17. Jahrgang.
- Historischer Verein in Mittelfranken** in Ansbach: 31. Jahresbericht.
- Historischer Verein für Niedersachsen** in Hannover: Zeitschrift des Vereines. Jahrgang 1862. — 26. Nachricht über den Verein 1863. — Programm und Statuten des Vereines.
- Historischer Verein für Ober-Pfalz u. Regensburg** in Regensburg: die Verhandlungen des Vereines. 19 Bände.
- Verein für Geschichte u. Alterthum Schlesiens** in Breslau: Codex diplomaticus Silesiae. 5. Band — Zeitschrift des Vereines. 5. Band 1. u. 2. Heft.
- Historischer Verein für Steiermark** in Graz: 12. Heft der Mittheilungen des Vereines.
- „ **Dr. Wih. Volkmann**, k. k. Universitäts-Professor in Prag: ein Werk in einem Bande.
- „ **Viktorin Weithner**, Historienmaler in Prag: ein Werk in einem Bande — eine Lithographie — einen Siegelabdruck.
- „ **A. Wiedowsky**, Ph. Dr. in Prag: ein Werk in einem Bande.

Den P. T. Herren Mitglieder wird bekannt gegeben, daß das **Diplom** im Drucke vollendet ist und jenen Herren Mitgliedern übermittelt werden wird, welche den Beitrag für das Vereinsjahr 1863—64 geleistet haben und die Stempelgebühr von 50 Nkr. an den Verein übersenden.

Die Herren Mitglieder werden ersucht, die **restirenden Jahresbeiträge einzusenden**. Das Vereinsjahr schließt mit dem 15. Mai.

# Mittheilungen des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen.

Redigirt von  
**A. Schmal fuß.**

---

Zweiter Jahrgang.

Sechstes Heft.

---

## Über die historische Entwicklung des Nationalitätsprinzips.

Von **C. S ö f l e r.**

Wer die Geschichte mittelalterlicher Völker mit der antiker Nationen vergleicht, wird sich bald von einer Thatsache überzeugen, die als maßgebend für den Unterschied beider großer Perioden erscheinen dürfte. Die Geschichte des Alterthums besteht nämlich vorzugsweise aus der Aufeinanderfolge einzelner Nationen, von welchen mehr oder minder sich jede als den Subbegriff des Menschengeschlechtes ansah und die zunächst stehende als ihren natürlichen Feind. Man kann diese feindselige Richtung als den Grundzug des Alterthums bezeichnen, der in der östlichen Welt wie in der westlichen gleich vorherrscht und dem Römer, Griechen, Ägypter, Assyrier, Babylonier, Punier und Perser gleich sehr huldigen. Es ist, wie wenn keine Nation neben der andern existiren könne, alles höhere und gemeinsame Verständniß gänzlich fehle, keine neben der anderen eine natürliche Entwicklung nehmen dürfe. Die bedeutendsten Kämpfe jener, in so vielfacher Beziehung großartigen Zeit waren vorzugsweise nationale Kämpfe, welche in so ferne noch einen mythologischen Hintergrund hatten, daß die Tempel der Besiegten als die Wohnstätten überwundener Götter den Flammen überliefert, oder nach römischer Sitte die Götter aus der dem Untergange geweihten Stadt vorher noch feierlich herausgerufen (evocirt), oder auch ihre Bildnisse Gefangenen gleich nach Rom geschleppt wurden. Es war ganz in diesem Systeme begründet, daß die überwundenen Einwohner einer Stadt oder eines Landes als Sklaven verkauft wurden, wofür sie nicht, wie auf Vasengemälden so oft erscheint, obwohl verwundet, geradezu dem Tode geweiht wurden. Kaum daß auf dem Höhepunkte griechischer Entwicklung sich die Hellenen von derartigen Maßregeln gegen ihre eigenen Landsleute frei erhielten; aber schon der peloponnesische Krieg erblickte den Kampf, der im Großen die ganze alte Welt bewegte, ausgedehnt bis zum Vertilgungskampfe der einzelnen Stämme, Städte und Landschaften wider einander. Ehe die Römer zu jener furchtbaren Mordperiode gelangt waren, die der Bundesgenoffenkrieg und dann die Bürgerkriege einnahmen und die in der Weltgeschichte fast ohne Beispiel dastehen, waren Korinth, Karthago und Numantia den Flammen geopfert, ließen sie nicht bloß die Bewohner ganzer Städte als Sklaven verkaufen, sondern an einem



und demselben Tage 70 epirotische Städte überfallen, die männliche Bevölkerung niederhauen, Weiber und Kinder aber mit aller Habe den Legionen zur Beute werden. Als das römische Reich ausgerichtet war, mußte man bis nach Parthien und Germanien wandern, freie Völker zu sehen. Die übrigen waren — die Hellenen voran — auf ein Nichts reducirt, entweder latinisirt oder Sklaven. Als solche rächten sie die überwundene Welt durch ihre Laster an den Siegern; als Freigelassene beherrschten sie selbst Rom und füllten jene Stellen aus, die einst angesehenen patricischen oder plebejischen Geschlechtern zukamen.

Ein so großartiges Bild auch die Geschichte des Alterthums darbietet, eines kennt sie nicht, eine höhere Einheit der Nationalitäten zu schaffen als diejenige, welche auf dem Wege der Universalmonarchien statt fand, durch Verpflanzung der Völker im Oriente, durch ihre Hellenisirung in den makedonisch-hellenischen Zeiten, durch ihre Latinisirung in den römischen. Die Einheit, welche das Alterthum aus der Vielheit der Völker schuf, war eine rein äußerliche und beruhte im größten Culturstaate des Alterthums auf dem Untergange der vorausgegangenen Welt, der Vertilgung der früheren Freiheit und Selbstständigkeit. In ähnlicher Art hatten die Makedonier Theben zerstört, aus Athen Tausende von Bürgern vertrieben, zuletzt durch die Schlacht von Sellasia (221) die Altspartaner vertilgt. Der Brand von Ilion warf seine Lohe bis in die spätesten Jahrhunderte.

Ganz anders gestalteten sich die Dinge, als die Germanen die Weltgeschichte in ihre Hände nahmen. Wir bemerken hier zuerst im Gegensatz zu der vorausgegangenen Periode zwei Richtungen, von welchen es längere Zeit unentschieden war, ob die eine oder die andere den Sieg davontragen werde. In denjenigen Gegenden, aus welchen die römischen Legionen abzogen, die römischen Einwohner gleichfalls sich entfernten oder zu Grunde gingen, bildeten sich eigentliche Nationalreiche. So in Britannien: Mercia, Northumberland, Bernicia, Deiria, Ostangeln, Essex, Kent, Suffex, Wessex; daneben das britische Cumbria, Cambria und Damnonia. In ähnlicher Weise gestalteten sich später die eigentlichen deutschen Staaten oder besser gesagt Stammesländer, aus denen seit dem neunten Jahrhunderte das deutsche Reich sich auf sicherer Grundlage erhebt. Mit Ausnahme der westlichen Landschaften wird so Britannien vollständig germanisirt, wie es die große Landschaft von der Elbe zum Rhein und der Donau unter Sachsen, Alemannen, Bajuaren, dann hinüber bis zur Seine und dem Rhodanus unter den Franken und Burgundern gleichfalls zu werden schien. Da war die Möglichkeit zu ganz neuen Zuständen gegeben. Anders war es bekanntlich in Spanien, Italien und zuletzt auch in Gallien der Fall, wo freilich auf dem Lande die römische Bevölkerung theilweise sehr gelitten hatte, aber in die Städte zusammengedrängt auch desto eher den Fremden passiven Widerstand leisten konnte. Da bildete sich ein ganz neues weltgeschichtliches Substrat von einer gemischten Bevölkerung, welche im Laufe der nächsten Jahrhunderte einen entschiedenen Gegensatz zu den wenigen Staaten ungemischter Bevölkerung bildet. Es ist vielleicht die Frage, ob die

Westgothen in Spanien, hätte sie nicht schon im Jahre 711 die arabische Invasion getroffen, sich nicht als deutsches Volk erhalten, einen deutschen Staat ähnlich dem angelsächsischen in Britannien bewahrt haben würden. Allein der Umsturz ihres Reiches durch die Araber, die Verjagung der westgothischen Familien, welchen harte, entbehrungsvolle Unabhängigkeit theurer war, als ein gewisses Wohlleben im Süden ohne Freiheit, brachte nothgezwungen eine Verständigung und Verschmelzung mit den römisch-iberischen Bewohnern von Nordwestspanien hervor. Als Deutsche waren die Westgothen vor den Arabern nach dem Norden entwichen. Als sie von da aus zur Wiedereroberung des im achten Jahrhunderte verlorenen sich in eilften wieder in Bewegung setzten, waren sie nicht mehr Germanen, sondern Romanen, war die nationale Mischung schon vor sich gegangen. Die Erinnerung an deutsche Abstammung, an Gemeinsamkeit der Sprache, der welthistorischen Aufgabe, der Institutionen hatte aufgehört. Sie sind wie Franken und Longobarden Romanen geworden und verständigen sich viel leichter mit den entgermanisirten Franken, nunmehr Franzosen, als mit den Bewohnern des Rhein-, des Elbe- oder Donauthales. Was bei den Westgothen die arabische Invasion bewirkt, war in merkwürdiger Weise unter den siegreichen Franken durch die besiegten Gallier erfolgt. Es giebt gewisse Vorgänge im Völkerleben, die Niemand aufzeichnet, die nur als vollendete Thatsachen die Aufmerksamkeit der Geschichtschreiber auf sich ziehen, in ihrem Entstehen aber sich dem Auge derjenigen zu entziehen pflegen, welche die vollendete Umwandlung des Völkerlebens als Thatsache einregistriren. Dazu gehört vor Allem der stille und doch so nachhaltige Entnationalisirungsproceß, wie er im IX. Jahrhunderte in Frankreich, im XII. und XIII. nach der normännischen Eroberung (1066) in England vor sich gieng. Nur die Thatsache, daß der Heerbann des westlichen Frankenreiches den des östlichen im J. 842 bei dem großen Völkerschwur (Nithardi hist. III c. 5) nicht mehr verstand, zeigt uns die bereits im Stillen vorgegangene unermessliche Veränderung an. Obwohl aber seitdem Mitteleuropa in ein romanisches Frankenreich und in ein deutsches Reich zerfällt, welches letzteres gleichsam zur Erinnerung an den gemeinsamen Ausgang aller von den Romanen als *Allemania*, *Allemagne* bezeichnet wird, so tritt der weltgeschichtliche Gegensatz erst vollständig hervor, als einerseits aus dem Westgothenreiche die romanischen Herrschaften von Leon, Castilien, Navarra, Aragon entstehen; als 2. die romanisirten Normannen von Frankreich aus das vereinigte Angelsachsenreich umstürzen und nun vom eilften Jahrhunderte an ein neuer Romanisirungsproceß auf den britischen Inseln entsteht; als 3. dieselbe Erscheinung sich unter der vielfach gemischten Bevölkerung Italiens, namentlich unter den Longobarden, wiederholt und dem Sprachchaos daselbst durch den Sieg des Italienischen allmählig ein Ziel gesetzt wird. Die Erinnerung an den gemeinsamen Ausgangspunkt, an ein früheres Zusammenleben dieser ursprünglich germanischen Stämme hört auf und der Zeitpunkt naht, in welchem wie in der alten Welt Volk dem Volke gegenüber tritt. Wir haben bei einer andern Gelegenheit aufmerksam gemacht, welches Unglück in dieser

Beziehung, durch den Abfall seiner bedeutendsten Stämme, das deutsche Volk erlitt. Während man aber nun glauben sollte, die Ähnlichkeit der Sprache werde einen besondern Einheitspunkt für die romanischen Völker gewähren, entsteht gerade das Gegentheil. Wie noch heutigen Tages der Lombarde den Neapolitaner kaum versteht, war und blieb der Provenzale von dem Franzosen geschieden, der Franzose vom Aragonesen und Castilianer, dieser vom Portugiesen. Die Ähnlichkeit der Sprache erwies sich eher als trennendes, denn als einigendes Moment. Nur dem Deutschen gegenüber fühlen sich die Romanen Eins als Völker der lateinischen Race. Unter sich haben diese Völker niemals einen andern Vereinigungspunkt erlangt, als in der katholischen Kirche. Kein Kaiser, kein Reich, selbst nicht ein gemeinsames Staatensystem, geschweige ein Parlament, ein Reichstag, ein Churfürstencollegium vereinigten je diese Mischlingsvölker. Nicht bloß ging jedes seinen Weg, sondern nur Gewalt allein hat vorübergehend eine Vereinigung herbeizuführen gewußt, die bei der nächsten Gelegenheit wieder gebrochen wurde.

Aber auch im äußersten Osten war in nationaler Beziehung eine ähnliche Veränderung eingetreten. Romanisirten sich die Germanen im Westen, so wurde ein großer Theil der Slaven im Osten romanisirt. Die in das byzantinische Reich — dieses Conglomerat des Hellenen- und Römerthums, das sich selbst überlebt hatte — eingedrungenen Slaven, welche die römisch-griechische Bevölkerung gemordet hatten, wurden allmählig Griechen, Romäer. Allein während der romanische Westen ein ganz eigenthümliches Staatenleben entwickelte, so daß daselbe gegen Ende des Mittelalters die Kraft der bedeutendsten Völker Europas in sich barg, konnten sich im Osten nur solche Staaten entwickeln, welche, wie das bulgarische Reich, das spätere Serbien, eine Unabhängigkeit ohne höhere Cultur erlangten und deren Existenz im Sinne höherer Entwicklung die längste Zeit hindurch beinahe bedeutungslos erschien und blieb. Gleichzeitig mit der Romanisirung der Lombarden, der Spanier und beinahe auch der Angelsachsen muß dann auch die Slavisirung jener uralischen und finnischen Völker im Nordosten von Europa stattgefunden haben, die durch die Normannen im neunten Jahrhundert eine staatliche Einheit erlangten. Nach den Forschungen scandinavischer Gelehrten muß man das XI. Jahrhundert als diejenige Periode ansehen, in welcher in Rußland das Slaventhum siegte, während zugleich an der Elbe und Oder, so wie an der baltischen Küste die Entslavisirung jener Stämme durch die Deutschen erfolgte, welche im unausgesetzten Andrang von Seiten der Sachsen ihre Nationalität nicht mehr zu behaupten vermochten.

Man kann jedoch nicht läugnen, daß im Vergleiche zum Westen im Osten Europa's von Anfang an eine größere Concentration statt fand. Man besaß im Westen keinen so gewaltigen Brennpunkt des staatlichen und Culturlebens wie Constantinopel im Osten war, die volkreichste, reichste und glanzvollste Stadt Europa's während des ganzen Mittelalters, eine Kaiserstadt, wie es damals keine zweite gab. Kein Wunder, wenn sie auch Mittelpunkt eines ganz eigen-

thümlichen Staatensystemes wurde, das den Orient mit dem Occident, das Alterthum mit dem Mittelalter, die heidnische Zeit mit der christlichen vermittelte und fortwährend neue Völkerelemente in den Kreis seiner Civilisation aufnahm. Es oscillirte auf Bulgaren, Petschenegen, Magyaren, Serben, Croaten, Dalmatiner, Hellenen, hellenische Slaven, auf Awaren, Araber, Perser und Russen, auf Türken und Mongolen. Wie sie mehr oder minder Constantinopel umlagerten, zogen sie auch mehr oder minder von dort ihre Lebensmomente oder erwarteten von da Zuwachs an Stärke und die Möglichkeit, Europa vom Osten aufzurollen. Erst als die Romanen daselbst das lateinische Kaiserthum aufrichteten, 1204–1261, ward dieses Centrum zertrümmert, nur dem Namen nach 1261 durch die Griechen wieder hergestellt und erlag nun das byzantinische Reich den Osmanen, zuletzt Constantinopel selbst. Aber auch dann noch erhielt sich sowohl die romäische, als die gräcoslavische Bevölkerung und consolidirte sich erst der Nordosten (Rußland und Polen), als der Südosten zur Bresche geworden war, durch die nun türkische Barbarei hereinfluthete.

Blickt man nun auch gar nicht auf Mitteleuropa, die Länder auf beiden Seiten der Alpen, die von den Römern bewohnten oder eroberten und die von ihnen freigebliebenen Länder vom baltischen Meere bis zum Mittelmeere, so geht in Betreff der Entwicklung der Nationalitäten schon aus dem, was über den Osten und Westen gesagt ist, klar hervor, daß im Gegensatze zur antiken Welt sich in der neuen Geschichte ein anderes Gesetz der Entwicklung in den Zuständen Europa's geltend machte, und nicht sowohl das der ausschließlichen Nationalität als diese Periode bestimmend erscheint, sondern vielmehr das der Vermischung und gegenseitigen Durchdringung der verschiedensten Völker. Zweitens, daß die Art und Weise der Constituirung der modernen Staaten auch ein anderes Völkerleben ermöglichte und statt der Aufeinanderfolge von Staaten und Völkern ihr *Nebeneinanderbestehen* als Hauptgesetz hervortrat; endlich 3. daß durch die Vermischung der Nationalitäten eine Erneuerung des Staatenlebens möglich wird, wie sie das Alterthum nicht kannte; 4. sich Staatensysteme bildeten, die die Entwicklung der Nationalitäten sicherten, ohne das staatliche Leben zu gefährden.

Um aber dieses Bild zu vollenden, gehört noch das polnische und das ungarische Reich hieher. Ersteres als ächter slavischer Staat, dem kein anderer in dieser Beziehung zur Seite trat; das ungarische, das einen herrschenden Stamm und daneben Deutsche, Slaven, Bazzygen, Romanen unvermischt, aber auch ohne höhere Einheit umfaßte, als jene, welche das magyarische Königthum verließ.

Zwischen diesen beiden Welten im Osten und im Westen von Europa erhob sich nun als rechte Centralmacht zwischen Romanen und Slaven das *deutsche Reich*. Dieses war einerseits nicht bloß das erste Europa's, ja des christlichen Erdkreises überhaupt, sondern auch das größte und *eigenlichste Nationalreich*, welches in Kraft bereits da stand, ehe sich England durch die normannische Eroberung der Hinfälligkeit der letzten angelsächsischen Zeit entriß, aber

auch sich nun romanisirte; und ebenso ehe das französische Königthum von der isle de France aus den großen Arrondirungsproceß des französischen Königreiches wirksam unternahm. In Deutschland hatte bereits das Kaiserthum erlangt, ehe in Frankreich die Capetinger zum unbestrittenen Besitze der Herrschaft kamen, als die Angelsachsen sich mit Mühe dänischer Herrschaft erwehrt, und als die Herrschaft der Ommajaden in Spanien noch ungebrochen dastand. Es war aber zugleich auch der Mittelpunkt eines neuen Staatensystems, dessen Mitglieder theils durch Lehensverband, theils durch die burgundische und lombardische Königskrone, die der Kaiser trug, mit demselben zusammenhingen, wenn sie auch durch Verschiedenheit der Nationalität getrennt waren. Das deutsche Reich war ein nationales, ja ein ungemischt nationales, jedoch nicht eines Stammes, da es nur von den letzten und meistens unverfälschten Stämmen der großen deutschen Nation zusammengesetzt war, die, wie aus dem Romanisirungsproceße der anderen hervorgeht, fort und fort so viele ihrer Glieder verloren hatte und endlich fast bis auf eine Schaar zusammengeschmolzen war wie die, mit welcher Held Gideon seine Feinde besiegte. Es war zu gleicher Zeit aber auch ein nicht nationales, da es Dänen, Slaven, Lombarden, Rhätier, Provenzalen als seine lebensvollen Außenwerke um den achtdeutschen Kern herumgelagert besaß, und zwar in der Art, daß sie durch ihren Eintritt in den Reichsverband nicht auf ihre Nationalität Verzicht zu leisten brauchten. Es bewegte sich somit in ganz entgegengesetzten Bahnen als Frankreich, wie es denn auch vom Standpunkt der Geschichte nichts Widersinnigeres giebt, als die Ansicht, daß Deutschland, ohne aufzuhören Deutschland zu sein, eine Entwicklung nehmen könne oder müsse, wie sie eben nur Frankreich nach den in diesem liegenden Factoren zukam. Gingen die Könige von Frankreich von Paris, das schon in den Karolingerzeiten Hauptstadt eines Theiles von Frankreich und und wo schon Julian der Apostat zum Kaiser ausgerufen worden war, aus, um einen Ring von Kron-Landschaften nach dem andern um diesen Mittelpunkt zu schmieden, so besaßen unsere Kaiser bis auf Karl IV keine Hauptstadt. Der Sattel ihres Pferdes war ihre Residenz, nachdem es durch den Aufstand der Sachsen Heinrich IV nicht gelungen war, Goslar dazu zu erheben und Otto III. durch die Römer verhindert worden war, Rom zum zweiten Male zur Kaiserstadt zu machen. Es gab eine Wahlstadt, eine Krönungsstadt, auch eine Todtenstadt (Speyer); aber der deutsche Kaiser hatte keine Ruhe in deutschen, keine in welschen Landen. Der Constanzer Reichsfrieden 1183 machte ihm zur Pflicht, sich in keiner lombardischen Stadt zu lange aufzuhalten. Karl IV aber leistete selbst einen Eid, als Kaiser nicht in Rom zu übernachten! Während das französische Königthum sich immer mehr und mehr abschloß und nur durch die Theilungen unter französischen Prinzen eine Zerspaltung erlitt, schwächte sich das deutsche Kaiserthum durch Concessionen gegen die Reichsfürsten und Stände zusehends. Als im XV. Jahrhunderte das französische Reich unter Ludwig XI. nach den großen Erschütterungen der englisch-französischen Kriege auf Kosten der französischen

Prinzen, des Adels oder der Nachbarn sich zu solcher Macht erhob, daß Ludwigs Nachfolger Karl VIII schon zur Eroberung Neapels schritt, ja an die Constantinopels dachte, lag das deutsche Reich unter Friedrich IV. in seinen schlimmsten Nöthen, einer Wiedergeburt bedürftig und an ihr verzweifelnd da. Als der italische Krieg Ende des XV. Jahrhunderts entbrannte und zum allgemeinen wurde, sahen die Kurfürsten bereits keinen anderen Ausweg, als entweder den König Karl von Spanien (nachher Karl V) oder den König Franz von Frankreich zum Kaiser zu wählen. Das Kaiserthum nährte längst seinen Herrn nicht mehr.

Und doch war auf dem Höhepunkte des Mittelalters durch das Kaiserthum der Deutschen erst Zusammenhang, ich möchte sagen, Sinn und Verstand in die Geschichte mannigfaltiger Völker gekommen. Sie hatten gelernt sich als Theile eines Ganzen zu fühlen, einem höheren Endzwecke zu dienen. Damit war namentlich in den Tagen der Kindheit so vieler Nationen viel, sehr viel erreicht und ein sonst zu gegenseitiger Zerstörung führender Proceß aufgehalten worden. Aber ebenso gegründet ist es auch in der Geschichte, daß, als diese einheitliche Kraft nachließ, die Nationalitäten gegen Ende des Mittelalters einander schroffer gegenübertraten und diese große Periode der Weltgeschichte damit schloß, daß, was auf ihrem Höhepunkte festgehalten wurde, sich gegen ihr Ende mehr und mehr löste.

Muß man so das Mittelalter als jene Periode bezeichnen, in welcher einerseits die freieste Entwicklung des Nationalitätsprincipes statt fand, andererseits aber eine höhere Einigung erstrebt wurde, die das Alterthum nicht kannte, so war Letztere nicht bloß ein Werk der Kaiser, sondern selbst in noch höherem Grade das Werk der Päpste und jenes eigenthümlichen Staatensystems, von welchem zwar in den Geschichtscompendien sehr wenig steht, das aber in Wirklichkeit eine große Anzahl von Königreichen und Fürstenthümern umfaßte, die alle entweder geradezu Lehenstaaten des römischen Stuhles waren, oder doch demselben Zins zahlten. Da nun der deutsche Kaiser Vogt der römischen Kirche war, als solcher an der Spitze aller Fürsten stand, so bildete sich die nicht bloß ideale Einheit des lateinischen Kirchen- und deutschen Staatensystemes aus. Noch mehr. Man muß es den Päpsten als bleibendes Verdienst zuerkennen, wie sehr sie auf dem Höhepunkte ihrer Macht dem bei weitem größern Theile nach fortwährend daran arbeiteten, Frieden unter den Nationalreichen zu erhalten und die Kraft der christlichen Völker gegen den gemeinsamen Feind aller zu verwenden. Dadurch entstand, wie bemerkt, der eigenthümliche Charakter des Mittelalters, das an einer nicht bloß idealen, sondern realen Einheit der Nationen festhielt, diese einerseits auf dem Wege der religiösen Einheit wirklich einigte, andererseits die Vielheit und Eigenthümlichkeit der Nationalitäten wahrte.

Ganz im Gegensatze zu dem Mittelalter bildete sich aber die neuere Geschichte aus und wieder tritt hier das Nationalitätsprincip als das entscheidende Moment ein. Dießmal geht die Bewegung von den Slaven und namentlich den Tschechen aus, die so viel an ihnen ist, die höhere Einheit sprengen, ohne etwas

Besseres an ihre Stelle zu setzen. Es lag ganz in der Natur der Dinge, daß sich eine Bewegung, die eine exclusiv feindliche Richtung der Nationen gegen einander zum Ziele hatte, vorzugsweise gegen den allgemeinen Einheitspunkt kehrte, den die Kirche des Mittelalters bildete, und nachdem durch das Schisma der Päpste im XIV. Jahrhunderte die innere Einheit von Oben herab gesprengt worden war, war es der Natur der Dinge angemessen, daß auch von Unten nach Oben ein ähnlicher Riß erfolgte. Im Allgemeinen ist bereits seit dem Aufhören der Kreuzzüge, seit dem Untergange des großen deutschen Kaiserthums im XIII. Jahrhunderte ein stärkeres Aufeinanderplagen der Nationalitäten bemerkbar. Die englisch-französischen Kriege beginnen, die die Kraft zweier Völker für Jahrhunderte absorbiren; Deutschland und Italien trennen sich; die Aragonesen setzen sich in den Besitz der italischen Inseln, zuletzt auch in den von Neapel. Die Versuche, im Osten größere Staatencomplexe zu bilden, scheitern an den Antipathien der dazu gehörigen Völker. Die Zerbröckelung, die Auflösung der Staatensysteme des Mittelalters machte sich mehr und mehr bemerkbar, bis durch die Reformation der Sieg des Nationalitätsprincipes über das der Einigung und höheren Einheit geradezu documentirt wird.

Wir haben es hier absichtlich nicht mit dem kirchlichen Elemente zu thun, sondern nur damit, wie sich zu der Einheit des Mittelalters der Gegensatz der neueren Zeit auf dem nationalen Gebiete entwickelte. Seinen schärfsten Ausdruck erlangte er darin, daß sich der Einheit der über alle Völker des Abendlandes ausgebreiteten, von ihnen allgemein anerkannten Kirche gegenüber eine Reihe von Nationalkirchen aufthat: eine schottische, dänische, englische, schwedische, ja sovieler Kirchen, als Staaten sich von der Einheit der katholischen Kirche losgesagt hatten. Und selbst auf dem Gebiete der letzteren machte sich das Eindringen der nationalen Bewegung unterschieden bemerkbar. Der Franzose behauptete, obwohl Katholik, seine gallicanische Kirche; der König von Spanien war beinahe Oberhaupt der katholischen Kirche in den Ländern der spanischen Krone und selbst die Concordate und Compactate hatten eigentlich keinen anderen Endzweck, als die kirchlichen Freiheiten der einzelnen Länder gegen zu weitgreifende Unionsmaßregeln zu schützen.

Allein in diesem Augenblicke ging im Wesen der Nationen eine tiefgreifende Veränderung vor sich, deren Opfer sie unbemerkt selbst werden mußten, wenn nicht noch bei Zeiten eingelenkt wurde. Es bildete sich auf allen Punkten der moderne Staat aus, welcher seine eigenen Zwecke, sehr unbekümmert um das Wohl oder Wehe der Nationen, verfolgte, das dynastische Interesse an die Spitze stellte und sehr bald unter der Betonung der sogenannten Staatsraison mit allen historischen Rechten, Gewohnheiten, Traditionen, vor allem mit den Nationalitäten brach. Gerade was auf dem confessionellen Wege statt fand, die Bildung von Staatskirchen, in die sich die Nationalitäten nach ihrem Bruche mit der bisherigen Einheit flüchteten, hatte dem absoluten Staate in die Hände gearbeitet, welcher dann wieder ausschließlich confessionell wurde, anglicanisch wie in England, das keine Katholiken

duldete, wie Schweden noch jetzt, katholisch wie in Frankreich, das keine Hugenotten duldete. Spät erst und nach furchtbaren Wehen lernte man sich auch in dieser Beziehung vertragen. Die vollkommene Gleichstellung ist selbst jetzt noch nicht überall erfolgt.

So ging denn in Betreff des Nationalitätsprincipes im Umfange der neueren Geschichte eine Veränderung fast ohne Gleichen vor sich, die man wohl beachten muß, wenn man die berechtigte Stellung desselben in der Gegenwart erklären oder mit der Geschichte im Zusammenhange auffassen will. Unstreitig ist dasselbe einer der bedeutendsten Träger der Weltgeschichte, aber ebenso gewiß ist auch, daß es noch etwas Höheres gibt, das allen Nationen Gemeinsame. Welche Nation glauben würde, sie sei dazu vorhanden, der Weltgeschichte eine einseitige Entwicklung zu geben, diese würde es sehr bald an ihrem eigenen Ruine ersehen, daß jene andere Zwecke zu verfolgen, höhere Ziele zu erreichen haben, als Frankreich oder England, oder welche Nationalität sonst. Das Princip der Humanität steht unbestritten höher als das der Nationalität, das des Rechtes und der Wahrheit ist unzertrennlich mit dem ersteren, nicht aber mit dem letzteren verbunden, während jede Nation wie jedes Individuum nur auf jenes Recht Anspruch machen kann, das es auch anderen zu ertheilen bereit ist.

Im Anfange der neueren Geschichte waren nun die Nationalitäten so ziemlich in Staaten aufgegangen, während im Anfange unserer modernen, der mittelalterlichen Geschichte, die Nationen Reiche begründet hatten, die einzelnen Staaten aber entweder sich Staatensystemen oder doch einer allen christlichen Staaten gemeinsamen Idee unterordneten. England, Irland, Schottland bildeten allmählig trotz der ungeheuren nationalen Verschiedenheit Einen Staat. Durch die Verbindung der Länder der aragonischen Krone mit denen der castilianischen gab es erst eine spanische Monarchie. Es gab eine französische Monarchie, welche die Bretagne und die Provence, das alte Aquitanien und die achtfränkischen Eroberungen (Neustrien, Burgund), die Völker der langue d'oc und der langue d'oïl umfaßte. So verschieden auch diese Völker waren, zu denen sich die Flammänder, Lothringer, Elsasser gesellten, so erlangten sie durch die Verbindung unter Einer Krone, durch gemeinsame Kriege und Schlachten, Glück und Unglück, wie durch die Literatur ein Nationalgefühl, das man eigentlich Staatsgefühl nennen sollte, aber eine Zusammengehörigkeit durch gleiche Erlebnisse erzeugte.

Die englische Nationalität ward so fertig, wie die dänische, schwedische und moskovitische, und damit so zum Abschluß dieser Staaten nichts fehle, trat auch jene ungeheure geistige Umwandlung der Dinge hervor, von welcher oben die Rede war und die so viele Kirchen schuf, als Nationalstaaten und so viele kirchliche Oberhäupter als Staatsoberhäupter. Dadurch ging in einem großen Theile von Europa die Kirche in dem Staate auf und entstand jene Gleichheit der Staaten und Staatsverfassungen, welche das XVI. und ein großer Theil des XVII. Jahrhunderts nachweisen. Da aber das Resultat der größten politischen und kirchlichen



Kämpfe in dem XVIII. Jahrhunderte — beinahe mit alleiniger Ausnahme von England — nur der umfassendste Despotismus war, in welchem, obwohl von entgegengesetzten Seiten ausgehend protestantische und katholische Staaten zusammengekommen waren, so ist es begreiflich, daß die eigentliche nationale Bewegung im ältern Sinne des Wortes wie jede andere, vom Staate nicht erlaubte oder geradezu anbefohlene, in dieser Zeit erlosch und fortwährend nur mehr in der Bedeutung von Staat — abgesehen höchstens von der Bewegung in der Literatur — hervortrat. Ja noch mehr. Gerade die wenigen Länder, in welchen sich das nationale Princip am reinsten im Volke erhalten hatte, galten im XVIII. Jahrhunderte, in wie ferne in diesem überhaupt noch von Nationen und nicht von Cabineten die Rede war, am wenigsten, wie Polen, das vernichtet wurde, wie Deutschland, das seinen Bestand, seine Verfassung, seine tausendjährige Existenz verlor; wie Italien, das ohne staatlich vereinigt zu sein mit ungeheurer geistiger Anstrengung im Laufe von fünf Jahrhunderten die Einheit der Literatur, der Sprache, des Nationalgeföhles und der Religion theils errungen, theils bewahrt hatte, ohne es jedoch wahrhaft zu Einer italienischen Nation gebracht zu haben.

Wie aber im Anfange des Mittelalters Mitteleuropa sich zweifach theilte, Frankreich und Deutschland, und nach zwei Richtungen hin sich das Leben im Centrum entwickelte, so hatte sich Mitteleuropa gerade in dem Augenblicke, als Staaten und Nationalitäten sich zu identificiren schienen, dreifach getheilt. Zu Frankreich, welches zuerst Staat war, ehe es Eine Nation in sich schloß, gefellte sich das deutsche Reich, welches vor allem Nation, aber nicht Ein Staat war noch wurde; und endlich als neuestes Gebilde Oesterreich, welches aus verschiedenen Nationen und verschiedenen Staaten bestand, und wo sich erst zeigen mußte, ob der Proceß wie in Frankreich zu Einem Nationalstaate, ob er wie in Deutschland zu einem Kaiserthum verschiedener Staaten führen werde; ob die Nationen sich erhalten, aber ihre staatlichen Existenzen in einem Gesamtstaate aufgehen würden.

Wie sich aber auch nun die Frage über das gegenseitige Verhältniß dieser drei Theile Mitteleuropas noch entscheiden wird, so viel ist klar, daß so wenig als im Mittelalter auch in der neueren Zeit irgend ein Volk, irgend ein Staat willkürlich sich Zwecke geben, seine welthistorische Aufgabe verrücken kann, sondern jeder wahre Organismus entweder auf der ihm angewiesenen Bahn vorwärts schreiten oder untergehen muß; zweitens daß, so wenig sich Frankreich entwickelte wie Deutschland, so wenig die Aufgabe Deutschlands sein kann, sich nach französischem Muster seine Zukunft zu bilden; endlich es eine ebenso große Thorheit wäre von Oesterreich zu verlangen, daß es sich entwickle wie die Schweiz, wie Frankreich oder Deutschland. Kein Staat kann den inneren und historischen Grund seines Bestandes aufgeben, ohne sich selbst aufzugeben. Man kann nicht von der Eiche verlangen wie eine Ceder zu wachsen noch von dieser wie eine Palme sich zu gestalten. Die ungeschickteste Lösung einer politischen Aufgabe ist und bleibt daher stets die Copirung von Einrichtungen und Tendenzen, die, weil sie einem fremden

Boden entstammten und möglicher Weise auf diesem gedeihen, unter entgegengesetzten Verhältnissen alles andere als Gedeihen schaffen können und schaffen werden. Endlich beruht das Europa eigenthümliche Leben nicht in der Einerleiheit der Gebilde, wie das in Amerika der Fall ist, wo Alles und Alles dahinstrebt, Einen Typus, aber auch nur diesen zu gewinnen, sondern vielmehr in der größten Vielseitigkeit und Mannigfaltigkeit der Entwicklung. Auf dem engen aber vielfältig ausgezackten, ein- und ausgeschnittenen Europa ist von Natur aus Raum für die größte und freieste Entwicklung der mannigfaltigsten Gegensätze und sobald diese etwa durch das Übergewicht einer alles erdrückenden Macht in Einerleiheit verkehrt würde, wäre auch der Tag gekommen, an welchem Europa seine Vorrang verlieren, aber auch die Welt aufhören würde, für edle Naturen noch einen Reiz zu besitzen. Nun hat die neuere Zeit in Europa selbst den natürlichen Schwerpunkt verrückt und aus dem Centrum in die Peripherie geschoben. Das wahre Leben Europa's liegt aber von Alters her in der Mitte des Erdtheiles, wo die dichteste Bevölkerung, die eigentlichen Culturländer sind. Da hat erst Frankreich den Anlauf genommen, einseitig die Geschichte Europas zu regeln, während nun Alles darauf ankommen dürfte, daß, nachdem Frankreich in der ihm eigenthümlichen Entwicklung vorausgegangen ist und darin eine Höhe erreichte, die wohl als der äußerste Punkt dieser seiner Entwicklung angenommen werden kann, Deutschland, welches bisher darin zurückgeblieben war, das Versäumte nachhole und mit aller verfügbaren Kraft nach der ihm gegebenen Natur zur Einheit der Nationalität und einer Mehrheit staatlicher Bildung die Einheit der That und der Kraft nach Außen gewinne. Hat es in der Vielheit sein Extrem längst erreicht, so daß seit langer Zeit ein Rückschritt zu größerer Einheit für dasselbe der eigentliche Fortschritt ward, so widerstreiten der Imperialismus Frankreichs, die Zerstörung des Stammes- und Einzelnebens, die Hyperconcentration des französischen Staates, das Übergewicht einer einzigen Stadt über die verschiedensten Länder dem Genius Deutschlands diametral.

Ebenso ist aber auch die Aufgabe Oesterreichs eine gegebene. Es konnte nicht wie Frankreich, achthundert Jahre lang ohne Unterbrechung an fortwährender Unification arbeiten und aus einer buntgewürfelten Masse endlich Eine Nationalität und Einen Staat schaffen. Es besitzt ebenso wenig das Glück, daß wie in Deutschland aus verschiedenen Stämmen und Staaten Eine Nation sich im Laufe der Jahrhunderte erhalten hat. Es hat nicht wie dieses den unermesslichen Vortheil nationaler Einheit, welche in Frankreich erst geschaffen werden mußte, in Deutschland von Anbeginn vorhanden war. Oesterreich beruht weder auf derselben Grundlage wie Frankreich noch auf der wie Deutschland. Die Natur der Dinge weist ihm daher eine andere Entwicklung wie eine andere Zukunft an. Wie man sich aber vom Standpunkte der Geschichte für Deutschland nichts Verderblicheres denken könnte, als Einformigkeit und Einerleiheit, wie sie einst von Ludwig XIV zum Princip erhoben und gleichmäßig von absolutistischen und constitutionellen Kö-

nigen Frankreichs, von der Revolution und dem Kaiserthume festgehalten wurde, so könnte man sich für Oesterreich nichts Verderbliches denken als einen Mangel an Harmonie zwischen einem kraftvollen Centrum und einer lebensvollen Peripherie. Wer daher die Personalunion, wer den Föderalismus will, ist und bleibt Oesterreichs Feind; Personalunion, darüber möge man sich keine Illusion machen, ist der Anfang vom Ende, der schlecht verdeckte Übergang zur Auflösung, die man anstrebt, aber zur Zeit nicht offen eingestehen will. Oesterreichs Aufgabe ist daher gewiß nicht die Hypercentralisation des alternden Frankreichs, noch die Getheltheit des politisch zurückgebliebenen Deutschlands; am allerwenigsten kann es auch an beliebige Zustände einer früheren Epoche anknüpfen, die, so oft sie eintraten, stets den Bestand des Ganzen in Frage stellten. Seine Aufgabe ist ebensowenig eine gegenationale als eine bloß nationale, wohl aber die Versöhnung der nationalen Elemente d. h. nationaler Verschiedenheit mit dem allen gemeinsamen Bedürfnisse eines kraftvollen Gesamtstaates. Das kann aber nur in dem Maße geschehen, als die einzelnen Nationen sich überzeugen, daß ihr Leben als Separatstaaten hinter ihnen in reicher Abgeschlossenheit liege, vor ihnen aber das Leben im Gesamtstaate. Nur darin wurzelt für sie eine Zukunft, die ihnen ihre Nationalität verbürgt. Die Zeit der kleinen Nationalstaaten ist vorüber; sie haben im Laufe der Geschichte das Ihrige gethan. Ihre Uhr ist längst abgelaufen.

## Skizzen aus dem Böhmerwalde.

### I.

#### Wallern und die „Wallingern“.

Der Böhmerwald mit seinen langgestreckten wellenförmigen Bergrücken, seinen abgerundeten größtentheils bis zum Gipfel bewaldeten Kuppen, deren keine sich eines ewigen Schnees rühmen kann, und seinen weitgeöffneten, die wilde Romantik, und groteske Scenerie anderer Gebirge entbehrenden Thälern, ist lange Zeit das Aschenbrödl unter den böhmischen Gebirgen gewesen, und mit Ausnahme einiger weniger Punkte, war sein Inneres selbst seinen nächstem Nachbarn eine wahre terra incognita. — Erst Joseph R ank hat der Welt den Böhmerwald so zu sagen entdeckt und seit das Werk der H. Wenzig und Krejci erschienen, mehrt sich jährlich die Zahl der Besucher, von denen gewiß Niemand den Wald unbefriedigt verlassen und ohne manche freundliche Erinnerung in seine Heimat zurückkehren wird. Zwar hat die Neuzeit in ihrer realistischen Tendenz sich bestrebend, den Holzreichthum der ausgedehnten Wälder zu verwerthen, der Schönheit des Böhmerwaldes nicht geringen Eintrag gethan; — dort, wo früher auf unwegsamen Pfaden durch unburdhringliches Dickicht verwegene Schwärzer- oder Wildschützen-Banden einherzogen, nicht selten blutige Kämpfe ausfechtend mit den Grenzausssehern und

dem Forstpersonale, sind jetzt gebahnte Straßen durch den gelichteten Wald geführt. — Die tiefe Waldeinsamkeit, sonst nur gestört durch den Sturz irgend eines vor Alter zusammenbrechenden riesigen Stammes, der seine schwächeren Nachbarn in seinen Fall verwickelnd, weithin schallend zu Boden sank, oder durch das schnell ersterbende Getöse der flüchtig dahineilenden Jagd, ertönt jetzt von den Schlägen der nimmer rastenden Art, der die Waldesriesen zum Opfer fallen, die sonst nur dem Alter oder der Wucht des Sturmes erlagen, und dort wo sie fielen vermordeten, während auf ihren Reichthümern schwellendes Moos, Farrenkräuter und junge Waldschößlinge die alten Stämme üppig überwuchernd emporwuchsen an Geibel's Worte erinnernd:

„wie eine Leiche — — — — —“

„der man den Sarg mit Blumen schön umwunden.“

Die braunen, klaren Bergwässer in tiefen Waldesschatten über wild durch einandergeworfene Felsblöcke und halb vermoderte, von Sonne und Wasser gebleichte Baumstämme dahin brausend, sind jetzt der Holzschwemme wegen geräumt, und verrichten gebändigt im Dienste des Menschen Sklavenarbeit, zahlreiche Sägemühlen treibend, welche die mächtigen Stämme, den Stolz des Waldes verwandeln in gering geachtete Siebreifen, oder kostbares Resonanzholz. — Überall weicht der Wald zurück, Felder entstehen an der Stelle, wo vor kurzem der Sturm durch die Wipfel hundertjähriger Bäume brauste, und jährlich verkünden von Wind und Wetter gebleichte angebrannte Baumstrünke, daß wieder ein Stück duftiger Waldeinsamkeit, der unerbittlichen Art zum Opfer gefallen. — Trotz alle dem birgt der Wald noch viele Schätze in seinem Schooße; — dichte, den Sonnenstrahlen undurchdringliche Wälder, steile, himmelanstrebende Felswände und geheimnißvolle Seen; hohe Bergkuppen eröffnen reizende Fernsichten sowohl nach Böhmen, als nach Baiern, die letzteren im Süden begrenzt von den mit ewigem Schnee bedeckten, oberösterreichischen, salzburger, tiroler und bairischen Alpen.

Ein kerniger, in manchen Beziehungen höchst eigenthümlicher Menschenschlag bewohnt die grünen Thäler, selbst zu Höhen ansteigend, wo jeder Getreidebau aufhört, und manchen eigenthümlichen Industriezweig betreibend, wie z. B. in Außergesfeld die massenhafte Erzeugung der auf allen Jahrmärkten vorkommenden, auf Glas gemalten Heiligenbilder, die sich zwar nicht durch Wichtigkeit der Zeichnung, dafür aber um so mehr durch ein auf den Geschmack des Landsvolkes berechnetes schreiend buntes Colorit auszeichnen.

Aus dem Reichthum von Bildern, den „Land und Leute“ des Böhmerwaldes bieten, dem Leser einige Skizzen vorzuführen, ist der Zweck dieser Zeilen.

Wer in Wodnian die Arerarialstraße verlassend, westwärts den blauen Bergen entgegen wandert, betritt nach einem beiläufig vierstündigen Wege das von einer reichen Handelsstadt zu einem stillen Gebirgstädtchen herabgesunkene Prachatiz, und mit ihm die Grenze des deutschen Sprachgebietes. Von Norden und Osten dringen czechische Dörfer fast bis zu den Thoren der Stadt vor, während südlich und

westlich deutsche Ansiedlungen in ununterbrochener Reihe sich ausdehnen. Man könnte fast behaupten, daß die Sprachgrenze durch den Ort Prachatiz hindurchgehe, denn was von czechischen Elemente — natürlich mit Ausschluß von Beamten und Lehrern — sich in Prachatiz befindet, ist beinahe ausschließlich auf der sogenannten untern oder böhmischen gegen Osten gelegenen Vorstadt feßhaft, während auf der oberen westlichen gelegenen Vorstadt es wohl wenige oder gar keine Czechen geben dürfte. — Der Unterschied zwischen beiden Vorstädten prägt sich wohl am deutlichsten in dem Umstande aus, daß jede Vorstadt ihre eigene Statue des hl. Johann von Nepomuk besitzt, und daß bei demselben auf der obern Vorstadt ausschließlich deutsch, auf der untern aber ausschließlich böhmisch gebetet und gesungen wird. — Bei der Nähe so vieler czechischer Ortschaften, ist es nun erklärlich, daß die meisten Einwohner Prachatiz's beider Landessprachen mehr oder minder mächtig sind, obwohl die deutsche Sprache die eigentliche Muttersprache ist, und sie sich des czechischen Idioms nur im Verkehr mit ihren czechischen Nachbarn bedienen. Dieser unterbrochene Verkehr mag übrigens auch Ursache sein, daß sich in den prachatizer Dialekt mehrere absonderliche Bohemismen eingeschlichen haben. z. B. „Kapsen“ von kapsa die Tasche, „Kaschen“ von kašna der Röhrkasten, „Wino-paln“ von vinopalna die Brantweimbrennerei u. s. w. —

Wir behalten uns vor, vielleicht ein andermal uns diese uralte in vieler Beziehung interessante Stadt näher zu besehen, und schlagen den Weg in's hohe Gebirge ein.

Sobald man dem Straßenzuge nach Böhmischröhren und Bischofsreut folgend, den nordöstlichen Abhang des 3446 Fuß sich über die Meereshöhe erhebenden Libin bei dem Dorfe Pfefferschlag ersteigt, ändert sich die landschaftliche Szenerie, wie mit einem Zauberschlage. Unten im czechischen Hügelland, das man vor kaum zwei Stunden verlassen, die Dörfer größtentheils aus dicht aneinander liegenden Steinhäusern bestehend, der Wald auf die höchsten Bergkluppen zurückgedrängt, Getreidefelder den bei weitem größten Theil der kultivirten Bodenfläche einnehmend, und über den Wiesengrund vorherrschend; — oben im Gebirge die Dörfer, größtentheils — wenigstens in der Gegend von Prachatiz — auf „Schlag“ endigend,<sup>1)</sup> zumeist aus Holzhäusern bestehend, in Schluchten und auf Abhängen zerstreut, aus Busch und Wald hervorblickend, Wald und Wiese, Haide und Moor weit ausgedehnter, als die kultivirte Ackerfläche, obwohl in den letzten Jahrzehnten, durch das gesteigerte Bedürfniß der zunehmenden Bevölkerung, und den immer größeren Holzbedarf angetrieben, der Fleiß der Gebirgsbewohner, die sich nicht scheuen, unzugängliche Stellen mit der Haxe zu bearbeiten, und die Ernte auf ihrem Rücken heimzutragen, manchen fruchtbaren Acker der Wildniß abgerungen hat.

Einer der interessantesten Punkte in dieser Gegend des Gebirges ist unstreitig der Markt Wallern, sowohl was Land, als was Leute betrifft.

1) Z. B. Albrechtsschlag, Christesschlag, Pfefferschlag, Oberschlag, Müllerschlag, Wolletschlag, Schneiderschlag, Schlag, Schweinetschlag, Perletschlag, Zoumettschlag, Schreinettschlag.

Wallern liegt in einem ziemlich großen, nur gegen Osten etwas geöffneten, sonst rings von Bergen umgebenen Thale, 2327 Fuß über der Meeresfläche. Unter den Bergen gehören der Dreifesselberg, der Kubani mit seinen Abtheilungen Basum und Langenruck, dann der Schreiner zu den höchsten Bergen des Waldes, daher leidet der Ort unter den Nachtheilen eines besonders rauhen Klimas, welches durch die häufig selbst im Hochsommer eintretenden Nachfröste dem Getreidbau äußerst nachtheilig ist, und ihn für die Wallerer, oder wie sie sich nennen „Wallinger“ zu einer sehr schwierigen Arbeit macht. Trotzdem erzeugt sich jeder Wallinger seinen Bedarf an Gerste und Haber, größtentheils auch an Korn auf möglichst frostfreien Feldern selbst. Weizen und Hülsenfrüchte werden höchstens versuchsweise gebaut. Klima und Boden weisen die Wallinger auf Viehzucht, mithin auf Wiesenkultur an, und wirklich überraschend fremdartig, doch nicht ohne Anmuth ist der Anblick, der sich dem Wanderer darbietet, sobald er auf der Anhöhe hinter der über die Flanz führende, sogenannten „Bierbrücke“ angelangt, zum erstenmale das wallerer Thal einer Hochebene gleich erblickt, die sich — beinahe durchgehends eine weite zusammenhängende Wiesenfläche — bis zum Saum der sie umschließenden Wälder erstreckt, die Grenzen der einzelnen Abtheilungen, durch Bäume und Buschwerk bezeichnet, und mit zahlreichen Stadeln <sup>1)</sup> förmlich übersäet.

Die Bauart Wallerns ist oder vielmehr war vor dem letzten großen Brande im Sommer des vorigen Jahres einzig in ihrer Art; denn wenn gleich im ganzen Gebirgen in den Ortschaften Häuser von ähnlicher Bauart wie in Wallern vorkommen, so sind sie doch nur vereinzelt, während in letzterem mit wenigen Ausnahmen derselbe Baustyl vorherrschte. Niedrige, ebenerdige, dicht aneinander gedrängte, hölzere Häuser, mit hölzernen durch das vorspringende Dach gedeckten Balkonen und geschnitzten verwitterten Giebeln, von denen selbst der Scharfblick des Ethnographen Dr. Alexander Pez nicht enträthseln konnte, ob sie Roß-, Raben- oder Schwanenköpfe vorstellen, und mit flachen Dächern, welche lediglich mit kurzen, breiten, astlosen Brettern belegt und zum Schutze gegen die heftigen Stürme, mit schweren Steinen — im Volksmunde „wallerer Schindelnägeln mit großen Köpfen“ genannt — belastet waren, machten auf den Besucher einen eigenthümlichen fremdartigen Eindruck, und wer zum erstenmale des Abends den Markt betrat, wo die engen Gassen, von den heimkehrenden zahlreichen Viehherden — dem Stolze Wallerns — mit Glockenklang erfüllt werden, und ringsum der in der ganzen Umgegend berühmte Gesang der heimziehenden „Buben“ und „Menscher“ ertönte, hätte in dieser Umgebung wohl leicht darauf vergessen können, daß er sich in Böhmen befinde.

Die Bewohner Wallerns sind ein schöner, kräftiger Menschenschlag, was namentlich von dem unverheirateten Theile des schönen Geschlechtes gilt, wo hingegen der verheirathete Theil sehr schnell verblüht und altert. Tracht, Sprache und Sitte unterscheiden die Wallinger in manchem von den Einwohnern der Umgebung, und geben Stoff genug, ihren Ursprung zu erörtern.

1) Hölzerner Schuppen zur Aufbewahrung des Heues. D. N.

Dr. Alexander Becz äußerte, als er vor mehreren Jahren den Böhmerwald bereisete und dabei auch Brachatz berührte gesprächsweise die Vermuthung, daß die „Wallinger“ keltischen Ursprungs sein dürften; — wir wissen nicht ob dieß nur eine leicht hingeworfene Muthmaßung, oder aber seine wirklich begründete Ansicht war; — so viel ist aber sicher, daß die „Wallinger“ von einer keltischen Abstammung keine Idee haben. Andere halten sie für Nachkömmlinge einer aus dem Pinzgau, oder nach einer anderen Version aus der Schweiz eingewanderten Kolonie; der wallerer Baustyl, so wie die besondere Vorliebe und das Geschick für eine rationell betriebene Viehzucht, zu deren Föbung edle Rindviehracen mit schweren Kosten herbeigeschafft werden, sollen für die Richtigkeit dieser Ansicht sprechen. Noch Andere halten die Wallinger für einen Rest jener deutschen Ureinwohner Böhmens, welche bei der Einwanderung der Tschechen entweder in ihrem abgelegenen Gebirgswinkel unangefochten blieben, oder dahin zurückgedrängt wurden.

Eine spezifische Eigenthümlichkeit der „Wallinger“ ist die strenge Abgeschlossenheit in der sie sich von den Einwohnern der nachbarlichen Ortschaften entfernt hielten, daher sie der Böhmerwald-Novellist, Joseph Meßner, die „Chinesen des Böhmerwaldes“ nannte, ein Titel, den sie ihm (beiläufig gesagt) sehr übel nahmen. Lange Zeit wurde mit Strenge darauf gesehen, daß das wallerer Blut rein und unvermischt erhalten werde, kein wallinger „Bursch“ oder „Mensch“ heiratete in die „Fremde“, eben so wenig kam jemand aus der Fremde durch Heirat in einer wallerer Familie; selten machte sich ein Wallinger in der Fremde anständig, und wenn ihn Verhältnisse dazu zwangen, so kehrte er frei geworden gewiß wieder nach Wallern zurück, ebenso wurde kein „fremder“ Ansiedler, sei sein Geburtsort auch nur eine Stunde von Wallern entfernt, daselbst gerne gesehen.

Die Ursache dieser Eigenthümlichkeit lag jedoch ziemlich nahe. Die Wallinger waren in früherer Zeit sowie die Einwohner der Nachbarorte ihrer Grundobrigkeit leibeigen ergeben. Sie kauften sich aber schon 1503 laut Freibriefes des Herrn Peter von Rosenberg am Montage des heiligen Briceus, von der Leibeigenschaft los und der Markt Wallern wurde mit den Stadtrechten begabt, während die Bewohner der umliegenden Ortschaften leibeigen blieben bis durch das Patent vom 1. November 1771 §. 1. die Leibeigenschaft aufgehoben und statt ihrer die sogenannte gemäßigte Unterthänigkeit (im Gegensatze zur Schutzunterthänigkeit) eingeführt wurde. Die freiheitliebenden und auf ihre Freiheit stolzen Wallinger konnten sich nun damals nicht entschließen, sich in den leibeigenen und späterhin streng unterthänig verbliebenen Ortschaften anzusiedeln oder ihre Kinder dahin ziehen zu lassen, weil sie dadurch selbst leibeigen oder streng unterthänig geworden wären.

Wenn aber seit dem Jahre 1775 in den Gemeindeverband von Wallern wenig Fremde aufgenommen wurden, so geschah dieß deshalb, weil mit der Gemeinde-Angehörigkeit und dem Bürgerrechte von Wallern der Genuß des Weidrechtes auf den ausgedehnten Weiden und der Bezug eines Bürgerholzes von 18

Klastern für ein Jahr verbunden war; Vorrechte, welche man Fremden nicht gern zukommen ließ. Ob wohl Mesner von diesen Ursachen der Abgeschlossenheit der Wallinger Kenntniß hatte?

Die Wallinger beschäftigen, sich abgesehen von der Landwirthschaft und der Viehzucht, hauptsächlich mit Leinwand- und Viehhandel. Nicht nur diese Händler, sondern auch die Gewerbsleute überhaupt lieben es, — namentlich in Deutsch-österreich — weit und breit herumzuziehen, kehren aber immer wieder, dem allgemeinen Zuge der Gebirgsbewohner folgend, in ihre rauhe Heimat zurück. Eines besondern Rufes in der ganzen Umgegend erfreuen sich die wallerer Bäcker, und zwar hauptsächlich des sogenannten „Flekes“ wegen, eines Käsekuchens von besonderer Größe und Güte.

Von den zwei „verbotenen“ Beschäftigungen, welche in dem waldigen Grenzgebirge, viele leidenschaftliche Anhänger zählen, d. i. dem Schwärzen und Wildern hat die erstere in Wallern nie Anklang gefunden, um so mehr aber die letztere.

Die wallerer Wildschützen, unter denen viele die Wildddieberei nicht des Gewinnes wegen, sondern aus reiner Jagdlust betrieben, waren ihrer Kühnheit, ihres scharfen Auges und ihrer sichern Hand wegen weit und breit gekannt und gefürchtet, und streiften in meilenweit entlegene Reviere, ja sogar bis nach Baiern hinüber, und zwar gewöhnlich in größerer Zahl. Die in neuester Zeit verschärfte Controlle des Waffenbesitzes, und die wiederholt vorgenommenen „Entwaffnungen“ Wallerns, haben jedoch den Genuß des edlen Weidwerks sehr erschwert.

Noch sei hier einer seit vielen Jahren aufgelassenen Beschäftigung Erwähnung gethan, welche zur Zeit ihrer Blüthe viele Hände in Bewegung gesetzt haben soll, nämlich der auf den nahe bei Wallern gelegenen Stögerhütte betriebenen Erzeugung kleiner, runder, farbiger Spiegel, welche als Tauschmittel beim Sklavenhandel eine bedeutende Rolle gespielt haben sollen. Zur Zeit als England die Sklaverei abschaffte waren auch die Besitzer der Spiegelglashütte im Mannsstamme ausgestorben und dieser Industriezweig war von da an nicht mehr vorhanden.

Es ist eine, wahrscheinlich nicht nur im Böhmerwalde häufig vorkommende Erscheinung, daß namentlich in Dörfern, welche von Straßenzügen und Verkehrslienien abseits liegen, sich im Laufe der Zeit ein zweifacher Dialekt ausgebildet hat; der eine, wenn man so sagen darf, für den Hausgebrauch bestimmte, wird im häuslichen Verkehr allgemein, und von den Weibern gewöhnlich auch im Verkehr mit Fremden angewendet, während die Männer in der „Fremde oder beim Amte in der Stadt sich einer verständlicheren Sprache befleißigen. Die walleren „Hausprache“ ist durch die zahlreichen wallerer Localismen, die singende Sprechweise, das ungebürliche dehnen der Vocale, und das massenhafte Verschlucken der Mitlaute, endlich die vielen ungewöhnlichen auf ai oder al endenden Verkleinerungsworte,<sup>1)</sup> vollends geeignet, den Fremden in Verzweiflung zu bringen, der

1) B. B. Dirnai ein kleines Mädchen, Lenai Lenchen, Fadaí ein kleines Schwein, so auch: Dirnal, Lenal u. s. w. D. B.



wie er nur der Schriftsprache mächtig ist, ein Deutscher mitten unter Deutschen sich weder verständlich machen, noch auch die Gegenreden verstehen kann, wenn sein Gegentheil zufälligerweise nur die „Hausprache“ zu sprechen versteht. — Wir widerstehen der nahe liegenden Versuchung, Proben des wallerer Dialektes hieherzusetzen, denn die charakteristische Betonung, und den unbestimmten Laut der Vocale namentlich des a, die Zusammenziehung der Mitlaute, und die vielen dem französischen ähnelnden Nasenlaute kann man schwer getreu auf dem Papiere wieder geben, und die sorgfältigste Nachbildung durch Buchstaben und Sylben kann dem Leser, der den Dialekt nicht aus eigener Anhörung kennt, eben so wenig einen richtigen Begriff davon geben, als — es sei uns dieser Vergleich erlaubt — die Nachbildung des Nachtigallen- und Finkenschlages durch Sylben und Worte, von dem Naturlaut der gesiederten Sänger. — Es dürfte für einen Sprachforscher von Fach eine dankbare Aufgabe sein, in Wallern selbst eine Sammlung der sonst ungewöhnlichen, nur dort gangbaren Ausdrücke anzulegen; vielleicht könnte dadurch, so wie durch allenfalls noch vorhandene Sagen und Gebräuche, ein Licht auf die Abstammung der Wallerer geworfen werden.

Der sowohl im Gebirge, als auch im Flachland häufig vorkommende Gebrauch, daß jeder Ortsinwohner, oder wenigstens jeder Grund- und Hausbesitzer, außer seinem gewöhnlichen Zunamen, noch einen zweiten, gewöhnlich jenen der Familie, von der sein Besitz herstammt, führt, ist in Wallern sehr ausgebildet, und auf die höchste Spitze getrieben. — Am häufigsten kommt es vor, daß der Spitzname, durch die Verbindung des Taufnamens des zu Benennenden, mit jenem seines Vaters gebildet wird. So z. B. passirte der frühere Bürgermeister von Wallern, einer der wohlhabendsten Bürger, und ein gebildeter vielgereis'ter Mann Wenzel Pinsker, unter dem Namen „Cenz Wenz“ d. i. des Vinzenz Wenzel; der Gastwirth Leonhard Praxl unter dem Namen „Dominik Venal“, des Dominik Leonhard, der Bürger Mathias Merwald als Matz<sup>1)</sup> Adam Hiesai.“ Der wallerer Wit, allezeit schlagfertig, bemächtigt sich jeder Gelegenheit, um jedem einen Spitznamen anzuhängen, und je mehr sich der Betroffene dagegen sträubt, desto fester klebt ihm der octroyirte Name an. So z. B. erhielt ein Bürger von der Form seiner Kopfbedeckung den Beinamen „Gupfshauben“ u. s. w. Es gibt fabelhaft klingende Spitznamen in Wallern, deren Entstehungsart vielleicht gar nicht nachzuweisen wäre, und wo vielleicht die so benannten Personen gar nicht mehr leben, z. B. Himmel-lüegai Lenai, Puzifagai, Pum Pam Patschn u. s. w. Thatsache ist's, daß man sonst und vielleicht selbst noch jetzt Jemand viel sicherer nach dem Spitznamen, als nach dem wahren Namen erfragte und jener der vom Stögbauer, Schilhanzl oder Joseph Bus u. s. w. nichts zu wissen vorgab, wußte sehr gut Bescheid, wenn man ihm nach dem alten „Spigai“ dem „Pius Czech“ oder dem Ped'ru Sepp“ frug. Es soll sogar in früheren Zeiten Leute gegeben haben, welche nur ihren Beinamen, nicht aber ihren eigentlichen Zunamen wußten. — Diesen

1) Mathias.

örtlichen Beinamen wurde sogar wie erzählt wird, in neuerer Zeit eine offizielle Anerkennung zu Theil, indem — wenn wir nicht irren — die Grundentlastungs-Commission genöthigt war, um bei der großen Parcellirung der Grundstücke, den vielen gleichen oder wenigstens ähnlichen Flurnamen und der großen Verbreitung der Namen „Stögbauer, Diebl, Praxl, Pinsker, Schilhanzl u. s. w. im Orte, unentwärtbare Verwechslungen zu vermeiden, zu dem wahren Namen des Grundbesizers, noch als besonderes Kennzeichen dessen Spitznamen hinzu zusetzen.

Ein übrigens nicht nur den Wallerern, sondern den deutschen Gebirgsbewohnern überhaupt eigenthümlicher Zug ist das fast kindlich naive Zutrauen, mit dem sie sich von Hause oft auf längere Zeit entfernen, und all' ihr Hab' und Gut zurücklassen, ohne es zu versperren, oder sonst zu verwahren und zu ihrer Ehre sei's gesagt, dieß Vertrauen wird äußerst selten getäuscht, und wenn ja ein Diebstahl verübt wird, so hat ihn gewiß in neun Fällen unter zehn irgend ein fremder Landstreicher gethan, den der Zufall diese Straße daherführte; der deutsche Gebirgsbewohner liegt nur was Wild und Holz betrifft im Streit mit dem Gesetze, denn er betrachtet das Wild, das seinen Wiesen und ohnehin geringen Feldern schadet als einen vogelfreien Feind, und das Holz, das ringsum in den Waldungen noch immer massenweise auf dem Stock verfault, als ein werthloses, freistehendes Gut.

Gemeinsam mit den übrigen deutschen Gebirgsbewohnern haben die Wallerer auch die Neigung zu Excessen. Bei den Tanzmusiken, Kirchweihfesten u. s. w. der Bergbewohner bricht eine gewisse wilde, ungezügelte Lust durch, beim geringsten Anlaß wird „g'raßt“, und eine Prügelei, bei der Bank- und Stuhlfüße als Waffen dienen, der Ofen zertrümmert, Gläser und Fenster zerschlagen werden, wird etwas euphemistisch als ein „kloaner Gespoß“ bezeichnet. — Leider versteigt sich der Streit manchmal bis zum Kampf mit dem Messer und manche Tanzmusik endet mit einer schweren Verwundung, oder gar mit einem Todtschlag.

Zum Schluß sei noch einer Eigenthümlichkeit der Wallerer erwähnt, nämlich der ungewöhnlichen Taufnamen, die oft etwas sonderbar mit der Persönlichkeit ihrer Träger kontrastiren: Scholastika, Bibiana, Euphrosine, Hermenegild, Cäcilie, Agnes, Emerentia, Severin, Rosmas, Isidora, Peregrinus u. s. w. kommen sehr oft vor, und erregen bei Jedem der den Ursprung dieser sonderbaren Wahl nicht kennt, gerechtes Befremden. Wir setzen die Erklärung dieser Erscheinung her, wie sie uns mitgetheilt wurde. In früherer Zeit soll in Wallern für Knaben der Name „Seppel“ oder „Franzl“, für Mädchen aber der Name „Anna Maria“ oder „Maria Franzl“ (Franziska) besonders beliebt gewesen sein. Einer der dortigen Pfarrer bemühte sich vergebens, diese Gleichförmigkeit der Namen abzustellen und als sein Zureden nichts fruchtete, schritt er zu energischen Maßregeln, und ohne sich bei den Tausen fürderhin darum zu kümmern, welchen Namen die Ältern oder Taufpathen dem Kinde zu geben wünschten, octroyirte er dem Täufling jenen Namen, der auf dessen Geburtstag fiel. — Ob diese Zwangstaufe auch von den Nachfolgern des betreffenden Seelsorgers fortgesetzt wurde, ist uns nicht bekannt.

Wir haben in vorstehenden flüchtigen Umrissen versucht, eine schwache Skizze von Wallern und seinen Bewohnern zu liefern und wünschen von Herzen, daß sie im Stande wäre, jene Theilnahme und jenes Interesse für Wallern und die Wallinger rege zu machen, die sie wegen ihres offenen, biederen Charakters, ihrer vielen kulturhistorisch merkwürdigen Eigenthümlichkeiten und nicht minder des durch den furchtbaren Brand im vorigen Jahre über sie hereingebrochenen Unglücks, im vollsten Maße verdienen.

L—s—r.

## Das Lied von der Schlacht bei Aufig.

Von Dr. Sallwich.

Die Husitenschlacht bei Aufig, auch die Schlacht auf der Bihana genannt, ist Jedem, der die Geschichte meiner Heimatgegend schreiben will, der eigentliche Ausgangspunkt bei seiner Arbeit. Wie ein gewaltiger Hagel die Blüthen und Blätter, die Frucht der Arbeit eines Jahr's verdirbt, so hat diese Schlacht nicht nur den Segen eines Jahr's, sie hat die ganze Vergangenheit der Gegend vernichtet, daß nicht ein Blatt von ihrer Geschichte bis zu jenem Tage dort übrig geblieben ist. Die vorhusitische Geschichte von Aufig, Türmiz, Graupen, Tepliz und weiter wird immer ein Mosaik aus einzelnen weithergeholten kurzen Notizen bleiben. Die Schlacht ist von fast allen gleichzeitigen, einheimischen oder fremden Chronisten geschildert worden; später wurde sie auch besungen. Als am 5. Juli 1745 ein Thürmchen der St. Heinrichskirche auf der Neustadt Prag vom Blitze getroffen wurde, fand man in dem herabgeschleuderten Thurmknopfe mehrere bis zum Jahre 1613 reichende Manuscripte, darunter ein czechisches Lied, gleichfalls in der Schrift des 17. Jahrhunderts, das die Schlacht bei Aufig besingt und 1797 von Jaroslaus Schaller veröffentlicht wurde<sup>1)</sup>; zweihundert schlechte Verse, aber voll inneren Lebens, voll Haß und Begeisterung. Im Jahre 1857 erschien dasselbe zum zweiten Male, in besserer Gestalt<sup>2)</sup>, nachdem es schon zu Schaller's Zeiten von czechischer Seite vielfach benützt und in die Erzählungen jener Schlacht eingeflochten worden war.

Ich habe mir vorgenommen, die historischen Volkslieder der Czechen den Deutschen mundgerecht zu machen und dabei zunächst jene vor Augen gehabt, die eben als historische Quellen schon behandelt worden sind, und unter denen unbedingt obenan das Lied „bitwa před Ústím,“ das Lied „von der Schlacht bei Aufig“ steht. Die folgende Übersetzung ist den beiden genannten Veröffentlichun-

1) „Beschreibung der königlichen Haupt- und Residenzstadt Prag.“ I. B., S. 189—197.

2) „Výbor z literatury české“ II., S. 303—310. — Die zweite Ausgabe unterscheidet sich von der ersten besonders durch eine bessere Schreibung der Eigennamen und eine größtentheils richtigere Interpunction, die Herr K. J. Erben, der Herausgeber, einer ehemals dem Literaturhistoriker Jungmann gehörigen Abschrift eines „älteren Originals“ entnommen hat. — Das im Thurmknopfe der St. Heinrichskirche vorgefundene Ms. des Liedes, von Bibl. Hanla erworben, soll mit dem Nachlaß des Verstorbenen in das böhm. Museum gekommen sein, ist aber bis zur Zeit daselbst nicht producirt; Jungmann's Nachlaß ist bekanntlich nach Petersburg gegangen und so konnte ich leider keines der den beiden Abdrücken vorgelegenen Mss. selbst bei meiner Arbeit zu Rathe ziehen.

gen möglichst wörtlich nachgebildet; möge man einzelne Härten dieser wörtlichen Treue zu Gute halten.

Das Lied beginnt:

Es ziemt sich wohl, die Böhmen zu mahnen  
In kräftigem Lied an den Sieg der Ahnen,  
Da sie gewagt nach Gottes Gebot  
Den Kampf des Glaubens auf Leben und Tod.

Sonntag nach Veit des sechsten Jahr's 5.  
Nach vierzehnhundert und zwanzig war's,  
Da mußten die Deutschen nehmen  
Die Flucht vor den wackeren Böhmen.

Wohl Viele sahen in guter Ruh'  
Von fern dem gewalt'gen Streite zu; 10.  
Sie hätten's gerne gesehen,  
Wie die Böhmen zu Grunde gehen.

Gott sei gedankt! o preiset ihn!  
Er hat uns Hilfe und Ruhm verleh'n,  
Die Deutschen, die Deutschen zu schlagen 15.  
Und aus dem Lande zu jagen. —

Der sächsischen Fürstin mocht's gefallen  
Und ihren Rittern und Räten allen,  
Ein Heer zu sammeln mit starker Hand,  
Das sollte stürmen in's Böhmerland. 20.

Verdunkeln will sie der Böhmen Glanz,  
Die treuen Böhmen vernichten ganz;  
Das Heer ist mordend gekommen  
Und Außig hat es genommen.

Da kömmt nach Prag der schlimme Bericht, 25.  
Doch die Herren und Ritter säumen nicht,  
Fürst Siegmund hebt sich in Mitten  
Der Prager und Laboriten.

Ste eilen gen Baiern in kühner Hast,  
Sie suchen die Feinde sonder Raß, 30.  
Die der Pappst gesendet auf's Neue,  
Zu brechen Frieden und Treue.

Da dachten sie nicht an Brudermord,  
Da sprachen Alle das Eine Wort:  
Das hält den böhmischen Glauben fest, 35.  
Daß Einer den Andern nimmer läßt.

Bei Preblich wohl, am Bihanafeld,  
Da haben die Heere sich aufgestellt,  
Die stattlichen Deutschen in stolzer Pracht,  
Mit dem Löwenmuth der Böhmen Macht. 40.

Da riefen Jene die Reichen an:  
„Wohlauf, ihr Böhmen, nun ist's gethan!  
„Nun müßt ihr Alle geben  
„Den Glauben oder das Leben!

„Steh her, steh her, du armes Gezücht, 45.  
 „Wie bist du mager! Du wehrst dich nicht!  
 „Wir sind so viele — ihr werdt es schon —  
 „Als Körnlein fasset ein Kübel Mohn.“

Da rief's heraus aus der Böhmen Heer:  
 „Den Glauben lassen wir nimmermehr! 50.  
 „Dem Vaterlande erwerben  
 „Wir Schutz auf Leben und Sterben!

„Und sind wir Wenige wohl zur Frist,  
 „Als Körnlein Senf nur ein Löffel mißt —  
 „Der Herr im Himmel mag's lenken, 55.  
 „Ihr sollt doch unser gedenken!

„Das Eine aber sei uns gewährt,  
 „So Euch der Himmel den Sieg beschert:  
 „Den Gefang'nen bindet und mordet nicht!  
 „Das thun wir Euch und uns zur Pflicht.“ 60.

Doch Jene schrie'n: „Des Papstes Gebot  
 „Spricht jeglichem Kezer Schmach und Tod;  
 „Es sterben auf gleiche Weise  
 „So Kinder, Weiber und Greise!“

Und lauter ward's in der Böhmen Reih'n — 65.  
 So soll kein Deutscher gefangen sein!  
 Und auf zum Himmel Alle schau'n  
 In treuem, ehrlichem Gottvertrau'n.

Der Graf von Meißen sah beklommen  
 Die böhmischen Heere zusammenkommen, 70.  
 „Beim ewigen Gott!“ so ruft er aus,  
 „Das laßt uns wehren im harten Strauß!

„Wenn ich die gräulichen Bursche seh'  
 „Mit den Flegeln dort — mir wird so weh.“ —  
 Er spricht's und Alles verstummt sogleich 75.  
 Und greift zur Wehre still und bleich.

Herr Cernohorsky da begann,  
 Der Böhmen trefflicher Feldhauptmann:  
 „Den Herrn zu versöhnen sei bereit,  
 „Wer da kämpfen will den Gottesstreit.“ 80.

Und Freitag war's am frühen Tag,  
 Da der Böhmen Heer auf den Knieen lag,  
 Und nahm des Herren Leib und Blut,  
 Für ihn zu sterben in Glaubensmuth.

Prinz Siegmund stand so herrlich da 85.  
 Und auf zum Himmel mit Thränen sah  
 Und spornie Volk und Edelmann  
 Zu frohem, kräftigem Streite an.

Die Deutschen aber ritten herzu  
 Auf stolzen Rossen und höhnten dazu: 90.  
 „Ihr Hussen, ihr Gänse! wir wollen trau'n  
 „Euch wie die Gänse zusammenhau'n!

- „Und das Mädchen verliert und die Frau alsdann  
 „Den Vater, den Bruder, den lieben Mann,  
 „Verlassen sitzt sie im Kämmerlein 95.  
 „Und die Waisen weinen und schreien drein!“
- Schon stehen die Heere Hauf' an Hauf',  
 Noch einmal beten die Böhmen auf.  
 Da stand am Himmel licht und klar  
 Ein mächtiger Reiter wunderbar. 100.
- Und wüthend stürmen voran die Schlacht  
 Die Taboriten in wilder Macht;  
 Wo sie nahen die herrlichen Böhmen,  
 Da fließt das Blut in Strömen.
- Da rührte — so heißt's — im dicht'sten Schwarm 105.  
 Prinz Siegmund seinen Heldenarm,  
 Den edlen Leib beim ersten Tanz  
 Von Blut und Schweiß übergossen ganz.
- Und seine Polen, die Mährer auch,  
 Die Herren Prager nach gutem Brauch, 110.  
 Die Böhmen alle so eng vereint,  
 Wie schlugen sie mächtig in den Feind.
- Waclaw Krawatsch in Jugendkraft  
 Vor Allen kämpfte gar heldenhaft —  
 Gott wolle ihm Schutz gewähren!  
 Er holte sich Ruhm und Ehren. 115.
- Des Jan Smickich und Cejka Schaaren  
 Und die mit Mican von Kienstein waren,  
 Des Albert von Kamajk tapfere Reih'n,  
 Sie drangen so frisch in die Deutschen ein. 120.
- Herr Wacha von Mican hielt umfaßt  
 Wie ein Löwe die Fahne, die fürstliche Last,  
 Er führte sie hoch in der Feinde Schaar,  
 Bis der Gotteskampf geendigt war.
- Herr Hynek auch, von Waldstein genannt, 125.  
 Der kämpfte da mit Heldenhand;  
 Herr Bawor von Bernstein stand im Streit  
 Und Hynek Krudinä ihm zur Seit'.
- Und Boček Viktorin Kunstak, wißt,  
 Der stritt wahrhaftig als Held zur Frist, 130.  
 Wer ihn gesehen so schlagen,  
 Der wüßte noch mehr zu sagen.
- Herr Burda Trčka Lipnický drauf,  
 Wie rang er mitten in Feindeshauf  
 Und kehrte zurück — verloren schon — 135.  
 Und schwang die Fahne im Siegeston.
- Herr Jaros von Chlum, Jan Urbata,  
 Genel von Wartemberg, Brezowa,  
 Herr Kuneš, wie er so wacker that,  
 Und Markwart und Hanuš Kolowrat! 140.

- Man nennt sie wachsam überall,  
 Und preist sie tapfer im Streite all,  
 Den Skopce, Dohalsky und Benda dann  
 Und Bohdanecky, den wacker'n Mann.
- Jan Horka, der Held mit starker Hand, 145.  
 Und Friedrich, Prinz vom Russenland,  
 Mašt'owsky und Jost von Blankenstein  
 Bei den Dreschern führten die ersten Reih'n. —
- Noch viele waren, von nah und fern,  
 So kühne Ritter und edle Herr'n; 150.  
 Wer nennt sie alle die Streiter —  
 Gott führe sie gnädig weiter!
- Sie haben erstritten kühn und heiß  
 Der Wahrheit Gottes Ruhm und Preis,  
 Und setzten gerne ihr Leben ein, 155.  
 Mit dir im Himmel, o Herr, zu sein.
- Da wehte der Sturm — fort wogte der Kampf —  
 Den Deutschen entgegen Gluth und Dampf,  
 Da flohen sie Alle sonder Ruh  
 Dem Wald und dem nahen Gebirge zu. 160.
- Und die entkamen, die traten hin  
 Zur lieben, edlen Markgräfin  
 Und suchten Böhmen, dem Keyernest,  
 Ach, wie es hält an dem Glauben fest!
- Und vierzehn Grafen mit schwachem Muth 165.  
 Die stiegen von ihren Hengsten gut  
 Und stießen das Schwert in die Erde tief  
 Und Jeder knieend um Gnade rief.
- Sie boten Silber und Gold zu Kauf,  
 Die Böhmen achteten nicht darauf, 170.  
 Und schlugen sie nieder — nach ihrem Bescheid,  
 Und keiner entkam dem harten Streit.
- Fünfszigzweitausend vom Feindesheer  
 Ermordet lagen und wohl noch mehr.  
 Die Knaben nur mit den Helmen dort 175.  
 Entkamen zitternd dem Schreckensort.
- Die Knaben allein ließ man am Leben,  
 Die sollten der Fürstin Kunde geben  
 Und ihrer Freunde großer Macht  
 Von der Schlacht bei Außig, der Gotteschlacht. 180.
- Die Kunde kam zur Markgräfin —  
 Das Heer geschlagen, das Volk dahin!  
 Ach wehe, wehe, das war zu viel!  
 Die Gräfin hin zur Erde fiel;
- Und raufte sich aus ihr lichtbraun Haar, 185.  
 Und schrie und weinte nur immerdar:  
 „Ach wehe, wehe mir armen Magd!  
 „O Gott, dir sei mein Volk geklagt!“

Und wohl noch manch' ein Frauenherz  
Dem Himmel klagte in bitter'm Schmerz 190.  
Wohl um den Bruder und den Gemal,  
Dem jener Kampf das Leben stahl. —

Eine zweite Botschaft mit Bedacht  
Zum Ungerkönig ward gebracht,  
Er sollte helfen; mit trübem Sinn 195.  
Zu Herrn Plawenšký ging er hin:

„Mein liebster Rath, nun denke nach,  
„Daß die Fürsten kommen aus Ihrer Schmach.“ —  
„„Wer da kriegt,““ sprach der, „„im Böhmerland,  
„„Der habe bei Macht und Glück — Verstand. 200.

„„Wohl sieben Jahre stritt ich dort  
„„Und Schaden litt ich immerfort;  
„„Willst du nicht Schaden nehmen,  
„„So reize du nicht die Böhmen.““

Und also jeglicher Christenheld, 205.  
Herr, Ritter und Bürger, in's Wassenfeld!  
Wem der Ahnen Blut in den Adern wallt,  
Der folge dem Glauben gut und alt.

Du aber stehe zur Wahrheit fest,  
Daß dich der Himmel nimmer läßt, 210.  
Er wird dir Gnade geben  
Und Ehre und ewiges Leben.

So weit das Lied.

Ohne Frage, daselbe gestattet uns einen tiefen Blick in das Herz des czechischen Volkes in der Zeit jener großen Bewegung, deren beide Grundgefühle wir kennen: die glühendste Begeisterung für die Lehre des Hus und den tödtlichsten Haß gegen alles Deutsche. Das spricht sich in dem Liede unverholener und darum wahrer als in irgend einer Urkunde oder Chronik dieser Zeiten aus. — Etwas Anderes aber als die Wahrheit des Gefühls ist die historische Treue, die Wahrheit in der Erzählung der Thatfachen. Um uns darüber ein Urtheil bilden zu können, wie weit diese letztere in dem Liede zu finden, müssen wir vergleichen, und erzähle ich mit Hinweglassung alles Nebensächlichen nach den Quellen, soweit mir dieselben zugänglich gewesen, den Hergang der Schlacht bei Aufsig.<sup>1)</sup>

Schon mehrere Wochen lag ein Heer der Husiten vor Aufsig; man nennt den Ritter Jakaubek von Wieszowiz als eigentlichen Belagerer.<sup>2)</sup> Das

1) Ich habe zunächst einzig den „liber augustalis“ des Thomas Ebendorfer de Haselbach vermisst, dessen Publication seit Jahren vergebens erwartet wird. — Der von Pelzel („Nachr. von Siegm. Koribut“ in den Abh. der böhm. Ges. d. Wissensch. Jahrg. 1786, S. 360 fg.) citirte „continuator Brzezinae“ ist wohl Einer der in den „staři letopisové čeští“ veröffentlichten böhmischen Annalisten.

2) Let. čeští str. 67.



Lied nennt den Namen nicht. Die Stadt war bekanntlich an Friedrich Markgrafen von Meissen (seit Kurzem auch Herzog von Sachsen) verpfändet; in seinem Namen führten Dietrich Paß und Caspar Rechenberg das Regiment der Stadt, sie hielten sich gut.<sup>1)</sup> Aber das Heer der Belagerer mehrte sich. Damals war Herzog Friedrich mit den deutschen Fürsten in Nürnberg, wo aber eben der Reichstag auseinander ging. Die Gemalin Friedrich's, Katharina, rüstete unterdessen, wohlinsiehend, daß zur Rettung ihrer Leute in Böhmen augenblickliche Hilfe nothwendig sei. Die Nachricht kam nach Prag. Es war nach Ostern. Um Ostern aber, erzählt Zach. Theobald (derselbe Schriftsteller hatte „gerade zu diesem Jahre alte, uns unbekannte Quellen vor sich“), „um Ostern wollten die Taboriten und Waisen in Baiern einfallen; weil aber ein allgemeines Gerücht sich ausbreitete, daß die deutschen Fürsten sich verbunden hätten, um die Böhmen auszurotten, verglichen sie sich mit den Pragern da zubleiben und den Feinden gemeinschaftlich zu begegnen.“ — Das ist ganz offenbar der Sinn der Verse 29 — 36, die uns für den ersten Blick ganz unverständlich und ohne Zusammenhang mit dem Übrigen erscheinen.

Schon lag vor Aufsig die gesammte hussitische Macht, als deren Führer neben Zakaubek nun auch Siegmund Korybut und der Priester Prokop genannt werden,<sup>2)</sup> welchen letzteren bedeutendsten Namen wieder das Lied nicht kennt. — Der Herzog Friedrich zögerte mit der Heimkunft; desto entschiedener war seine Gemalin. Katharina brach auf mit dem von ihr bei Freiberg gesammelten Heere und führte dasselbe bis an die Wälder des Erzgebirges; da sprach sie in ergreifender Rede zu den Kriegern.<sup>3)</sup> Das war Freitag vor St. Veit. Sonnabend am Tage St. Veit durchzog das Heer die Wälder und kam, selbst die Nacht hindurch marschirend, über das Gebirge bis vor Predlitz, Sonntag am 16. Juni 1426.<sup>4)</sup> — Man vergleiche damit das Hinundher im Liede von Vers 36 — 100.

Von den Führern der Meißner wird in den deutschen Quellen fast einstimmig Boso von Bixthum in erster Reihe genannt mit seinem Bruder Apollonius, dann Ernst von Gleichen und dessen Vetter Friedrich von Dorna, Heinrich von Hartenstein, Friedrich von Bisleben, Jakob von Wangenheim u. s. w.,<sup>5)</sup> von denen Allen (mit Ausnahme eines

1) Zach. Theobald „Suffitentrieg“ (Ausg. Breslau 1750) I, 325. — G. Fabricius „orig. stirpis saxon.“ (1598) VII, 699.

2) Bartossius (Dobner mon. I, 151).

3) „Vnde schiet also von yn mit weynigin ougin gesenit, vnde der herrin waz wenig, sie wurdin alle dauonne bewegit.“ Joan. Rohte (Mencken II, p. 1817).

4) Joan. Rohte l. c. — Georg. Spalatinus ibid. p. 1068. — Let. čestí str. 68. — Fabricius l. c. pag. 700. — Unter des letzteren „Preslica pagus“ ist wohl Predlitz zu verstehen.

5) J. Rohte l. c. — Herm. Corner ap. Eccard corp. hist. med. aevi II, 1268. — Mät. Doering ap. Mencken III, 1. — Mon. Pirnensis (Lindner) ibid. II, 1612. —

Einzigen, den wir noch erwähnen) das Lied nichts weiß, was uns jedoch nicht wundert, da auch die übrigen czechischen Quellen nichts von ihnen wissen wollen, außer daß Eine einen „gewissen Herrn von Dch s“ und zwei Herren von Waidow und von Schwarzburg als meißnische Feldherren nennt,<sup>1)</sup> die deutschen Quellen aber außer Siegmund Korybut ebenso keinen der hufitischen Führer kennen, während, wie wir gehört, das Lied einen Herrn (Waněk) Černohorský als Feldhauptmann der Hufiten bezeichnet, von dem wir aber nirgends, weder auf deutscher noch czechischer Seite, weiter etwas hören.<sup>2)</sup>

Die Streitmacht der Deutschen muß bedeutend gewesen sein.<sup>3)</sup> Es ist denkbar, daß die Hufiten zu unterhandeln begannen; eine neuere czechische Quelle<sup>4)</sup> berichtet wie das Lied, die Hufiten hätten bei den Deutschen um Schonung der etwaigen Gefangenen gebeten, weiß aber bei der Weigerung dessen durch die Meißner nichts von der ausdrücklichen Berufung auf das Gebot des Papstes; auch eine deutsche gleichzeitige Quelle erzählt, daß die Hufiten vor der Schlacht den Meißnern ein Schreiben zugesendet, dessen Inhalt aber den freundlichen Worten, die der Verfasser unseres Liedes gehört hat, gründlich widerspricht.<sup>5)</sup> So ist das Lied auch einzig in dem Wortspiel, das es (V. 91) den Deutschen in den Mund legt:

„Husy, prý, co husy spijem,“

das ich nur beiläufig wiedergeben konnte, das vielmehr deutsch gar keinen Sinn hat, aber im Munde der Herren aus Meißen, Thüringen und der Gegend ein unlösliches Räthsel wird. Übrigens widerspricht dem Hauptwitz in dem ganzen Passus (V. 66) auch — wie wir später hören werden — die älteste czechische Quelle, die wir für die Schlacht bei Aufsig haben.

G. Spalatin. *ibid.* 1068, 1069. — Fabricius *l. c.* — Aeneas Sylvius und des Trithemius *chron.* Hirsaug. rechtfertigen durch den einzigen Namen Žijka, den sie als Sieger der Schlacht bei Aufsig nennen, die gänzliche Nichtbeachtung ihrer Angaben. — Balbin (*Epit.* p. 467, 468) gibt wie fast überall auch hier ein ziemlich unkritisches Compilat aus größtentheils neueren Schriftstellern, unter denen ihm neben Zach. Theobald die bedeutendsten Hajek und Strausky sind.

1) Bartoss. *l. c.*

2) Mit dem obigen Černohorský kann nur ein Glied der mährischen Familie gleichen Namens gemeint sein, die zu Ende des 15. Jahrh. in Böhmen eine gewisse Berühmtheit erlangte.

3) Herm. Corner *l. c.* spricht von 20.000 Deutschen, das *chron. vet. Collegiati Prag* (*Fontes rer. Austr.*, Ser. II, tom. 1, p. 88) von 80.000, Bartossius *l. c.* von 30.000, während nach Döring die „Christen nach glaubwürdiger Schätzung Fünf gegen Einen Böhmen hatten.“ — G. Spalatinus (*l. c.* 1077) specificirt die Orte Meißens, die in Summa 1106 Reiter zu dem Feldzug stellten; die *let. čestí str.* 67 zählen an 70.000 Deutsche und „nicht mehr als 25.000 Tschechen.“ Mit Bartossius stimmt des Abr. Thammius *chron. Coldieense* (Mencken II, 720) überein: 16 Grafen führten ein Heer von 30.000 Deutschen.

4) Die *let. čestí str.* 68 nach den Mss. L. M. (17. Jahrhundert).

5) „Ach ir hundishewpte, beyttet vnuser ag Bys czu morne, wir wullen euch slon das euch die hunde sullen fressen.“ So schreiben die Hufiten nach dem Berichte Martin's von Birkenhain (*Ser. rer. Lusat.* I, (1839) p. 370,) einer für die Schlacht bei Aufsig noch nicht benützten Quelle.

„Die Keger,“ erzählt Johannes Rohde, „waren so listig und hatten eine Wagenburg errichtet von ihren eigenen Wagen und luden ihre Büchsen und bestellten ihre Wehre trefflich.“ Die Deutschen aber, „die Meißner, Thüringer, Lausitzer<sup>1)</sup> und die überkommenen Gäste . . . zogen kurz gar unbedacht wider die Wagenburg und rannten, und die selbigen Gäste waren gar müde und hungrig.“ Die Deutschen griffen an.<sup>2)</sup> Nicht die Taboriten oder die Waifen, wie das Lied besagt, und wie es allerdings dem zu verherrlichenden besser ziemte. — In der Weise eines Epos führt uns das Lied die Reihe seiner Helden vor. Von Siegmund Korybut haben wir gesprochen; auch Boček Victorin von Kunstat, Vater Georg's von Poděbrad, Ignaz (Koldsteinský) von Waldstein und Wácha von Níčan werden von anderen Quellen genannt;<sup>3)</sup> auch mit dem russischen Prinzen Friedrich mag es seine Wichtigkeit haben. Andere Namen sind erlogen. So z. B. Hanuš (oder Hans) von Kolowrat; ob damit der Vater des späteren Stadthauptmanns von Prag oder dieser selbst im Liede gemeint ist, der Name kommt in den Jahren 1421—1429 immer unter denen der Getreuesten des Königs vor,<sup>4)</sup> und kann dessen Träger unmöglich zur selben Zeit gegen die Verbündeten dieses Königs gekämpft haben; Čeněk von Wartemberg war schon im Mai 1420 zu K. Siegmund übergegangen, wird ausdrücklich 1423 auf dem Galltage unter den „katholischen Herren des Bilsner Kreises“ genannt<sup>5)</sup> und war überdieß bekanntlich schon im September 1425, also 8 Monate vor der Schlacht bei Außig, — gestorben.<sup>6)</sup>

Der Kampf muß lange zweifelhaft gewesen sein. Eine Reihe der Wagenburg ward von den Meißnern durchbrochen; „da wiesen Etliche ihre treffliche und kühne Mannheit.“ Aber es „schossen die Keger mit ihren Büchsen, deren sie zahllos hatten, unter sie und hatten lange Haken, damit sie die edlen Herren und frommen Mannen von den Pferden rissen und erschlugen und da war so großer Staub . . . daß Einer den Andern nicht ersah, und schlugen und drängten sich unter einander, daß gar viel Volkes verdarb, und allda ward erschossen und erschlagen Graf Ernst von Gleichen und sein Better Ehren Friedrich, Herr Proze von Quersfurt und andere Grafen und Herren, so daß ihrer zwölf an Zahl gewesen, ohne andere Ritter und Knechte, Bürger und Bauern.“<sup>7)</sup>

1) Über den Antheil der Lausitzer an dem Zuge siehe die D. L. Prov. Blätter II, 30 fg. und Chr. G. Käußer „Abriß der Oberlausitz. Gesch.“ II, 35 fg.

2) Rohde l. c. — Let. česťi str. 68. — Keine Quelle sagt, daß die Husiten angegriffen hätten.

3) Bartossius l. c. — Let. česťi str. 67 (Ms. L. gleichzeitig).

4) Eberh. Windeck ap. Mencken I, 1173 sq. Bartoss. l. c. 147—154. — Siehe auch Palacky G. v. B. III. Bd., 2. Abth. S. 474 u. a. D.

5) Archiv český III, 264.

6) Palacky a. a. D. 392.

7) Die Schilderung Rohde's ist schön und ergreifend. Sie schließt: „In dem selbin strite vor Vssig bleip ouch eyn frommir man eyn burgermeister von Gotha genant Hans Welczing, der eyn gemeyne spruchwort hatte „Mit ern“, derselbe biddirman bleip

Die Deutschen erlagen. Es ist zu erwähnen, daß fast alle Nachrichten der maßlosen Hitze, die das weniger kampfgewohnte meißnische Heer zuerst ermüden mußte, oder des Sturmes gedenken, der den Deutschen in Mitten des fürchterlichen Kampfes den Staub und den Qualm der Geschütze entgegen trieb. Das konnte auch unser Lied (V. 157 — 160) nicht vergessen. — Der Verlust der Deutschen muß groß gewesen sein. Besonders der Adel litt ganz außerordentlich. Das Lied kennt keine Namen, wir brauchen uns dabei nicht aufzuhalten, aber zur richtigen Beurtheilung der Angaben unseres Liedes dient es, nachzusehen, welche Zahlen die Quellen bezüglich der Erschlagenen geben. Die Deutschen verloren nach dem sogenannten Bartoschek alles in allem 4000 Mann; nach dem Prager Collegiaten — auch keinem Freunde der Deutschen — „18000 Meißner,“ wie dem Genannten ein Leipziger Student erzählt. Dazwischen liegen die Ziffern der anderen Quellen. 1) Wie übertrifft sie Alle unser Sänger:

„Fünfzigzweitausend . . .

und wol noch mehr!“

Die älteste czechische Quelle aber sagt: „Da wurden wunderbarer Weise Viele erschlagen und gefangen genommen.“ 2) Also Gefangene nahm man auch, was nach der schon besprochenen Kraftstelle unseres Liedes in V. 66 durchaus nicht hätte geschehen sollen. Unter den Gefallenen wird auch Heinrich von Hartenstein von der älteren Linie Keuß, Burggraf v. Meissen, gezählt; 3) das ist der „Graf von Meissen“ in V. 69. — Schon am 21. Juli des Jahr's 1426, also wenige Wochen nach der Schlacht bei Auzig, ertheilte König Siegmund zu Blindenburg seinem Hofrichter Heinrich Keuß dem Älteren von Plauen, nächsten Agnaten des gefallenen Heinrich, das Burggrafthum Meissen als eine fürstliche Würde und investirte denselben mit der Grafschaft Hartenstein. 4) Dieser Heinrich Keuß von Plauen aber ist kein Anderer als der Herr Plawensky in V. 196 u. fg., dessen Zusammenkunft mit Siegmund der Dichter irgendwo gelesen haben mag und in seiner Weise zu seinem Zwecke in das Lied verwoben hat, wie eben manches Andere.

also mit erin, ern, mit eren, vnde wulde nicht wichen, vnd wart erslagin by grafm Ernstē von Glichen.“ — Bergl. Georg Spalatinus l. c. pag. 1069.

- 1) Corner l. c. pag. 1269: „fama certissima . . . plus quam duodecim millia“ ceciderunt. — Nach Döring (a. a. O.) fielen auf der Flucht — und da war unbedingt das größte Blutbad — „circiter VI M. sicut ferebatur.“ Der Pirn. Mönch nennt „öbir XII M tot,“ während nach Spalatin einmal (l. c. pag. 1069) 9000 Deutsche, ein anderesmal (ibid. pag. 1077) „ex utraque parte sex millia militum“ fielen. — Nach Fabricius l. c. wurden in Meissen, Thütringen u. s. w. „plus quam novem pugnatorum millia“ vermisst.
- 2) Anon. chron. (Scr. rer. boh. II, 471). Und „Germani autem cesi fuerunt et valde multi occisi, alii capti . . .“ sagt der continuator Pulkavae ap. Dobner monum. IV. 164.
- 3) Let. čeští str. 67. — Doering l. c. &c.
- 4) Siehe Aschbach „Gesch. K. Sigmunds“ (III, 296), die betreffende Urkunde aber in Peter Beckler's „Illustre stemma Ruthenicum“ pag. 62—64.

Mit Einem Worte: historische Treue ist in dem Liede keine zu finden; die thatsächlichen Angaben sind zum Theil sehr unbestimmt, zweifelhaft, zum Theil ganz falsch, das wenige Richtige ist kaum angedeutet, Alles und Alles aber, wie wir aus jedem Worte fühlen, zu nichts Anderem da, als daß es die Grundgefühle des Ganzen, die Begeisterung und den Haß des Dichters im vollsten Maße erkennen lasse. — Das ist der Charakter jener Art Poesie, die Moriz Carriere so treffend die „Lyrik der Anschauung“ genannt hat, deren wesentlichste Gattung die „lyrische Ballade,“ als welche wir das Lied bezeichnen müssen: die Stimmung des Dichters, symbolisirt in einem Bild der Geschichte.

J. Dobrowsky meint, das Lied sei unmittelbar nach der Schlacht bei Außig entstanden,<sup>1)</sup> und die im Thurmknopf der St. Heinrichskirche aufgefundenene Handschrift wäre „eine jüngere Abschrift,“ während der ursprüngliche Text „wie es scheint schon einige Veränderungen durch frühere Abschreiber erlitten haben“ mag. Doch sagt der Dichter selbst zunächst, daß er kein Augenzeuge dessen gewesen, was er singt,<sup>2)</sup> dann aber werden von ihm Thatfachen falsch berichtet, die (wie eben der Tod Čeněks von Wartemberg) zur Zeit der Schlacht bei Außig jedwedem Hufiten bekannt sein mußten, und endlich heißt es im Eingang wie im Schluß des Liedes ja ausdrücklich, daß das Ganze „erinnern“ will an den Sieg der „Ahnen“ (předkův), und das Lied ist schon in seiner ersten Gestalt, wenn ihm von derselben später noch Etwas geblieben ist, durchaus nicht unmittelbar nach der Schlacht entstanden. Wir schätzen das Lied als ein Volkslied; ein klarer, allgemein verständlicher Grundgedanke, wie es scheint vom Volke selbst in Reime gebracht, und vom Volke gesungen,<sup>3)</sup> daher gewiß nicht ohne Wirkung auf das Volk: alle die Bedingungen des Volksliedes sind in dem Vorliegenden erfüllt; dann vergessen wir nicht die weitere Bedingung, daß, indem es von Mund zu Munde geht, das Volkslied immer verändert wird, und das von Anfang an. „Einer stimmt das Lied an, ein Anderer fährt fort und steuert bei, wie gerade in seinem Gemüth die angeregte Empfindung lebt, ein Dritter singt ihnen nach, modulirt aber das Ganze in seiner Weise, und indem das Volk das Lied sich aneignet, wird zugefügt und weggelassen; es ist kein todes Besitztthum,

1) „Gesch. der böhm. Sprache und ält. Literatur“ (1818) S. 300: „De eo (proelio ad Ustam) et cantilena, sagt P u p a č beim 26. Decemb., nostrate sermone composita exstat, vulgoque decantari est solita.“ Abgesehen davon, ob diese ganz allgemein gehaltenen Worte just auf das vorliegende Lied zu beziehen seien, habe ich mindestens in des M. Proc. Lupacius „Kalendarium historicum“ (1584) die von Dobrowsky angezogene Stelle nicht finden können.

2) V. 105: . . „když se začalo to bitie  
kněz Zigmund, mnozí tomu chtie . .“  
v. 131: . . „kteří sú na to hleděli,  
tit' by více o nich pověděli . .“

3) Die 53 vierzeiligen Strophen (Jamben und Trochäen, theils weiblich, theils männlich gereimt, vierfüßig, doch nicht immer) werden eingeleitet durch die Worte: „Zpíva se jako: „E j n u ž v a ž m e . .“ Ich kenne die Weise nicht.

sondern eine fortwachsende Pflanze.“<sup>1)</sup> Wie schon gesagt, die ältesten Handschriften, in denen unser Lied erhalten worden, gehören in das siebenzehnte Jahrhundert; legen wir mit Rücksicht auf das Gesagte und so weit wir nach dem Allen zurückgehen dürfen, die erste Entstehung des Liedes um ein ganzes Jahrhundert vor jene Aufzeichnungen, die wir somit immerhin „jüngere Abschriften“ nennen wollen, so fällt dasselbe, wie es war und ist, in die Periode der sogenannten „goldenen Zeit“ der czechischen Literatur, in die Jahre von 1526—1620.

Was wir dann aber, Alles in Allem aus dem Liede lernen, ist: daß eben noch ein Jahrhundert nach der Zeit, die man die eigentliche husitische Bewegung nennt, und später noch dieselben Elemente, die jenen Kampf erzeugt, in Böhmen thätig waren. Mehr als dieses hätte man niemals in dem Liede suchen sollen. Doch, wollten wir auch nichts dagegen haben, wenn man die unwahrscheinlichsten Angaben dieses Liedes in einem Aufsatz, der für ein „Taschenbuch“ zur bloßen Unterhaltung geschrieben wurde, oder in sogenannten „Malerisch-historischen Skizzen,“ die keinen Anspruch machen auf Wissenschaftlichkeit, ausschließlich zum Zwecke einer warmen kräftigen Darstellung benützt hat:<sup>2)</sup> so können wir uns doch niemals einverstanden erklären, wenn dasselbe Lied von anerkannten Größen der Wissenschaft zur Sicherstellung historischer Facta citirt wird, wie das geschehen ist.

Schließlich sei nur mit wenigen Worten erwähnt, daß von der Schlacht bei Aufsig auch in deutscher und lateinischer Sprache gesungen wurde. In letzterer von dem bekannten Aufsig's Rathsherrn Tichtenbaum im 4. Buche seines *Carmen's* („*Usta delineata carmine*“ . . (1614) p. 51—65). Diesem lag dieselbe Quelle vor, die Fabricius benützte, oder Fabricius selbst, mit dem die 306 nicht zu holprigen Hexameter bis auf wenige Einzelheiten ganz übereinstimmen. — Ein deutsches, gleichzeitiges „Spottgedicht auf einen Feldflüchtigen vor Aufsig“ gab Gustav Köhler heraus (Laus. Mag. 1839, S. 125 u. fg.). Dasselbe ist zunächst gegen Boso von Bixthum gerichtet, dem es vorwirft, er hätte sein Heer vor Aufsig an die Husiten verkauft und verrathen. Köhler fügt, wie zur Begründung dieses Vorwurfs, hinzu, daß auch das chron. Chemnic. (ap. Mencken III, 157) und Ad. Ursinus (ibid. p. 1325) Ähnliches berichten; er hätte dafür noch Andere citiren können, wie Corner und Spalatin, die fast dieselben Worte wie der Chemnitzer Chronist gebrauchen, oder den zuverlässigeren Math. Döring, der aber schon hinzusetzt: „quid in hac materia verum sit, Deus novit.“ Auch der Pirnaer Mönch (p. 1612) erfuhr, daß „di Meiszner dorch vorreitrunge irer Houppteuten darynder logen,“ doch stellt er anderwärts die Nachricht nur als bedingt hin (p. 1453, 1457). Die besten Quellen wissen nichts von einem Verrath. So hat mit Recht schon H. von Braun (leider habe ich dessen „Ausg. aus der sächs. Gesch.“ selbst nicht einsehen können) gegen jene Verdächtigungen gesprochen und hätte man nicht auf dieselben zurückkommen sollen. Wir sehen in ihnen nichts Anderes als einen neuen

1) M. Carriere *Aesthetik* II. 509.

2) Siehe von Hormayr's *Taschenbuch* Jahrg. 1833 S. 111 — 117. — *Malerisch-historische Skizzen aus Böhmen* von Ferd. V. Mikowec. Als begleitender Text zu dem „Album von Böhmen“ herausgegeben von Eduard Hölzel. Wien und Olmütz 1860 (S. 20—22).

Beleg dafür, daß die Niederlage der Meißner und ihrer Verbündeten vor Aufzug ganz außerordentlich gewesen, so daß der gemeine Mann oder die Entfernterstehenden — wie das häufig geschieht — nicht glauben wollten, es sei dabei mit rechten Dingen zugegangen. Die Vertreibung der Familie Bithum aus den sächsisch-thüringischen Landen im J. 1451 (über deren Ursache siehe u. A. die annal. Erefurt. ap. Mencken III, 1191—1213) mag das Ihrige dazu beigetragen haben, auch jenes üble Gerücht bei den Späteren wahrscheinlicher zu machen. — Über die Persönlichkeit eines gewissen „Meyschin,“ den das letztere Lied mit Boso unter den Flüchtigen nennt, und unter welchem G. Köhler unwahrscheinlich einen Peter von Maxen vermuthet, dürfte der Pirnaer Mönch (p. 1594) einigen Aufschluß geben, wenn er die Witwe Heinrich Neuß des Älteren von Plauen nennt: „Margareta des Grafen von Anhalt tochter, di nach ires Hern tode nam czur ehe Hern Maysschi.“

## Der Statistiker Joseph Hain.

Am 26. Dezember 1852 starb zu Wien im schönsten Mannesalter, in der vollen Lust des Schaffens und Wirkens ein Mann, der sich aus bitterer Armuth und trotz der Ungunst der Verhältnisse durch rastloses Streben und unermüdeten Fleiß endlich im Staate wie in der Wissenschaft eine geachtete Stellung errungen hatte, der Statistiker Joseph Hain, dessen Werk gewiß viele unserer Leser kennen, ohne vielleicht zu wissen, daß der Verfasser unser Landsmann ist.

Hain war zu Brunnersdorf bei Raaden am 2. Juli 1809 geboren. Sein Vater besaß daselbst ein Bauergut von etwa dreißig Joch und war zugleich Richter (Gemeindevorsteher). Er hatte fünf Kinder, drei Söhne und zwei Töchter; Joseph Hain war der älteste, welchen der Vater das Gymnasium zu Komotau besuchen ließ. Während dieser Zeit, wurde dem Vater Hain von einem bösen Nachbar sein Hof angezündet, wodurch dieser in seinen Vermögensstande so herabkam, daß der Sohn die Ferien immer bei einem anderen Bauer in Brunnersdorf zubrachte, dessen Sohn er unterrichtete. Schon damals zeichnete er sich durch eine besondere Vorliebe für Mathematik aus. Von Komotau ging er nach Prag, um die philosophischen Studien durchzumachen, hatte hier aber mit großer Noth zu kämpfen. Nach dem Wunsche seiner Ältern sollte Hain den geistlichen Stand als seinen Lebensberuf wählen, wozu ihn auch besonders der damalige Pfarrer in Brunnersdorf, sein Pathe, zu animiren suchte. Allein seine Neigung zur Mathematik ließ ihm an dem geistlichen Stande wenig Gefallen finden. Hain verließ Prag und ging nach Wien wo er die philosophischen Studien beendete. Aber auch hier fand er weder Freunde noch Gönner und so entschloß er sich denn um seiner bitteren Noth ein Ende zu machen und bei besonderer Vorliebe für die Mathematik als Unterkanonier bei dem 1. Artillerie-Regiment (28. Okt. 1828) freiwillig einzutreten. Als Unteroffizier hatte er unter Littrow den Cours der theoretischen Astronomie, unter Pezwall jenen der höheren

1) Briefliche Mittheilungen aus Raaden.

Mathematik an der Wiener Hochschule beendet. Nach sechzehnjähriger Dienstzeit wurde Hain 1844 endlich Unterlieutenant im Bombardier-Corps und zugleich Professor der Geographie und Geschichte in demselben, hatte aber auch in diesem Jahre den Tod seiner theueren Mutter zu betrauern.

Im Dezember 1848 trat er in den Staatsdienst über und zwar als Kanzlist des k. k. General-Rechnungsdirectoriums mit der Dienstleistung im statistischen Bureau; im folgenden Jahre schon (1849) rückte er zum Hofconcipisten und zum Ministerialsecretär vor (November). Seine mathematischen Kenntnisse, die er hier eben trefflich verwerthen konnte, hatten seine Verwendung im statistischen Bureau zur Folge, wo er sich an den späteren Jahrgängen der von Czörnig (Bd. III. S. 117) begründeten „Tafeln der Statistik“ an den ebenda herausgegebenen „Statistischen Mittheilungen“ und den Vorarbeiten zum erläuternden Texte der großen ethnographischen Karte Oesterreichs von Czörnig betheiligte. Außer diesen theils amtlichen, theils halbamtlichen Arbeiten lieferte Hain noch während seiner militärischen Verwendung die umfangreichen Berechnungen zu Dr. Pexwall's Katoptrik und gab heraus: „Neue und Militär-Geographie für die Schule des k. k. Bombardier-Corps“ (2 Abtheilungen. Wien 1848. Tendler, gr. 8<sup>o</sup>, mit eingedruckten Holzschnitten) geschrieben im Auftrage des damaligen Obersten Züttner, und das Vorzüglichste, was auf diesem Gebiete bisher geleistet worden ist; — ferner „Handbuch der Statistik des österreichischen Kaiserstaates“ 2 Bde. (1852 und 1853 gr. 8<sup>o</sup>), das erste statistische Werk über Oesterreich auf wissenschaftlicher Grundlage und mit Benützung reicher amtlicher Quellen, worin eine klare, lichtvolle Darstellung mit interessanten Ergebnissen eigener Forschung Hand in Hand geht, und welches noch lange seinen Werth behalten wird, wenn auch die Zahlenverhältnisse sich längst geändert haben werden, weil dann nur die neuen Zahlen substituirt zu werden brauchen.<sup>1)</sup> Seine unermüdete Thätigkeit zog ihm ein lange dauerndes Leiden zu, das ihn im schönsten Mannesalter von 43 Jahren dem Staate und der Wissenschaft zu früh entriß.

Er hinterließ eine Witwe (Tochter des Gärtners Makowitschka in Brunnendorf und Schwester des Professors Makowitschka in Erlangen) mit drei Kindern. Sein Vater starb in demselben Jahre zu Budweis bei einem Bruder Hain's.

Er hatte sich in letzter Zeit ausschließlich der Statistik gewidmet, es war ihm aber nicht gegönnt, den zweiten Band seines Handbuches zu vollenden, und es wurde die Beendigung dem damaligen Ministerialconcipisten Fried. Schmitt (in der Dienstleistung bei der k. k. Direction der administrativen Statistik) übertragen.

Nach Hain's Auffassung hatte die Statistik die Aufgabe, die Geseze zu erforschen, nach welchen die ihrem Gebiete angehörigen gesellschaftlichen und staatlichen (also auch moralischen) Erscheinungen erfolgen. „Ich befürchte,“ sagt er selbst, „daß mir der Vorwurf gemacht

1) Dr. von Wurzbach's Biogr. Lexikon.



werde, ich sei zu weit gegangen, denn einerseits wird es als vermessen angesehen, den Gesetzen moralischer Erscheinungen nachzuspüren und andererseits ist man daran gewöhnt, die Statistik als untergeordnete Dienerin der Staatswissenschaften, nicht aber als leitende Freundin anzusehen. Ich habe daher zu beforgen, mißverstanden oder gar mißdeutet zu werden. — Dennoch wird die Statistik in dem Sinne, wie sie die neuere Zeit aufgefaßt hat, zur vollen Geltung kommen. Sie hat den großen Vortheil für sich, daß ihre Vertheidiger in allen wesentlichen Punkten einig sind, während ihre Gegner, so lange es deren geben wird, in stetem Kampfe unter einander bleiben werden. Überdies stellt sie sich auf neutralen Boden und beachtet politische Systeme nur insoweit, als sie etwa zur Erklärung einer aus Zahlen gefolgerten Thatsache dienen; denn sie sucht nur die Wahrheit oder strebt vielmehr, da sie diese nicht zu erreichen vermag, sich ihr möglichst zu nähern. Sie will aber auch den Staatswissenschaften das sein, was die Logik den Wissenschaften überhaupt ist, indem die Kenntniß der Gesetze, nach welchen die der Statistik zugewiesenen Erscheinungen erfolgen, die richtige Auffassung der Zustände der objectiven Gegenwart ermöglicht. Darum soll auch das Studium der Statistik jenem der Staatenkunde (Zustandskunde der Gegenwart) und der übrigen Staatswissenschaft voran gehen. — Daß der gegenwärtige Stand der statistische Behelfe (auf der ganzen Erde) noch nicht gestattet, in allen Theilen der Statistik die streng wissenschaftliche Methode durchzuführen, begreift sich leicht. Sollte es mir gelungen sein, dennoch dem Neubau des Systems einige Bausteine zugelegt zu haben, so finde ich mich für die mühsame Arbeit hinreichend entschädigt. Der Sachkundige wird mir aber zugestehen, daß hiebei vieles neu zu schaffen war. Und von diesem Gesichtspunkte möge man meinen Versuch prüfen.“

Wie es zu erwarten stand, hatte das Erscheinen der ersten Hefte der Hain'schen Statistik mancherlei Anfeindungen der vom Verfasser aufgestellten Theorie der Statistik hervorgerufen. Den wesentlichsten Grund, sagt Schmitt, zur Bekämpfung des von Hain für die Statistik beanspruchten wissenschaftlichen Zweckes und Umfanges bildete der Beweis, daß es bei dem gegenwärtigen Stande des statistischen Materials unmöglich sein werde, das selbstgesteckte Ziel zu erreichen. Derartige Vorwürfe konnten die Überzeugung und Thatkraft Hain's um so weniger beirren, als er selbst am ehesten das Unzureichende der bisherigen statistischen Forschungen erkannte und andererseits die ausgezeichnete Anerkennung, welche sowohl im In- als Auslande seinen Bestrebungen gezollt wurde, mit dem allmäligen Fortschreiten des Werkes keineswegs abnehmend sich erwies, nachdem Hain die von ihm durchgebildete Bevölkerungsstatistik verlassend durch Mangel an ausreichenden statistischen Erhebungen gezwungen war, sich zumeist auf die wissenschaftlich geordnete Darstellung des Materiales und auf die daraus sich gerade ergebenden Folgerungen zu beschränken. So wie Jahrhunderte vergehen mußten, ehe der Chemie eine solche Masse von Beobachtungen zu Gebote stand, daß sie eine begründete Theorie der wirkenden Naturkräfte und deren Gesetze aufstellen konnte,

eben so müssen auf dem Gebiete der Statistik erst noch vielfältige Beobachtungen gemacht werden, bevor sie als abgeschlossene Wissenschaft jenen Stand erreicht haben wird, den Hain bei der Aufstellung seiner Theorie vor Augen hatte. Mit aller Aufopferung der Kräfte suchte Hain daher vor der Hand wenigstens die zu Gebote stehenden statistischen Thatfachen und Erfahrungssätze zu ordnen und allgemein zugänglich zu machen, als der Tod seinem in letzter Zeit ausschließlich der Statistik gewidmeten Leben ein Ende setzte. **A. S.**

## M i s c e l l e n.

### Volkswirthschaftliche Anschauungen früherer Zeiten.

**1. Die guten alten Zeiten.** In den Chroniken lesen wir sehr oft von solchen guten alten (d. h. wohlfeilen) Zeiten. Als eine solche wird auch die Zeit der Verweserschaft Georgs v. Podiebrad gepriesen. Wir lesen hievon in Theobald's „Hussitenkrieg“ (S. 277) und auch bei Palacky (IV. Bd. I. Abth. S. 346 und 347) steht Folgendes: „Die Sicherheit, welche des Gubernators kräftiges Walten den Kauf- und Handelsleuten auf Straßen und in Städten verschaffen mußte, erzeugte auf den Märkten einen solchen Ueberfluß und eine solche Wohlfeilheit aller Waaren und Lebensbedürfnisse, daß Ladislaw's Regierung in dieser Hinsicht als eine Art goldenen Zeitalters lange in gesegnetem Andenken blieb. Dieser glückliche Zustand währte durch die ganze Zeit, wo Podiebrad herrschte, bis er später einerseits durch die in Oesterreich entstandene Münzverwirrung, andererseits durch neue Religionsstürme gestört wurde.“ Und in der Anmerkung heißt es dann weiter: „Der alte Annalist sagt hierüber Folgendes: „„Damals war große Zufriedenheit im Lande, denn aus allen benachbarten Ländern kamen Kaufleute und brachten allerhand Waaren, als sich Böhmen beruhigt hatte. Da war alles wohlfeil: ein Strich Getreide kostete 2 $\frac{1}{2}$  Groschen, 14 Eier einen Pfennig, 20 Härtinge 7 Pfennige, ein Strich Hafer 3 kleine Groschen, ein Viertelfaß Bier 7 Groschen, die Träber führte man zum Wasser hin; ein Seidel Malvasier bekam man für 6—7 Pfennige, ein Seidel ungarischen Weines für 4 Pfennige, ein Pint (Maß) Nachbier für 1 Pfennig, eine halbe Pint alten Bieres für ein Pfennig. Und so groß war die Wohlfeilheit, sowohl während Herrn Georgs Verweserschaft, als auch noch einige Jahre nach seiner Regierung, daß 60 Kühe auf 100 Groschen zu stehen kamen, 100 Schafe auf ein Schock, ein Stein Wolle auf 15 Groschen, ein Ballen Zittauer Luches auf 7—8 Groschen, eine Elle Tuch auf 15 Pfennige und eine Elle groben Luches auf 7 Pfennige, ein Strich Erbsen 4 Groschen, eine große Wecke auf 1 Pfennig, zwölf große Vögel auf 1 Groschen und 50 kleine auf 3 Pfennige, 2 Rebhühner auf 7 Pfennige, eine lange Wildschur auf 3 Schock, ein Viertel Salz auf 7 Groschen, in Leitmeritz 2 Seidel Wein auf einen Heller und in Prag ein Seidel vortrefflichen böhmischen Weines auf einen Heller.““

Betrachten wir nun diese Angaben näher, so werden wir zu ganz merkwürdigen Resultaten gelangen.

Ein böhmischer Silbergroschen hatte 12 bis 14 Heller, oder 6 — 7 Pfennige, ein Pfennig = 4 Ort.

Für einen Strich Korn bekam also der Landwirth 18 Heller, und mit diesem Kornwerthe wollen wir nun die Preise einiger der wichtigsten Lebensbedürfnisse jener Zeit und mit denen der Gegenwart vergleichen.

Eine Elle grobes Tuch kostete damals 12 Heller, rechnet man auf einen Noth vier Ellen, so hat das Tuch 48 Heller, also  $2\frac{2}{3}$  Strich Korn gekostet; heute bekommt man für dieselbe Quantität Korn doppelt so viel grobes Tuch; ein Viertel Faß (1 Eimer) Bier kostete damals 7 Groschen = 84 Heller, also beinahe  $4\frac{1}{2}$  Strich Korn, 1 Maaß Nachbier kostete 1 Pfennig = 2 Heller, man erhielt also für ein Strich Korn nicht mehr als 9 Maaß Nachbier — heute bekommt man für ein Strich Korn mindestens 20 Maaß Lagerbier.

Eine Kuh kostete  $1\frac{2}{3}$  Groschen, also 20 Heller, ein Schaf 7 Heller; der Landwirth erhielt also für ein Schaf  $3\frac{1}{2}$  und für eine Kuh 10 Maaß Bier; für einen Noth mußte der Landwirth drei Kühe geben, heute bekommt er für eine Kuh drei Röße. Fast unwahrscheinlich aber werden die ganze Angaben, wenn man Folgendes bedenket: Eine Kuh kostete 20 Heller; nehmen wir das Schlachtgewicht derselben nach Abzug der Haut und aller Abfälle nur mit 200 Pfd. an, so kosteten 10 Pfd. Fleisch 1 Heller, eine große Wecke aber 2 Heller, und wenn wir uns dieselbe auch noch so groß vorstellen, so kann sie doch nicht 10 Pfd. gewogen haben, es müßte also in jener Zeit das Fleisch viel wohlfeiler gewesen sein, als das Brod, was nicht möglich ist. Aus Allem dem geht aber Eins klar hervor, daß Alles, was also der Urproduzent, der Landwirth benötigte, in jenen glücklichen Zeiten unerschwinglich theuer für ihn war, der städtische Gewerbsmann aber sich seiner Arbeit gar gut bezahlen ließ; da aber auch damals in Böhmen die landwirthschaftliche Bevölkerung die Mehrzahl, den Kern des Volkes bildete, so kommen wir zum Schluß, daß jene so gepriesenen glücklichen Zeiten für den Landwirth eine Zeit der Noth und Entbehrung, also innerer Verarmung gewesen sein muß, wir erlauben uns also zu zweifeln, daß die Zufriedenheit eine so allgemeine gewesen sein mag.

Das waren also jene glücklichen Zeiten, nach denen sich die spätern Chronisten (vielleicht auch Manche unserer Zeitgenossen) so häufig zurückkehnen und über welche Theobald an dem angeführten Orte folgende national-ökonomische Reflexionen macht:

„Solche wohlfeile Zeiten kommt uns iho wunderlich vor und fragt sich's, warum es ikt hingegen so theuer ist? Ich will kurz meine Meinung sagen. Es ist die Theuerung zwar eine Strafe Gottes, doch liegt auch eine der vornehmsten Ursachen in dem Geiz der Menschen. Denn daß man vorgibt, sie hätten damals nicht so viel Geld als ikt gehabt, das ist nichts; denn es ist bekannt, daß die Bergwerke des Silbers und des Goldes auch damals in dem besten Flore gestanden. Die Ursache der wohlfeilen Zeit rühret wohl unstreitig daher, weil man nicht stark außer dem Lande handeln oder das Getreide aus demselben führen durfte, flutemal ein armer Bettler damals sicherer durch's Land reisen konnte, als ein reicher Fuhrmann oder Kaufmann mit einem guten Degen. Folglich blieben des Landes Früchte im Lande. So bald es aber Friede geworden war, regte sich der Geiz, da verhandelte man die Landesfrüchte um höher Geld oder Waaren aus dem Lande, man steigerte alles, was der arme Mann kaufen mußte, auf daß der Geiz erfüllet würde. Da wurde er gezwungen, daß er auch mit dem Getreide und andern Sachen aufschluge.<sup>1)</sup> Zu diesen kamen die Kornjuden, welche ihnen gleichsam die Tare vorschrieben. So lange man also in den höhern und niedrigen Stande gethet, so darf man sich auf keine wohlfeile Zeiten verlassen.“

**2. Der Handel früherer Zeit und die Privilegien.** Auf „hartes Anbringen“ der Prager wurde bei Anwesenheit Ferdinands I. zu Prag (1527) um ihnen die Zolleinnahme zu sichern, die unter Karl IV. gewesene, heutzutage seltsam erscheinende Maßregel erneuert, daß alle nach Böhmen gebrachten Waaren nach

1) Wie gern würden heute unsere Landwirthe mit den Preisen des Getreides höher gehen, wenn dieß von ihrem Willen allein abhinge! D. R.

Prag geführt werden mußten, um dort im Tein Ungeld und Zoll zu bezahlen, worauf sie dann frei im Lande verkauft werden konnten. Dagegen kamen aber viele Klagen von Städten und Andern ein (auch von Kaspar Pflug), besonders wegen der Waaren, die in der Nähe der Grenze verkauft werden sollten, und es beriefen sich etliche auf besondere Freiheiten. Hierauf machte man die Einrichtung, daß in verschiedenen, den Grenzen nahe gelegenen Städten Zolleinnehmer gesetzt und die Waaren in bestimmten Orten niedergelegt wurden; diese Maßregel wurde dadurch vereitelt, daß die Kaufleute den gewöhnlichen Straßen und Märkten auswichen und Nebenwege suchte, und es lief „schiefer mehr auf Unterhaltung der Zöllner und Überreiter, als an Zoll einkam,“ und man wußte nach vieler Berathung keinen andern den Zweck erreichenden Weg, als Karls alte Ordnung; die königl. Kammer stellte solches in den Bericht (14. Juni 1538) zur königl. Entscheidung.

Mit fernerm Bericht zeigte jedoch die Kammer an, sie habe den Erfolg der Sache mit dem obersten Landhofmeister Verfa erwogen, daß nämlich die Mehrzahl der Einwohner der Erneuerung jener alten Verordnung zuwieder sei und daß eine Steigerung aller Preise daraus zu besorgen wäre, welche dann hernach nicht wieder abzubringen sein würde. Wenn man auch das zur Lebensnahrung Nöthige, als Getreide und Salz ausnähme, so würde solche Ordnung doch nicht zu erhalten sein, da wenn „in solchen Sachen Jedermann unwillig, die Vollziehung gar selten folgen möchte.“ Sie hätten daher jetzt ein Mittel gefunden, daß alle und jede Waare in den Städten, wo die meiste Niederlage sei, verzollt werden, so daß zwei Personen aus dem Rath jeder Stadt solchen Zoll und Ungeld einnehmen, wodurch die Befoldung der Zöllner erspart werde; die Strafe bei Zollentziehung solle zu zwei Dritttheilen in die k. Kammer kommen, zu einem Drittel zwischen einem Rath und deren zwei Personen getheilt werden. (Das Ungeld im Tein hatte Ferdinand in der Türkennoth an den Bürgermeister der Stadt Prag um 1200 Schock Grosch. versezt mit der Verpflichtung der Wiedereinlösung bis Georgi 1536.)

Ein den Handel mit dem Ausland betreffender Zoll war der auf die Ausfuhr von großem und kleinem Vieh. Gegen diesen, wie gegen jeden auf ihren Handel zu legenden Zoll reclamirten namentlich die Pilsner, weil sie durch ein Privilegium Sigmunds von aller Mauth, Zoll, Ungeld, Stadtgeld auf allen Straßen, Jahr- und Wochenmärkten des römischen Reiches befreit waren.

Diesem Viehzoll widersetzten sich aber auch Andere; namentlich untersagten die Herren von Rosenberg, Malowey und die Schlick, den Viehzoll zu zahlen, weil dieser ihrem eigenen Zoll nachtheilig ist. Ein Schreiben, welche der König deshalb an die Herren erließ, fruchtete nichts. Die Viehhändler entzogen sich dem Zoll durch Weidung der gewöhnlichen Straßen oder unter Begünstigung jener Verbote der Grundherren.

Die Kammer meinte, sie wisse kein anderes Mittel, als daß bei Anwesenheit des Königs in Rechten darüber declarirt und erkannt würde, daß der König den Viehzoll und das Ungeld, welche von den vorigen Königen von Rechts- und Gewohnheitswegen genossen, und welche auch in der Landtafel und Kaiser Karls Freiheiten ausgemessen seien, auch ferner genießen und Niemand Macht haben solle, darin den Unterthanen Sperrung und Irrung zu thun. (Bei der Empörung 1546 wurden die Zölle an manchen Orten eigenmächtig aufgehoben. König Ferdinand ließ sie überall wieder aufrichten.)

Ein nicht unbedeutlicher Artikel des Handels war auch der Waib. Es wurde nämlich „der Weyth, daraus man blau und schwarz zu färben pflegt,“ aus Thüringen bis Görlitz zur Niederlage gebracht, dort geschätzt und dann nach Schlesien, Böhmen, Mähren geführt, jährlich an 9000 Maß (?)

Die Getreide-Ausfuhr war durch Verbote beschränkt. Ausfuhren sollen nicht geschehen ohne Landtagsbewilligung. Außer den freien Märkten sollten sonst auf den Dörfern keine Getreideladungen zugelassen werden. — Wenn ein Ausländer

zu Wasser oder Lande etwas ausführen wolle, so dürfe er nicht mit leeren Schiffen oder Wagen, sondern wieder mit Ladungen zurückkommen. (Diese Verordnungen wurden 28. Okt. 1538 ausgerufen.) — Mit Befehl vom 31. Jän. 1540 wurde den Kaufleuten untersagt das Getreide außer Land zu fahren, wodurch dem Lande Verschwendung und Theuerung entstände; auch die l. Zölle und die freien Märkte in Städten verhindert würden. Alle Einwohner sollten ihre Getreide und Gewächse in die Städte zu freiem Marke allezeit bringen oder fahren lassen.

Die Einwohner der Oberlausitzer Städte wurden, wenn sie Getreide in Böhmen erkaufte hatten und es auf der Elbe bis Schandau führten, von der Sächsischen Behörde genöthigt, es bis Pirna zu führen.

Die Ausfuhr des Salniters war streng verboten, es wurde aber viel hinaus geschmuggelt, oder unter dem Namen und Schein anderer Waaren über Nürnberg ausgeführt, daher erneuerte Ferdinand 30. Jän. 1546 das Ausfuhrverbot und den Amuleuten im Tein wurde fleißige Nachforschung aufgetragen. Aber die Gebrüder Härwert in Augsburg wußten sich auch wieder für sich ein Privilegium zur Ausfuhr zu verschaffen.

P.

### Der erste Luftballon zu Komotau im Jahre 1790.\*)

Im Jahre 1790 kam ein Franzose nach Komotau, der mit Erlaubniß des löblichen Stadtmagistrates einen Luftballon frei von der Erde aufsteigen ließ zu Jedermanns Verwunderung. Er ließ dieses sein Kunststück durch den Tambour in der Stadt bekannt machen, trug den von Papier gemachten Luftballon auf zwei Stangen hinaus hinter die Gärten der langen Gasse und legte ihn auf die Erde hin, daß selbst Jedermann sehen und betrachten konnte. Er hatte sehr viele Falten, so wie ein Weiberock, war oben etwas eng, unten aber sehr weit. Oben befand sich ein messingenes Ringlein, woran ein Spagat angebunden war. Darauf stieg der Mann auf eine kleine Lade, befestigte an dem Aste eines Nußbaumes einen Kloben oder Kadel und zog den angehängten Spagat durch das Rädchen. Als es nun 3 Uhr Nachmittags und die Vesper in der Kirche aus war, da kamen die Leute und Soldaten haufenweise gelaufen und wollten alle den Luftballon aufsteigen sehen. Aber sie mußten warten, bis der Mann herum war und auf dem zinnernen Teller sein Geld von den Zuschauern einkassirt hatte, es konnte jeder geben nach Belieben viel oder wenig. Die Bürger, die da ihre Gärten hinter den Häusern hatten, haufeten und zankten nicht wenig, weil sehr viele auf die Mauern hinauf gestiegen waren und dieselben „eingeritten“ hatten. Das war auch nicht nöthig, denn es haben die Leute in den Häusern, Höfen, Scheuern und Böden den Ballon langsam über die Stadt in die Luft steigen sehen.

Als nun dieser Mann mit dem Geldeinkassiren fertig war und es auch schon begann düster und ein wenig finster zu werden, so befahl er den da zuschauenden Buben, sie sollten ein wenig mit dem Spagat ziehen, bis die Luftballonmaschine stehen würde, sollten aber gut halten und nicht fahren lassen, bis er es ihnen heißen würde. Als nun die papierene Maschine so in der Luft aufgehängt war, kroch der Mann darunter und hängte ein von schwachem Draht gemachtes viereckiges Kästchen darunter, welches mit getränktem oder fettem Papier belegt war. Auf diesem Papier lag eine Materie, weiß nicht was für eine, denn er hat es keinem Menschen gewiesen, noch viel weniger in die Hände nehmen lassen. So wie man es von weitem erblickt, hat es wie weißes Schmeer oder Schöpfensfett ausgesehen. Als er nun diese Materie inwendig unter den Luftballon angehängt hatte, machte er Feuer, zündete sie an, und kroch darunter hervor. Wie sie nun recht brennend wurde, blähte sich der Luftballon über die Mäßen aus, eine Falte

\*) Getreu nach der Erzählung eines Augenzeugen.

nach der andern, bis er völlig rund, weit und breit geworden. Alsdann hob der Mann solchen nur ein wenig über seinen Kopf, und befahl den Buben, das Spargatbandel fahren zu lassen. So stieg der Ballon zu jedermanns Verwunderung kerkengerade langsam in die Höhe, immer immer höher bis an das Firmament, daß, als er an die Wolken gekommen, man selben wenig oder gar nicht mehr sehen konnte, vermöge der Höhe. Man sah nur ein wenig Licht oder die brennende Materie und nach dieser mußte man sich richten und nachsehen, wenn man wissen wollte, wo der Luftballon ist. Das war fürwahr ein veritables Kunststück und man glaubte nicht, daß eine so große Maschine, die wie ein Backlübel gewesen, so hoch steigen und so weit in der Luft mit dem Feuer fortziehen sollte, und ist gleichwohl geschehen, daß selber über die Stadt Komotan und über den Stadthurm (der doch auch eine schöne Höhe hat) weggehen oder ziehen sollte und das bis zum Dorfe Udwiß, wo ihm das Feuer entgangen, die Luft ihn alsdann nicht mehr gehalten und er natürlicher Weise herunter auf die Erde bei Udwiß gefallen ist. Die Udwißer Bauern, die ihn noch in der Luft vor dem Herunterfallen gesehen haben, und nicht wußten, was das sei, glaubten, es wäre etwas Böses oder gar ein Drache. Als nun selber heruntergefallen war, liefen sie zusammen, stachen mit Gabeln, das ist mit Mist- und Heugabeln und Stangen hinein und glaubten festiglich, daß es ein Drache wäre. Aber den andern Tag sahen sie, was sie zerstoßen hatten, und die Udwißer Bauern wurden von jedermann ausgelacht und „ausgeplätscht.“ Darum denn machten die Komotauer Studenten ein Pasquill auf die Bauern, ihnen zum Spott, dem Künstler und Franzosen zur Ehre; es lautet also :

Parapum, Baltapum der Tambour schlägt  
Die Trommel durch den Markt; es trägt  
Der Spieler den Ballon.

Marßch, marßch zum untern Thor hinaus,  
Mit dem Papier zum Schützenhaus;  
Die Stange steht man schon.

Nun kömmt das Volk von allen Seiten,  
Das Laufen, Springen und das Reiten  
Durchschallt die ganze Stadt.

Der Teller kömmt, nun laßt euch sehen,  
Auch die dort auf der Mauer stehen,  
Ein jeder, was er hat.

Studenten, Bürger, Offizier,  
Ein jeder gibt nach Standsgebühr,  
Sie nehmen auch Ducaten.

Ducaten? kommen nicht viel ein,  
Nun wird er wohl bald fertig sein?  
Allo! Nur frisch geladen!

Der Spieler, der das Geld gezählt,  
Denkt jetzt bei sich, nur nicht gefehlt;  
Er macht das Feuer an.

Ganz langsam steigt der Ballon,  
Und Alles, Alles gucket schon,  
Auf einmal ist — nichts dran.

Die Wolken hüllen die Maschin,  
Sie zieht gemach nach Udwiß hin,  
Ist es denn nicht zum Lachen?

Dort fiel sie, wie man sagt, hinein,  
Die Bauern stachen tapfer drein,  
Mit Gabeln auf den Drachen.

Weg war der künstliche Ballon,  
Die Leute giengen auch davon,  
Nur noch dort ganz allein,

Lag sich je einer lüderlahm,  
Er guckte sich bald blind und nahm.  
Weil er nichts sah, den Weg zum Thor hinein.

NB. „Weil nun dieser Künstler sich alle Ehre erworben und in Komotau bei einem ansehnlichen Publico eingelegt hatte, auch so weit ein Geld verdient, daß selber auch hiebei seine Zufriedenheit bezeigt hat: darum denn beschließt selber Künstler den Komotauern noch einmal eine Freude zu machen und noch einen dergleichen Luftballon aufsteigen zu lassen. Dictum, factum, der Ballon wird fertig, als er aber selben noch andern Tag aufsteigen lassen will, bekommt selber aus einem königl. Kreisamte das Verbot, keinen mehr mit dem Feuer aufsteigen zu lassen. Zugleich muß sich der Künstler persönlich im königl. Kreisamte zu Saaz stellen, und wurde ihm abermalen mündlich verboten, den Luftballon mit dem Feuer mehr im Saazer Kreise aufsteigen zu lassen. Er aber betheuerte und zwar mit körperlichem Eid, daß dieses Feuer keinen Schaden thue, und keine Häuser oder Dörfer anzünde, er stünde hiesür mit Leib, Ehr und Gut. Aber es wurde ihm mit dem Feuer doch nicht mehr erlaubt.

Darum denn kam selber Künstler ganz bestürzt aus dem königl. Kreisamte nach Komotau zurück, und weil er schon wiederum einen zweiten Ballon fertig hatte, so trug er selben hinaus zum Schießhaus und ließ ihn steigen in die Höhe ohne Feuer. Aber weit gefehlt! Der Ballon stieg nicht halb so hoch ohne Feuer, gleng auch nicht weiter als vom Schießhaus weg über die nächsten fünf Gärten, wo er in dem letzten der Jungfer Pittschanin schon wiederum heruntergefallen, wo alle die Buben durch alle die Gärten durch sind und alle lebendige Zäune zerrissen, und das bis in den letzten Garten, wo sie auch die große Luftmaschine liegend fanden.

Also mußte der gute Künstler wieder von Komotau weg, wo er schon wiederum in einem andern Kreise Böhmerlands die Erlaubniß erhielt, seine Kunst der Luftballone zu treiben mit dem hierzu nöthigen Feuer. Recht und billig, die Menschen wollen leben, und es ist ein ehrliches, ja künstliches Brod, ein Luftballon, der selber aufsteigen gesehen hat.“

**Dr. L. Schlesinger.**

Deutsch-Nepomuk. Herr Dr. R u s c h k a in Klattau schreibt uns hierüber Folgen des: „Genehmigen Sie eine berichtigende Ergänzung zum Artikel „Ein verlornen Posten“ von Seite meines aus Nepomuk gebürtigen 63 Jahre alten H. Collegen Prof. P. Augustin Wein furter. — Nicht durch ein Elementar-Ereigniß wurden die Kolonisten von Deutsch-Nepomuk gezwungen Baiern zu verlassen, sondern der damalige Proger Erzbischof Graf Ferdinand Kuenburg sprach den Wunsch aus, auf seiner Herrschaft Rožmital auch eine deutsche Kolonie zu haben und es erging von ihm eine Aufforderung nach dem benachbarten Baiern, worauf an 20 Familien sich freiwillig dazu entschlossen (unter den im V. Hefte bereits angegebenen billigen Bedingungen). Ebenso wurde auch von da aus das zweite sog. Neudorf oder Neu-Nepomuk (Zalany) bloß darum gegründet, weil die Felder der ersten Gemeinde theilweise zu entlegen waren — über eine viertel Stunde —, so daß sich ein Theil der Bewohner dort anbaute, und daher Neudorfer hießen. Siebmacher und Schleifer sind nicht ursprüngliche Bewohner, sondern wohl erst später und von anderwärts hinzugekommen; hingegen waren die ersten Bewohner außer ihrer bereits angegebenen Betriebsamkeit als Nagelschmiede u. s. w., auch als Laufschnaider und Weber besonders thätig. Das Czechische ist zwar schon eingebürgert, doch blieb die Schule selbst auf Wunsch der Czechen deutsch. Herrn Professor Weinfurters Aeltern und Großältern erinnerten sich noch der Einwanderung.“

## Kurzer Bericht

### über die wissenschaftliche Thätigkeit der einzelnen Sektionen.

#### Erste Sektion.

Obmann: Prof. Dr. Höfler.

Obmannstellvertreter: H. B. Scheinpflug.

Schriftführer: Dr. Hallwich.

Wir haben über die seit Jänner d. J. abgehaltenen Versammlungen zu berichten. — In der Sitzung vom 7. Jänner erinnerte der Obmann der Sektion in längerer Rede an den am 5. Dezember v. J. verstorbenen Dr. E. F. Höfler und dessen Verdienste um die vaterländische Rechtsgeschichte wie insbesondere um unsern Verein. Der Obmannstellvertreter referirte in derselben Sitzung über P. Krahl's Geschichte von Komotau, übernahm jedoch dieselbe nach längerer Debatte zur neuerlichen Berichterstattung. — In der Sitzung vom 4. Februar hielt H. Pf. Dr. Höfler einen Vortrag über die Entwicklung des Nationalitätsprinzips; H. Pf. Dr. Schulte sprach lebhaft gegen die in dem Vortrage ausgesprochenen Grundgedanken. — Am 7. April eröffnete H. Pf. Dr. Höfler die Sitzung mit einer Rede, veranlaßt durch den plötzlichen Tod Sr. Majestät des für Erforschung der Geschichte Deutschlands hochverdienten Königs Maximilian von Baiern; die Sektion erhob sich zum Zeichen ihrer Verehrung des verbliebenen Monarchen. — Hierauf referirte der Obmann über den zweiten Theil von Scheinpflug's Geschichte des Klosters Osegg, die er, wenn nur in einzelnen Partien von dem Verfasser Kürzungen vorgenommen würden, als zur Drucklegung geeignet erklärte. — Die Maifestung fiel wegen des Feiertages Christi Himmelfahrt aus.

#### Zweite Sektion.

(Rechtsgeschichte.)

Obmann: Herr Prof. Dr. Schulte.

Obmannstellvertreter: Herr Dr. Pelzel.

Schriftführer: Herr Dr. Franl.

Diese Sektion ist fortwährend mit Herbeischaffung und Zugänglichmachung den Quellen beschäftigt, und schreiten diese Arbeiten vorzüglich durch die aufopfernde einsige Thätigkeit des Vereinspräsidenten Herrn Dr. Pelzel wacker vorwärts. Der Codex des Briccius ist, soweit sein Urtext lateinisch ist, in diesem Urtexte

hergestellt, soweit er im Urtexte böhmisch ist, wurde er in's Deutsche übersezt.

Ferner sind folgende Rechtsbücher in das Deutsche übersezt:

1. Das Regensburger Rechtsbuch.
2. Das Rechtsbuch des Andreas von der Eiche.
3. Die böhmische Landrechtsordnung (řád práwa zemského).
4. Die Sobieslaw'schen Stadtrechte.

Die Sektion hielt seit dem legt veröffentlichten Berichte zwei ordentliche Sitzungen.

In der Sitzung vom 10. März 1864 gab Herr D. Pelzel eine geschichtliche Übersicht der Quellen des böhmischen Landrechtes. So wie der Vortragende bereits früher den Nachweis geliefert hatte, daß das jus teutonicum, nach welchem in der ältesten Zeit die Bürger der freien königlichen Städte lebten, eben kein anderes gewesen sei, als das schwäbische Landrecht, dessen Codex, der Schwabenspiegel, bald nach dessen Niederschreibung in's Böhmische übersezt worden war, und das älteste geschriebene Stadtrecht in Prag bildete; so versuchte er nun, in einer historischen Übersicht der Quellen und Codificirungen des böhmischen Landrechtes darzuthun, daß auch in diesem frühzeitig sländisches Recht Geltung erlangt hatte. Diesem letzteren, so wie dem Umstande, daß die Verhältnisse eines vorzüglich Viehzucht treibenden Volkes, wie es die Czechen noch im 10. und 11. Jahrhunderte waren, nur wenige Rechtsgebräuche zu ihrer Befriedigung bedürfen, sei es auch zuzuschreiben, daß sich nur wenige slavische Rechtsgebräuche erhalten haben.

Als die ältesten geschriebenen Gesetze wurden die wenigen Verordnungen bezeichnet, welche Herzog Břetislav 1038 in Gnesen bei Abholung der Reliquien des h. Adalbert erließ. Diesen folgten einige wenige Gesetze von Herzog Konrad Otto in Mähren 1179 — 1192, welche wir aus der Bestätigung Přemysl Ottokar des I. aus dem Jahre 1222 oder 1229 kennen, welche beide in lateinischer Sprache verfaßt sind.

Die erste umfangreichere Rechtsammlung ist das Rechtsbuch der alten Landherren von Rosenberg, welches bis in das 16. Jahrhundert eines der wichtigsten Rechtsbücher blieb, und in böhmischer Sprache geschrieben ist.



Die Entstehung dieses Rechtsbuches, das eine Privatarbeit ist, glaubt der Vortragende unbedingt in das 13. Jahrhundert verlegen zu müssen. Der gewichtigste Grund, der ihn hiezu bestimmt, ist der, daß das 17. Kapitel dieses Rechtsbuches noch von der Übergabe der Parteien an das Amt und auf ohřeb ausführlich handelt, so daß also damals noch die Übergabe auf ohřeb in vollem Gange gewesen sein mußte, während dem in dem, im Jahre 1348 von Kaiser Karl IV. dem Landtage mit der Majestas Carolina vorgelegten *ordo iudicii terrae* die Übergabe auf ohřeb schon so veraltet und außer Gebrauch war, daß man nicht mehr wußte, was denn der ohřeb sei. Zur Erlösung eines so tief im Charakter des slavischen Volkes gelegenen Rechtsgebrauches, wie es der ohřeb sei, wäre aber der Zeitraum von 48 Jahren viel zu kurz.

Das Rosenberger Rechtsbuch wurde wahrscheinlich für den berühmten Zawisch von Rosenberg geschrieben, der 1280 starb. Die älteste Handschrift befindet sich bei der Lehentafel des Könige. Böhmen als Quatern Nr. 1; die jüngsten Handschriften entstanden um die Mitte des 16. Jahrhunderts und enthalten als Characteristicon jene eigenthümliche böhm. Übersetzung des Schwabenspiegels, welche mit dem Cap.: „Vom Bucher und von Bucherern“ beginnt.

Kaiser Karl IV. versuchte es zuerst, ein geschriebenes, authentisches böhmisches Landrecht zu Stande zu bringen; es ist dieß die sogenannte Majestas Carolina und der *Ordo iudicii terrae*, welche er gegen 1348 dem böhmischen Landtage zur Annahme vorlegte. Die böhmischen Stände sträubten sich jedoch so heftig gegen die Annahme der Majestas Carolina, daß Kaiser Karl IV. selbst, nachdem auch das Originalmanuscript noch zufällig verbrannt war, auf dem Landtage vom 6. Oktober 1355 ausdrücklich erklärte, sie habe niemals Geltung erlangt.

Demungeachtet haben beide Gesetzesbücher, von denen die Carolina das materielle, das *ordo* das formelle Recht umfaßt und die sich beide in Copien erhielten, nach und nach Eingang bei den Gerichtshöfen gefunden, so zwar, daß sie im Anfange des 15. Jahrhunderts unterschieden als bestehendes Gesetz angesehen wurden. Eine Umarbeitung des *ordo iudicii terrae* ist der *řad práwa zemskeho*, welche nach Karl IV. Tode geschrieben wurde.

Vom lateinischen Texte der Carolina, welcher lange Zeit als gänzlich untergegangen ge-

halten wurde, sind gegenwärtig 3 Handschriften bekannt, in der Prager Universitätsbibliothek, in der I. öffentlichen Bibliothek (mit I G 18 bezeichnet) und die Handschrift des Treboener Archives.

Von der böhmischen Übersetzung der Carolina bestehenden drei Recensionen.

Im Jahre 1402 schrieb Andreas von der Eiche, in den letzten Jahren Karl's IV. und unter Wenzel oberster Landrichter, den ersten Theil seines Rechtsbuches bis §. 82 und von da bis §. 123 zu Ende des Jahres 1411 oder Anfang des Jahres 1412. Dieses Rechtsbuch, obgleich wie das Rosenberger bloße Privatarbeit, erlangte jedoch wie dieses in der Gerichtspraxis ein bedeutendes Ansehen, und zwar verdienterer Maßen, da es nicht bloß Rechtsgewohnheiten, sondern wirklich bestehendes Gesetz enthielt. Unter der großen Anzahl von Handschriften hiervon ist eine der ältesten im Prager Stadtarchiv.

Im Anfange des 15. Jahrhunderts legte der Schöppenhof der Altstadt Prag eine Sammlung aller damals bekannten einheimischen Rechtsquellen an; es ist dieß der im Prager Stadtarchive noch vorhandenen Pergamentcodex, welcher das wichtigste Manuscript für unser einheimisches Recht ist.

Der Codex zerfällt in drei Theile, in Landrecht, Lehnrecht und Stadtrecht. Als Landrecht enthält derselbe: das Rechtsbuch des Andreas von der Eiche, das Rosenberger Rechtsbuch, die Gerichtsordnung des böhmischen Landrechtes, alle drei in böhmischer Sprache, und den *ordo iudicii terrae* lateinisch. Der Umstand, daß die Carolina in diesem Codex unbegreiflich scheinender Weise fehlt, erklärt sich daraus, daß die einzige von den drei genannten Handschriften des ersten zur Zeit der Zusammenstellung des Stadtarchivcodex verwendbar, wahrscheinlich den Codificatoren nicht bekannt war.

Die ältesten, oben erwähnten Gesetze Herzog Břetislav's und Konrad Otto's sind in diesem Codex nicht enthalten, sie waren längst vergessen. Außer diesen beiden Gesetzen aber gab es bis zum Anfange des 15. Jahrhunderts keine authentischen Gesetzesammlungen, und darum enthält der Prager Stadtarchivcodex auch nur von Privaten verfaßten Rechtsbücher.

Gegen 1536 übersetzte Magister Briccini von Kaurim, Schreiber bei dem I. böhm. Kammergerichte, später Notarius bei dem Altstadt-Prager Schöppenhof, jenen Theil des in dem Prager Stadtarchivcodex enthaltenen Stadt-

rechtes, welcher lateinisch geschrieben ist, ins Böhmisches, fügte die weitere Fortbildung des Rechtes bis auf seine Zeit hinzu und veröffentlichte seine Arbeit im J. 1536 durch den Druck.

Dem Bedürfnisse nach der von Briccius nicht veröffentlichten Hälfte des Stadtarchivcodex half jene zwischen 1536 und 1579 entstandene große Gruppe von Papierhandschriften nach, welche die böhmische Übersetzung des Schwabenspiegels, beginnend mit dem Capitel vom Wucher und von Wucherern, enthält. Diese Handschriften sind Copien eines Theiles des Stadtarchivcodex und enthalten außer dem Rechtsbuche des Andreas von der Eiche, dem Rosenberger Rechtsbuche und der Gerichtsordnung des böhmischen Landrechtes, alle drei in böhmischer Sprache, die beiden abgekürzten Recensionen des böhmischen Textes der Carolina, aus deren Aufschriften sich ergibt, daß man im 16. Jahrhunderte die Majestas Carolina entschieden als ein wirklich bestehendes Landesstatut betrachtet habe. Ferner enthalten diese Handschriften einige Landtagsbeschlüsse aus der Periode Kaiser Sigismunds 1420 bis 1437, endlich einen Landtagsbeschuß vom 4. Juli 1454. Diese Landtagsbeschlüsse, welche als solche im Landrechte Anwendung fanden, sind auch von Einfluß auf die Stadtrechte gewesen. Zu das Ende des 15. Jahrhunderts fällt noch eine Privatarbeit über das Landrecht, nämlich das Tobitschauer Rechtsbuch, welches Gewohnheitsrecht des Brünnner Landrechtes und eine Anzahl von Formularien enthält. — In den letzten Jahren des 15. Jahrhunderts trug König Vladislaw dem Vater Holicky von Sternberg auf Leschna, dem Zdenko von Sternberg auf Zbítow aus dem Herren- und dem Albrecht Rendl von Aushowa aus dem Ritterstande auf, ein geschriebenes Landrecht zu verfassen. So kam die im Jahre 1500 durch den Druck veröffentlichte Landesordnung zu Stande, an der Albrecht Rendl, der wegen des Übergewichtes seines Geistes und seiner Kenntnisse, noch mehr wegen seiner wechselnden Parteilstellung zwischen Adel und Bürgerthum in dem Rufe eines Sophisten stand („Rendeln“ bedeutete damals in Böhmen etwa das heutige Rabulistikertreiben) den wichtigsten Antheil hatte.

Von dieser Landesordnung, welche eine Sammlung von Landtagsbeschlüssen und landrechtlichen Schöppensprüchen enthielt, sind drei Exemplare bekannt, eine im Fürst Loblowitz's

schen Archive, eine im böhmischen Museum und eine in der k. Bibliothek in Wien.

Diese Landesordnung, welcher die Bürger den Spottnamen „Rendelrecht“ gaben, war die Veranlassung langdauernder Zwistigkeiten zwischen den Bürgern, dann dem Herren- und Ritterstande, welche erst 1517 durch den St. Wenzelsvertrag beigelegt wurden.

Eine von Roderich Daubrawsky von Daubrawa lateinische verfaßte Übersetzung dieser Landesordnung wurde vom Verfasser dem neu-erwählten Könige Ferdinand I. im Jahre 1527 bei seiner Ankunft in Böhmen als Willkommensgruß überreicht. Da diese Übersetzung nicht vollständig mit der im Jahre 1500 veröffentlichten Landesordnung übereinstimmt, sondern Interpellationen und Zusätze enthält, welche sich wörtlich in späteren Landesordnungen wieder finden, so ist die Annahme wahrscheinlich, daß sie eine Übersetzung, nicht der ursprünglichen, sondern jener verbesserten Landesordnung ist, welche aus den Arbeiten der mit Landtagsbeschuß vom 2. März 1522 niedergesetzten Specialcommission von je 14 Personen aus dem Herren-, Ritter- und Bürgerstande hervorgegangen ist, der böhmische Text dieser Landesordnung von 1500 und Daubrawsky's Übersetzung sind im Archiv Český veröffentlicht. Der Originaltext des lateinischen Textes befindet sich in der k. k. Hofbibliothek in Wien.

So war denn endlich auch in Böhmen ein geschriebenes Landrecht zu Stande gekommen.

In diese Zeit fällt endlich noch eine Privatarbeit über das böhmische Landrecht, das Werk des Viktorin Kornelius v. Wěšhrd aus Chrudim, „von den Rechten, Gerichten und von der Landtafel des K. Böhmen.“ Dasselbe enthält die Gerichtsordnung des böhmischen Landrechtes und ist das vollständigste, umfangreichste Werk, welches wir hierüber besitzen. Die Kennzeichen der alten vom Verfasser als richtig erklärten Handschriften sind: im Eingange die Widmung an König Vladislaw und am Schluß die die Erklärung Wěšhrd's, worin er die ohne sein Wissen und Wollen von Anderen herrührenden Abschriften für unvollendet erklärt. Nach Hanka besteht vom Werke Wěšhrd's eine deutsche Übersetzung von Franz Zwerina aus dem Jahre 1808 in der k. Universitätsbibliothek in Prag.

Nun folgen die verschiedenen Auflagen der Landesordnung rasch auf einander; unter Fer-

binand I. erschienen drei und zwar 1530, 1550 und 1564, dann eine unter Maximilian.

Aus der Betrachtung dieser Landesordnung ergibt sich, warum der Adel sich so sehr gegen die Annahme der Carolina sträubte, da in dieser noch ein starkes Königthum zu finden ist, und die blühenden Städte als 4. Stand auf den Landtagen bedeutenden Einfluß übten, währenddem der Adel bestrebt war, seine Macht und seinen Einfluß auf Kosten des Königthumes und der Landbevölkerung auszudehnen. Der Einfluß des Bürgerthums wurde durch die im Gefolge der Hussitenunruhen ausgebrochene demokratische Bewegung Anfangs noch so sehr gesteigert, daß der Bürgerstand sogar den Versuch machen konnte, sich Rechte anzueignen, wie das der Regentschaft des Bürgermeisters der größeren Stadt Prag während der Zeit, wo kein Kronerbe vorhanden ist, eine Art Reichsunmittelbarkeit der Hauptstadt Prag, ja sogar im Falle als der Landtag sich über die Wahl des Fürsten nicht binnen drei Tagen einigen könnte, so sollte derjenige als gewählt zu betrachten sein, welchem die Rathsherren mit der Gemeinde ihre Stimmen geben. Zum Beweise dieser Rechte waren die Sobieslawischen Stadtrechte fabricirt worden.

Im weiteren Verlaufe des Hussitenkrieges wurden jedoch die Städte und der Bürgerstand so geschwächt, daß die Landesordnung vom Jahre 1500 zu ihrem großen Nachtheile verfaßt werden, und daß der Adel 1504 den Versuch wagen konnte, den Bürgerstand vom Landtage gänzlich auszuschließen. Nicht minder lebhaft wurde der Streit zwischen dem Adel und dem Königthume geführt. Zwar war es der kräftigen Hand Kaiser Ferdinand I. gelungen, die Anmaßungen des Adels wenigstens zeitweilig einzudämmen und die königliche Gewalt zu befestigen, wie es die Landesordnungen von 1530 und 1550 im Vergleiche zu jener von 1500 beweisen; allein das Königthum war bereits zu sehr unterwühlt; unter Ferdinand I. Nachfolgern ging es beinahe vollständig unter und der Winterkönig war nur noch eine im den Königsmantel eingehüllte Puppe, während eine gewalthätige Adelsoligarchie die Regierungs-

gewalt zum Unheile des Landes, aber auch zum eigenen Verderben, an sich gerissen hatte. Sie fand ihren Untergang in der Schlacht am weißen Berge, zum Glücke unseres engeren Vaterlandes.

So war endlich auch in Böhmen das Mittelalter mit seiner eigenthümlichen Rechtsbildung zum Abschlusse gekommen. Die Neuzeit mit ihren Rechtsbildungen beginnt für das Stadtrecht mit dem Kolbina'schen Codex, für das Landrecht mit den erneuerten Landesordnungen für Böhmen vom 16. März 1627, für Mähren vom 10. März 1628.

Der Bruch mit den alten Landesordnungen ist ein vollständiger; die Fortbildung des Rechtes geschieht fortan im Wege der Gesetzgebung, Anfangs in der Form von Novellen zu den verneuerten Landesordnungen, dann in der Form von Patenten und Hofdekreten bis zur Abfassung der allgemeinen Gerichtsordnung und des allgemeinen bürgerlichen Gesetzbuches.

Zu der am 14. April l. J. abgehaltenen ordentlichen Sitzung behandelte Hr. Dr. Pelzel die Frage, ob es in Böhmen im Mittelalter neben den ordentlichen landesfürstlichen Gerichten auch noch besondere Geschworenengerichte gab.

Zu Folge Beschlusses der Section wird dieser Vortrag in der vom Vereine herausgegebenen „Mittheilungen“ veröffentlicht werden.

#### Vierte Section.

Obmann: Dr. Vanhaus.

Obmannstellvertreter: Prof. Krautschneider.

Schriftführer: J. U. C. Klutschak.

Dieselbe hat seit Oktober 1863 bis Ende April l. J. sechs ordentliche und eine außerordentliche Sitzung abgehalten. In denselben kamen fünf Abhandlungen zum Vortrage, nämlich: Über die Industrie von Braunau und Umgebung von Joseph Ermer, und über die Geschichte des Bergbaues in Klostergrab von Prof. Scheinpflug; Skizze aus dem Böhmerwalde: „Wallern und die Wallinger“; über die ersten Glashütten in Böhmen. Außerdem hat sich die Section neu konstituiert, organisiert und sich mit dem Programm ihrer Wirksamkeit beschäftigt.

## Geschäftliche Mittheilungen.

### Nachtrag zum Mitgliederverzeichnis.

Geschlossen Ende April 1864.

#### Ordentliche Mitglieder.

Herr <b>Holzammer</b> Joseph, Professor an der höheren Handelslehranstalt in Prag.	Herr <b>Richter</b> Jos. W., Hauptschullehrer in Barnsdorf.
„ <b>Lange</b> Adolph, Lehrer in Heinersdorf bei Friedland.	„ <b>Stotschel</b> Jos., Privatier in Prag.
„ <b>Mannl</b> Oswald, Kleriker in Tepl.	„ <b>Ulbrich</b> Jos., J. Stud. in Prag.
„ <b>P. Müller</b> A., Pfarrer in Neulentersdorf in Sachsen.	„ <b>Wien</b> Ignaz, J. Dr. in Prag.
	„ <b>Winter</b> Oswald, Ökonom in Prag.
	„ <b>Zedtwitz</b> Graf Friedrich, k. k. Feldmarschall-Lieutenant in Pension in Prag.

#### Verzeichniß

der Geschenke, welche vom 1. März bis Ende April 1864 dem Vereine gemacht worden sind, und wofür hiemit der geziemende Dank ausgesprochen wird.

- Herr Dr. **Richard Andree** in Dresden: 5 Werke in 5 Bänden — 14 Broschüren und einen Farbendruck.
- „ **Karl Binder**, Weinhändler in Prag: 5 Werke in 5 Bänden, darunter ein Psalterium aus dem 15. Jahrhunderte mit gemalten Initialien und „Stam und Gesellenbuch“ (Mit Holzschnitten von Jobst Amman) 1579.
- „ **Hermann Blömer**, Buchhändler in Leitmeritz: eine Photographie.
- „ **k. k. geographische Gesellschaft** in Wien: 6. Jahrgang der Mittheilungen der k. k. geographischen Gesellschaft.
- „ **Joh. Gruf**, Maler in Leitmeritz: eine Handzeichnung der alten St. Georgskirche in Leitmeritz.
- „ **Rudolph Haase**, J. U. D. in Prag: Codex diplomaticus Saxoniae regiae. II. Haupttheil. 1. Band.
- „ **Hermann Hallwich**, Ph. D. in Prag: 27 Werke in 29 Bänden — 7 Broschüren.
- „ **A. L. Sidmann**, Concipist bei der Handels- und Gewerbekammer in Eger: Hauptbericht der Handels- und Gewerbekammer zu Eger. 1863.
- „ **Johann Köhler** in Prag: eine Urkunde.
- „ **Jos. Kraus**, Bürgermeister in Graupen: 3 Abdrücke der Graupner Stadtsiegel.
- „ **Friedrich Lippmann** in Prag: „Geistreiche Gesänge und Lieder über Sonn- und Festtags- Episteln und Evangelia.“ Mit Kupfersichen von Keutz. 1725.
- „ **P. Salesius Mayer**, Th. D. und Professor in Prag: Bohemia 1833.
- „ **Germanisches Museum** in Nürnberg: Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit. 2. und 3. Heft. 1864.
- „ **Jos. Neumann**, k. k. Landesgerichtsrath in Prag: 2 Pergamenturkunden.
- „ **Wolf Pascheles**, Buchhändler in Prag: Sippurim. 4 Bände.
- „ **J. A. Pelleter**, Ph. D., Kreuzherrnordenspriester: 3 Urkundenabschriften.

- „ Ludwig Schlessinger, Ph. D. in Prag: eine Broschüre.
- „ Philipp Leweles, Cultusgemeindefretär in Prag: 3 Werke in 3 Bänden — 2 Broschüren — „Tagesbote aus Böhmen“ vom 1. Jan. bis 10. April 1864.
- Deutscher Turnverein** in Prag: Verwaltungsbericht des Vorstandes des deutschen Turnvereines für das J. 1863.
- „ Nil. Urban von Urbanstädt, k. k. Finanz-Bezirks-Commissär in Eger: Materialien zur Geschichte von Eger. Mspt.
- Historischer Verein** zu Bamberg: 26. Bericht über das Wirken und den Stand des historischen Vereines zu Bamberg. 1862/3.
- Verein für Geschichte und Alterthumskunde zu Frankfurt am Main:** Archiv für Frankfurts Geschichte und Kunst. Neue Folge. 1. u. 2. Band — 5 Hefte Neujahrsblätter und zwar von 1859 bis incl. 1863 — Vertikale Beschreibung der Stadt Frankfurt. 2 Bände — eine Broschüre.
- Hanauer Bezirks-Verein:** Mittheilungen des Hanauer Bezirksvereins für hessische Geschichte und Landeskunde. Nr. I bis incl. III.
- Historischer Verein für das Großherzogthum Hessen** in Darmstadt: Hessische Urkunden. 3. Bd. — Archiv für Hessische Geschichte und Landeskunde. 10. Bd. 3. Heft.
- Historischer Verein für Krain** in Laibach: Mittheilungen des historischen Vereins für Krain 1864. 1. u. 2. Heft.
- Verein für Heimatkunde des Kurkreises** in Wittenberg: „Wittenberg vor 50 Jahren.“
- „ Wilhelm Volkmann, Ph. Dr. und k. k. Universitätsprofessor in Prag: „Die lateinisch-böhmischen Osterspiele des 14. und 15. Jahrhunderts.“
- „ Adolph Waldau, Prof. a. d. Oberrealschule in Böhmisches-Leipa: 60 Abdrücke von Städteiegeln des Saazer Kreises.
- „ Karl Würbs, Gallerie-Inspektor in Prag: „Sammlung von 47 weltlichen Landliedern, zusammengetragen von Karl Kraus, Schullehrer im Dorfe Lobs, Herrschaft Falkenau.“ Mit Melodien. 1816. Mspt.

---

Vom 15. Dezember 1863 bis Ende April 1864 hat der Verein folgende Mitglieder durch den Tod verloren:

- Herrn Gustav Landa, Med. et Chir. Dr. in Leitmeritz († 9. März 1864).
- „ Franz Herradt, Kaufmann in Reichenberg.
- „ Christoph Rosner, Kassier der k. k. patr.-ökonomischen Gesellschaft in Prag. († 29. April 1864.)

---

☞ Den P. T. Herren Mitgliedern wird zur Kenntniß gebracht, daß die Diplome auch durch die Herren Vertreter des Vereines bezogen werden können.

## Inhaltsverzeichnis.

- Die Ausbreitung der deutschen Nationalität in Böhmen. Von W. Weber. 1. 50.  
Heidnisches aus Böhmen. Von Dr. J. B. Grohmann. 17, 94.  
Aus der Geschichte der Stadt Graupen. Von Dr. Hallwich. 25.  
Haben die Deutschen in Böhmen eine Geschichte? Von 35.  
Mansfeld und die Stadt Schlaggenwald. Von A. Kohl. 39, 73, 105.  
Eine Selbstbiographie aus dem Anfange des XVI. Jahrhunderts. Von Prof. J. Wolf. 67.  
Aus der Frais. 91.  
Die Deutschen Bauern-Colonien in Böhmen und ihr Einfluß auf das Land und die Landwirtschaft. Von A. S. 99.  
Die Industrie des Braunauer Bezirkes. Von J. Ermer. 117.  
Über das Deutsche Volkslied. Von Prof. B. Scheinpflug. 123, 162.  
Programm über die Wirksamkeit der IV. Sektion des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen. 133.  
Dr. Emil Franz Köppler. Von A. S. 135.  
Die Egerländer. Von v. Urbanstäd. 142.  
Das Wappen und Siegel der Stadt Reichenberg. Von Z—r. 148.  
Über die historische Entwicklung des Nationalitätsprinzips. Von E. Höfler. 165.  
Skizzen aus dem Böhmerwald. I. Wallern und die „Wallinger.“ Von L—s—r. 176.  
Das Lied von der Schlacht bei Aufsig. Von Dr. Hallwich. 184.  
Der Statistiker Joseph Hain. Von A. S. 196

## Miscellen.

- Ein verlorener Posten. Von L—s—r. 153.  
Der „große Böhme“ Bohuslaw v. Hassenstein ein Deutscher. 155.  
Schlaggenwalder Eruanten. 156.  
Ein Egerer Bürger aus dem 15. Jahrhundert. 158.  
Volkswirtschaftliche Anschauungen früherer Zeiten. 1. Die guten alten Zeiten 199. — 2. Der Handel früherer Zeit und die Privilegien. 200.  
Der erste Luftballon zu Komotau im Jahre 1790. Von Dr. Schlefinger. 202.  
Deutsch-Neupomuk. 204.

Berichte über die Sektionsitzungen. 28, 128, 205.

Geschäftliche Mittheilungen. 30, 64, 97, 130, 163, 208.

